

Litt. III.

3.

Leben und Schicksal

Johann Gottlieb Fichte

geboren am 12. Mai 1762 in Rammenau
gestorben am 26. Januar 1814 in Berlin

als Anhang zu seinem Werke

dem Land angehört

Verlag von
Friedrich Vieweg
Hannover
1814

Leben und Schicksale

des

Johann Gottlob Vogt,

ehemaligen Kaiserlich = Russischen Rittmeisters, und
nachherigen Königl. Niederländischen Hauptmanns.

Von ihm selbst beschrieben

und

als Andenken für seine Freunde

dem Druck übergeben.

Dritter Theil.

N a u m b u r g,
gedruckt bei Karl August Klaffenbach.

1831.



A



Meinem hochverehrten Freunde
dem
Herrn Professor Dr. Gruber
in Halle,

als ein schwaches Zeichen
meiner Achtung und Liebe
gewidmet.

Gern wünscht der Freund sich durch ein Liebeszeichen
Ein Denkmal zu erbaun in Freundes Brust,
Dum wollt' auch ich so gern Dir etwas reichen,
Des warmen Herzens dankbar mir bewußt,
Daß schon in unsrer Kindheit goldnen Tagen
Bis heute liebevoll für mich geschlagen.

Auch in der Ferne dacht' ich stets mit Liebe
Des Freundes in dem theuren Vaterland,
Denn wohl durchglühen uns die heil'gen Triebe
Der Jugendfreundschaft bis zum Grabesrand.
Und was sich in der Ferne treu erhalten,
Das kann wohl in der Nähe nicht veralten.

Zwar ist es nur ein Bild aus meinem Leben,
Das schüchtern meine Hand Dir jezo weiht,
Doch wird's aus treuem Herzen ja gegeben,
Das freudig selbst zum Opfer Dir sich beut.
Drum nimm sie gütig auf die kleine Gabe,
Und denke, daß ich keine bess're habe!

Neunundzwanzigstes Capitel.

Ankunft in Java. Marsch nach Mr. Cornelis. Reise nach Batavia.
Charakteristik der Chinesen. Zurückkunft nach Java.
Dienstgeschäfte in Weltevreden.

So wie schon der Anblick der Küsten von Java nicht geeignet war, ein günstiges Urtheil von der ganzen Insel bei uns zu bewirken, so sollte jetzt, als wir an die Mündung des Sakkatarg gelangten, auch unser Geruchssinn auf eine so unangenehme Weise affizirt werden, daß wir uns nicht das erfreulichste Bild von Batavia entwarfen, woher die Wohlgerüche kamen, die unsere Nasen erfüllten. Wie ich späterhin erfuhr, so wurde dieser Uebelstand vorzüglich dadurch bewirkt, weil von den Bewohnern der Stadt aller Unrath in den Fluß geworfen wurde, der bei der großen Sonnenhitze in Fäulniß überging, und die ganze Luft mit einem abscheulichen Geruche erfüllte, welcher so nachtheilig auf die Gesundheit der Einwohner wirkte, daß die Sterblichkeit in Batavia auf der ganzen Insel am größten war. — Als wir näher an die Stadt kamen, erblickten wir mehrere Krokodile, welche sich gewöhnlich hier aufzuhalten pflegen, um die Abgänge aus den am Flusse befindlichen

Schlächthäusern zu verzehren, weshalb man zuweilen ein schreckliches Geheul vernimmt, das vorzüglich bei Nachtzeit Entsetzen erregt. Diese Thiere sind überaus gefräßig, und wären daher das größte Unglück für die Einwohner, wenn die Eier, deren das Weibchen gegen 100 in den heißen Sand legt, alle ausgebrütet würden. So aber hat Gottes Weisheit ihrer übergroßen Vermehrung vorzüglich durch das Schnecumon Schranken gesetzt, welches die Eier aufsucht, und verzehrt, nicht aber, wie man sonst glaubte, den schlafenden Krokodilen in den Bauch kriecht, und ihnen die Eingeweide zerbeißt.

Die Einwohner haben sich, wenn sie auf dem Flusse mit kleinen Rähnen fahren, gar sehr vor ihnen in Acht zu nehmen, da sie diese durch das Schlagen ihres Schwanzes, in welchem sie eine so außerordentliche Kraft besitzen, daß sie einen Menschen damit zu tödten vermögen, umzuwerfen versuchen, um dann ihre Beute zu verzehren.

An einem mit Bäumen bepflanzten offenen Plage, wo die Güter der angekommenen Schiffe untersucht wurden, stiegen wir ans Land. Die Husaren bildeten den Vorderzug, und mich traf das Loos, die Arriergarde zu führen. Unser Weg ging zuerst durch die Grabmähler der Chinesen, welche einen Raum von $\frac{3}{4}$ Stunden einnehmen, wo ein steinernes Gewölbe an das andere sich reihte, mit chinesischen Charakteren beschrieben.

Um jedes Grab befand sich eine Vertiefung, welche mit Wasser angefüllt war, so daß der Platz einem Sumpfe gleich. In feierlicher Stille ging unser Zug durch die Ruhe-

stätte der Todten, gleich als wollte man die Schläfer nicht in ihrem friedlichen Schlummer stören. Hierauf gelangten wir an die Vorstädte von Batavia Nysswik und Molenvliet, welche durch einen Kanal von einander geschieden werden, und wo die meisten Europäer sich aufhalten, da die Luft hier viel gesunder ist, als in der Stadt.

Freudig wurden wir von den Einwohnern begrüßt, und zum Zeichen ihrer freundschaftlichen Gesinnungen mit Erfrischungen aller Art beschenkt, was uns zum Beweise diente, daß man sich hier unter der niederländischen Regierung glücklicher gefühlt hatte, als unter dem Despotismus der Engländer, zu deren Lobe man nirgends viel zu sagen wußte, weil sie Aller Herzen durch ihren empörenden Stolz und ihre Habsucht gegen sich eingenommen hatten. Da aber unser Marsch nach Mr. Cornelis gerichtet war, so zogen wir hier nur vorüber und lernten daher Batavia für jetzt noch nicht kennen.

Die Soldaten hatten auf dem Schiffe das Marschiren schon so sehr verlernt, daß sie nach einem Marsche von 2 Stunden sämmtlich ermüdet waren, wozu freilich die Schwere ihres Gepäcks und die heißen Sonnenstrahlen beitrugen, die glühend auf uns herab fielen. Bald riefen mehrere aus, daß es ihnen unmöglich sei, vor Mattigkeit weiter zu kommen, und schickten sich an, ihr Lager aufzuschlagen. Ich hatte Befehl, streng darauf zu sehen, daß kein Soldat auf dem Marsche zurück blieb und brauchte daher, wo Worte nichts halfen, Gewalt, um die Müden von der Stelle zu bewegen, vorzüglich da ich wußte, daß das Niedersetzen auf den Boden nach vorher gegangener Erhitzung für einen Europäer in dortiger Gegend so leicht den Tod herbeiführt.

Eben war die Sonne untergegangen, welches nahe an der Linie das ganze Jahr hindurch beinahe zu ein und derselben Zeit geschieht, da der Unterschied des längsten und kürzesten Tages nur etwa 15 Minuten beträgt, als von allen Seiten aus den benachbarten Landhäusern Sklaven mit Fackeln erschienen, um auf Befehl der Polizeibehörden unsern Pfad zu erhellen, weil mit dem Erscheinen des Abends sogleich die Dunkelheit eintritt.

Nur noch eine halbe Stunde waren wir von Mr. Cornelis entfernt, und ich suchte daher den ermatteten Leuten dadurch Muth einzusprechen, daß ich sie auf das nahe Ziel unseres Marsches aufmerksam machte, wo sie sich nach den ausgestandenen Strapazen erholen könnten, aber demohngeachtet fielen einige derselben kraftlos zur Erde nieder und nichts vermochte sie von der Stelle zu bewegen. Es war ein wahrer Jammer, mein mattes Häuflein einherwancken zu sehen, das an Anzahl immer mehr gewann, da die vordern Züge mir stets neue Beiträge lieferten, an Kraft aber immer mehr verlor. Ich befand mich daher mit meinem Lazareth in großer Verlegenheit, da endlich Niemand mehr vorwärts wollte. Zum größten Glück erblickte ich Licht in der Nähe, das mir aus einem Hause hell entgegen strahlte, wo ich einen Wagen zu erhalten hoffte. Ich bat daher meine Untergebenen, einige Augenblicke Geduld zu haben, und sich nicht auf den kalten Boden nieder zu lassen, und ging selbst auf das Licht zu. In dem hell erleuchteten Hause schien es lustiger herzugehen als bei uns, denn lauter Jubel tönte mir aus demselben entgegen. Ich trat sogleich hinein und fand eine zahlreiche

Gesellschaft von Männern und Frauen versammelt, an deren Gesichtern ich bemerkte, daß sie sich sehr über den nächtlichen Besuch einer Militärperson wunderten. Ich bat wegen der Störung um Verzeihung und fragte nach dem Eigenthümer des Hauses, worauf sich ein kleiner, hagerer Mann erhob und nach meinem Begehren fragte. Ich schilderte ihm die Lage meines Kommandos, welches sich nicht weit von seiner Wohnung befände, und bat ihn um einen Wagen bis nach Mr. Cornelis, um die Schwächsten aufzuladen. Er zeigte sich hierzu sogleich bereitwillig, und bat mich, so lange es meine Zeit erlaubte, mich bei der Gesellschaft nieder zu lassen, um mich durch einige Gläser Punsch zu erholen, und gab dann einigen seiner Sklaven den Auftrag, etliche Flaschen Araf zu den Ermatteten hinaus zu tragen, um sie hierdurch zu erquicken. Die ganze Gesellschaft äußerte bei dieser Gelegenheit ihre Freude, die Engländer bald abziehen zu sehen, und Alle stießen mit mir an auf das Wohl des Königs Wilhelm. Da ich mich aber nicht lange aufhalten durfte, so empfahl ich mich, nachdem ich mich durch ein Glas Punsch erquickt hatte und dankte dem freundlichen Wirth für seine Bereitwilligkeit und Güte, worauf mich dieser einlud, ihm recht oft meinen Besuch abzustatten, da ich nun meine Wohnung in seiner Nähe aufschlagen würde. Ich versprach dem höflichen Manne von seiner Güte Gebrauch zu machen, und begab mich zu meinen Leuten zurück, welche unterdessen durch den ihnen gereichten Araf so gestärkt worden waren, daß ich keinen Wagen nöthig hatte, und ich denselben wieder zurück schicken konnte. In der heitersten Stimmung, von der Befriedigung eines drückenden Bedürfnisses bewirkt, marschirte

mein wieder genesenes Kommando rasch vorwärts, so daß wir bald in Mr. Cornelis anlangten, aus dessen Fort ein lauter Jubel uns entgegen schallte, da das ganze Offiziercorps daselbst durch Speise und Trank refreirt wurde. Nachdem ich meinen Rapport gemacht hatte, begab ich mich ebenfalls dahin, um an der allgemeinen Freude Theil zu nehmen. Man wunderte sich über mein langes Außenbleiben, und lachte herzlich bei der Schilderung meiner Noth, die ich jetzt bei einem Glas Portwein gar leicht vergaß. Wir brachten es bei dem edlen Tranke bald Alle so weit, daß wir auf unsern Plätzen einschliefen, und nicht eher erwachten, als bis die Morgensonne durch unsre Fenster schien. Es war ein komischer Anblick, sämmtliche Offiziere in ihrer Staatsuniform auf Stühlen und Bänken liegen und sich die Augen reiben zu sehen. Alle waren noch müde und matt von den gestrigen Strapazen und einige litten noch an den Folgen des Bacchusfestes, das sie als Freunde des Freude spendenden Gottes mit ganzer Seele gefeiert hatten.

Nachdem sich die ganze Gesellschaft von den nächtlichen Lagerstätten erhoben hatte, so wurde auf das Frühstück gehofft, da aber niemand unsern nüchternen Magen etwas anbot, so sahen wir uns genöthigt, uns selbst darum zu bekümmern. Wir begaben uns daher nach einem chinesischen Kampong, welcher 100 Schritte vom Fort entfernt lag, und wo eine Menge Buden aufgerichtet waren, in welchen man Kaffee und gebackenen Reis bekommen konnte. Der chinesische Restaurateur, bei welchem wir für unsere Bedürfnisse sorgten, empfing uns mit den größten Komplimenten, so daß wir bestätigt fanden, was wir schon früher von diesem Volke in dieser Rücksicht gehört hatten. Er faltete die Hände über die Brust, hob sie in die Höhe,

ließ sie langsam wieder sinken, neigte den Kopf dabei gar tief und rief uns tsin-tsin zu. Wir mußten über die komischen Manieren lachen, wodurch sich aber unser höfliche Chinese nicht irre machen ließ, da er ja durch seine Komplimente ein Gesetz erfüllte, welches in dem für das Volk entworfenen Komplimentirbuche, nach dem man sich streng zu richten hat, enthalten war. Dieses Buch muß aber gewiß mit großem Fleiße studirt werden, da 3000 Bestimmungen für verschiedene Höflichkeitsfälle darin vorkommen, welche man zur gehörigen Zeit zu beobachten hat, wenn man nicht als Uebertreter des Gesetzes gestraft sein will. Je größere Ehre man Jemandem seinem Stande nach zu erweisen hat, desto höher hebt man nach diesen Bestimmungen die Arme in die Höhe, und desto tiefer läßt man sie sinken, indem der Kopf sich mehr oder weniger zur Erde neigt. Mit einem komischen Gruße müssen sich ein Paar Freunde bewillkommen, welche sich eine Zeit lang nicht gesehen haben. Sie fallen 2—3 Mal vor einander auf die Kniee, und neigen sich so, daß ihre Nasen sich gegenseitig berühren. Und derjenige würde eine große Kälte verrathen, der diese Sitte nicht beobachtete, vielleicht aus Besorgniß, bei schmutziger Witterung seine Kleider zu verunreinigen.

Sehr lobenswerth ist aber nach diesem Komplimentirbuche das strenge Gesetz, das Alter zu ehren und bescheiden gegen Fremde zu sein, von welchen immer der den Vorrang hat, der am weitesten her ist. Es würde gar nicht übel sein, wenn auch unter uns ein solches Gesetz vorhanden wäre, welches manchem voreiligen jungen Menschen in Gesellschaft älterer Personen die Zunge bände, und verhütete, daß mancher unverständige Gedanke nicht laut würde. —

Wir fanden übrigens bei unserm Chinesen Alles wohl-
schmeckend, und dabei sehr billig, so daß wir uns über ihn
nicht beschweren konnten, ob man gleich gewöhnlich, und
wohl nicht mit Unrecht viel von der Betruglichkeit dieses
Volkes spricht. Jeder von uns bekam für seine Portion
eine Serviette, die aber nur in einem viereckigen Stück
Papier bestand.

Nachdem wir unser Frühstück eingenommen hatten,
kehrten wir in das Fort zurück, wo wir auf Kosten des
englischen Gouverneurs noch 2 Tage bewirthet wurden,
dann trat aber bei dem größten Theile der Offiziere Geld-
mangel ein, da die holländischen Gulden, welche für das
neue Gouvernement bestimmt waren, sich noch am Bord
befanden, und erst nach geschehener Uebergabe der Kolonien
an das Land gebracht werden sollten, welches erst nach An-
kunft des Gouverneur General van der Capellen ge-
schehen konnte. So war also bis dahin Noth in allen
Ecken. Den größten Theil meines bei dem Weinverkaufe
gelösten Geldes hatte ich bereits an hilfsbedürftige Kame-
raden verborgt, so daß meine Kasse auf einige Gulden
reduzirt war.

Die Klagen wurden bald allgemein, und gelangten zu
den Ohren des Kolonel Bojons, der mich durch den Un-
terinspektor L. fragen ließ, ob ich Lust habe, interimistisch
die Stelle eines Proviand-Kommissairs zur Anschaffung der
nöthigen Bedürfnisse zu übernehmen. Ich war hierzu so-
gleich bereitwillig, und fuhr daher schon nach einer Stunde
mit einem Beglaubigungsschein von Seiten der Administra-
tion unsers Bataillons versehen, nach Batavia, um das

Nöthige anzuschaffen. Ich nahm meinen Weg über die Niederlassung Weltevreden, welche 2 Stunden von Batavia entfernt liegt, und mit vielem Geschmack angelegt ist.

Ein großer freier Platz, auf welchem ein Bataillon Soldaten exerziren kann, ist mit den Wohnungen der Stabs- und Subalternenoffiziere umgeben, vor welchen sich rings herum bedeckte Gänge zum Schutze gegen den Regen befinden. Die bequem eingerichteten Zimmer sind sämmtlich Parterre, da die Häuser ganz niedrig sind. Die Hauptwache liegt dicht am Kanal und ist mit einem obern Stock versehen, worin sich die Militärgerichte und der Kriegsrath versammeln. Nicht weit davon erhob sich ein Pallast, der aber, weil er nicht ausgebaut war, zu einem Magazin diente. Dieses Gebäude hatte der General Dandels, der von Ludwig Buonaparte zum General-Gouverneur von Batavia ernannt worden war, angelegt, blieb aber, als dieser nach Einverleibung Hollands mit Frankreich von Napoleon zurück gerufen wurde, liegen, da der General Jansens, der an seine Stelle gewiesen wurde, die Pläne seines Vorgängers nicht auszuführen suchte. Dieser Jansens war es auch, welcher den 18. Septbr. 1811 die ganze Kolonie an die Engländer abtrat, nachdem diese schon den 19. August Batavia, und den 26. Aug. das Fort Cornelis genommen hatten, bis endlich Alles den 19. Aug. 1816 den Niederländern wieder zurück gegeben wurde.

Hinter den Wohnungen für das Offizierkorps befinden sich die Kasernen der übrigen Soldaten, welche so geräumig waren, daß 4000 Mann bequem darin wohnen konnten. Diesen Kasernen gegenüber waren die Pferdeställe angebracht,

welche an beiden Seiten offen waren, so daß ich die Pferde der englischen Kavallerie kennen lernte, die aus lauter Persern bestanden, welche mir ihrer außerordentlichen Größe, ihrer langen Beine und ihres steifen Halses wegen nicht gefallen konnten.

Die Häuser der Einwohner sind durchgehends regelmäßig gebaut, aber höchstens nur 2 Stock hoch. Die Straßen sind nicht gepflastert und werden nach einer polizeilichen Einrichtung täglich mit Wasser besprengt, um den Staub zu verhindern.

Nachdem ich mich hier eine Stunde umgesehen hatte, setzte ich meinen Weg weiter fort, und kam in kurzer Zeit in Batavia, der Hauptstadt der sämtlichen Niederländischen Colonien in Ostindien, an, welche sonst wegen ihrer Pracht Königin des Orients genannt wurde, in der damaligen Gestalt aber diesen Namen nicht ganz mehr verdiente, denn ich erblickte niedergerissene Häuser, geschleifte Forts und halb ausgefüllte Kanäle, was unmöglich schön genannt werden kann. Uebrigens weht daselbst eine so ungesunde Luft, daß Fieber-Krankheiten an der Tagesordnung sind, denen man vorzüglich ausgesetzt ist, wenn man des Nachts in der Stadt zubringt. Sie ist auf den Trümmern der alten Stadt Jacatra, in welcher ein König residierte, von den Holländern im Jahre 1619 erbaut worden, und erhielt den Namen Batavia von dem lateinischen Namen ihrer Erbauer Batavi. Die Straßen sind ziemlich breit, und die Häuser meistens 2—3 Stockwerk hoch, doch giebt es auch einige Gebäude von 4—5 Stock, vorzüglich unter

den großen Niederlagen an den Kanälen, wo es von Menschen aller Nationen wimmelte.

Da ich mich mit meinem Auftrage nicht an den ersten besten Kaufmann wenden, sondern die Ehrlichkeit derselben einigermaßen kennen lernen wollte, so begab ich mich in ein Gasthaus, um deshalb Erkundigung einzuziehen, und zugleich einige Erfrischungen einzunehmen. Zu meiner größten Freude war der Wirth ein Deutscher, mit dem ich als Landsmann in wenigen Minuten so bekannt wurde, daß er mir erzählte, wie er vor 20 Jahren als Bedienter nach Batavia gekommen sei, und eine Eingeborne mit 50,000 Piaſtern geheirathet habe, wobei er, wie er meinte, sein Vaterland wohl vergessen könne, wo das Glück wahrscheinlich nicht so freigebig gegen ihn gewesen sein würde.

Ich theilte ihm hierauf den Grund meines Hierseins mit, und bat ihn, mich mit einem reellen Manne bekannt zu machen, um mein Geschäft mit ihm abschließen zu können. Hierauf führte er mich mit der größten Bereitwilligkeit zu einem seiner Freunde, welcher auch ein Deutscher war, und der sich ebenfalls freute, in mir einen Landsmann zu finden. Er versprach, Alles zu liefern, was ich wünschte, und so wurde unser Handel bald gemacht. Ich bestellte 16 Duzend rothen Franzwein, wovon das Duzend 6 Piaſter kostete, 100 Krüge Selterwasser zu 60 Piaſtern, 6 Kisten Genever mit 90 Flaschen, wovon die Kiste 7 Piaſter betrug und 12 Duzend Franzbranntwein, das Duzend zu 10 Piaſtern. Dies waren zu damaliger Zeit für diese europäischen Getränke die gewöhnlichen Preise; was die inländischen Produkte dieser Art betraf, so bekam man ein Faß des besten Uraks von

700 Flaschen für 70 Piaſter, die zweite Sorte koſtete nur 55 und die dritte nur 38 Piaſter, von welchem legtern jeder Soldat monatlich 6 Flaſchen zu ſeiner Ration erhielt. Sobald unſer Geſchäft abgemacht war, beſchloß ich, mich noch einige Zeit in der Stadt umzuſehen, wobei ich manche ſchöne Parthie kennen lernte, die ſehr mit der Verſtörung contraſtirte, die ich an mehreren Orten wahrnahm.

Zu den vorzüglichſten Gebäuden, auf welche mich mein Führer aufmerkſam machte, gehörte das Rathhaus, ein großes Gebäude von ehrwürdigem Anſehn, mit einem Altan, der auf 6 ſteinernen Säulen ruht, von wo aus man früher den Verbrechern die Todesurtheile öffentlich ankündigte, ehe ſie auf dem vor dem Rathhauſe befindlichen freien Plage hingerichtet wurden; ferner der Pallast des Statthalters, einige chriſtliche Kirchen und muhamedaniſche Moſcheen, ſo wie auch das chineſiſche Hoſpital. Die Stadt hat ungefähre 2 deutſche Meilen im Umfange, ohne die beiden Vorſtädte Ryſwick und Molenvliet, von denen ich ſchon oben Erwähnung that, welche viel ſchöner ſind als die Altstadt. Ueber die moräſtigen Kanäle, welche faulige Dünſte verbreiten, führen lauter ſteinerne Brücken.

Am Ende der Stadt, am rechten Ufer des Fluſſes Sakkatarg, ſah man die Ruinen des alten Forts, welches von den Engländern bei der Eroberung von Java zerſtört worden iſt, und von wo aus die Holländer in der frühern Zeit, nachdem ſie von dem Sultan von Tucatra zu deſſen Erbauung Erlaubniß erhalten, die ganze Inſel unterjocht hatten. Die Trümmer davon ſind Zeugen der

Festigkeit dieses Ortes, von wo aus alle Angriffe von der Seeseite her vereitelt werden konnten.

Daß übrigens Batavia in der frühern Zeit viel bedeutender gewesen sein mag, als damals, beweist schon die Anzahl der Einwohner, die von 250,000 auf 150,000 zusammen geschmolzen waren. Zwei Drittheile derselben sind Chinesen, welche allerlei Gewerbe, vorzüglich aber Handel treiben, wobei sie ihren Vortheil gar gut verstehen. Sie sind meist von starker Leibeskonstitution, und je dicker jemand unter ihnen ist, desto größere Achtung genießt er, so daß ein großer Geist ihnen weniger der Ehre werth ist, als ein kolossaler Körper. Sie haben ein breites Gesicht, kleine schwarze Augen, eine stumpfe Nase, einen dünnen Bart und gelbliche Gesichtsfarbe. Unter ihren Nahrungsmitteln steht das Schweinefleisch oben an, welches, wie auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung das Schöpfensfleisch, niemals unter ihren Gerichten fehlt. Uebrigens verzehrt der gemeine Chinese auch Pferde- und Hundesfleisch, sogar Schlangen und Ratten verschmäht er nicht, wenn er Hunger hat, ja die Nationalchinesen sollen, aus Ratten, Schlangen und Eidechsen, ein sehr beliebtes Ragout bereiten, was für unsern Magen wahrscheinlich ein sehr wirksames Emetikum seyn würde. Doch trifft man bei diesem Volke eine große Keuschheit an, die man auch bei dem Aermsten nicht vermißt. Die Kleidung der Chinesen auf Java besteht in langen weiten Beinkleidern von Baumwolle, einem Brustlatz von demselben Zeuge, worüber sie einen Kittel tragen, den sie Kabaya nennen, und der bis an die Kniee reicht; bunte Schuhe mit Sohlen, von der Höhe eines Zolls, schmücken

ihre Füße. Auf dem Kopf tragen sie entweder eine Sammtkappe, oder eine Art Huth in umgekehrter Trichterform, und ihre Haare scheeren sie bis auf einen Büschel am Hinterhaupte ab, den sie dann in einen Zopf flechten und herabhängen lassen. Die Frauen aber legen ihre Kopfshaare in Locken und schmücken sie mit künstlichen Blumen. Ein Abzeichen vornehmer Frauen sind lange Nägel an den Fingern, was bei uns eben nicht zur Ehre gereichen würde, woraus man sieht, daß der Begriff von Schönheit sehr relativ ist. Uebrigens kommen ihre Sitten und Gebräuche nicht ganz mit denen der Bewohner von China überein, da sie von den verschiedenen Nationen, mit denen sie in Berührung kommen, manches Fremde angenommen haben. Die gelbe Farbe wird bei ihnen für heilig gehalten, und ist daher nur Leibfarbe ihrer Obern, weiß ist die Farbe der Trauer und schwarz die der Freude.

Das Volk verräth viel Geistesfähigkeit, so daß es bei gehöriger Ausbildung zu den besten Hoffnungen berechtigte; auch ist es ja bekannt, daß die Chinesen mehrere wichtige Erfindungen, z. B. des Papiers, der Buchdruckerkunst, des Pulvers und der Magnetrnadel weit früher machten, als wir. Nur sind sie leider auf einer unveränderten Stufe stehen geblieben, woran das steife Hangen aller Asiaten am Alten und das Mißtrauen der Chinesen gegen alle Völker Schuld ist, welches ihnen nicht zuließ, die Fortschritte derselben in Kunst und Wissenschaft zu beherzigen und Einrichtungen zu treffen, welche nicht von ihnen selbst ausgegangen waren, wenn sie auch die guten Folgen derselben erkannten.

Werden die Chinesen einmal aufhören, ein abgeschlossenes Ganze zu bilden, werden sie sich mit andern Völkern in Verkehr einlassen, und dadurch einen Ideenaustausch bewirken, dann wird man sie gewiß bald auch auf einem hohen Gipfel geistiger Bildung erblicken, so wie sie sich jetzt schon durch ihr mechanisches Talent vortheilhaft auszeichnen. Freilich wäre dann hierbei auch nöthig, daß sie ihrer Schrift, welche für die Fortschritte der intellectuellen Ausbildung so hemmend ist, entsagten und das Alphabet der Europäer annähmen, da ohne dieß dem Volke die Schätze der Weisheit immer fort verborgen bleiben würden, so wie sie jetzt es sind, denn welche Schwierigkeiten macht es nicht, eine Schrift zu erlernen, welche aus mehr als 80,000 verschiedenen Zeichen besteht, indeß wir nur 24 Buchstaben brauchen, um alle unsere Gedanken und Empfindungen dadurch auszudrücken. Es ist nicht möglich, diese Zeichen alle dem Gedächtnisse fest einzuprägen, weshalb man in China schon den für einen gelehrten Mann hält, der 30—40,000 derselben versteht. Die Anzahl dieser Zeichen aber muß sich immer noch vermehren, da man für jeden Begriff ein anderes hat, das aber mit der Sprache nicht in Verbindung steht, weshalb man ohne diese zu kennen ein chinesisches Buch verstehen lernen kann.

Die Grundlage der chinesischen Schrift sind 6 Linien, welche theils in gerader Richtung stehen, theils auf verschiedene Weise gekrümmt sind, und die Schlüssel zu der Menge von Begriffszichen bilden. Was die Sprache betrifft, so ist sie die einfachste, die man haben kann, da sie aus lauter Wurzelwörtern besteht, deren Anzahl 4—500 beträgt. An eine grammatische Biegung der Worte durch Declination

und Conjugation ist nicht zu denken, da diese nur allein durch die verschiedenartige Betonung eine verschiedene Bedeutung erhalten, wodurch oft ein einziges Wort funfzigerlei ausdrückt, so daß ein äußerst geübtes Ohr erforderlich ist, um das Gesänge, oder vielmehr das Geheul eines Chinesen zu verstehen, wenn man auch die Sprache wirklich erlernt hat. Dieser Accent aber ist in der Regel fünffach, doch erleidet er wieder mancherlei Modifikationen, so daß ungefähr 8000 verschiedene Worte auf 4—500 Wurzellaute herauskommen. Die Chinesen sind übrigens vorzüglich gute Rechner, so daß man ihnen meistens die Verwaltung der Gouvernements-Kassen anvertraut hat.

Zu bemerken ist noch, daß sie ihre Töchter von dem Eintreten ihrer Mannbarkeit an dem Anblicke der Männer entziehen und sie in das Innere des Hauses verweisen, wo sie, wie in den Gynäzeen der alten Griechen und in den Harems der Türken nur den Umgang mit älteren Frauen genießen; jedoch ist auf dem Dache eines solchen Hauses, in welchem sich ein heirathsfähiges Mädchen befindet, ein Zeichen angebracht, welches in einem leeren Topfe besteht, der mit einem Drathe befestigt ist, nach welchem die Freier zu sehen haben, wenn sie nach einer Lebensgefährtin Verlangen tragen.

Was die Religionsbegriffe dieser Leute betrifft, so sind sie äußerst sinnlich. So bald man in das Haus eines Chinesen tritt, so ist das erste, was man zu Gesicht bekommt, ein über einer Art von Altar hängendes Bild, welches das gute Wesen, das sie verehren, vorstellt, auf einem Großvaterstuhle sitzend, mit einem bunten Schlafrock angethan und mit einer hochgethürmten Zipfelmütze auf dem Haupte, die
mit

mit einem rothen Bande umwunden ist. Ein Vollmonds-
 gesicht kündigt die Sorglosigkeit des freundlichen Mannes
 an, der seine Hände auf dem dicken Schmeerbauche zusam-
 men faltet und lächelnd auf denselben herabsieht, als ob er
 sich freue, daß es ihm so wohl bekomme. An seiner Seite
 steht ein böser Geist, aus dessen Miene die größte Bosheit
 spricht, und der ganz so dargestellt ist, wie wir Christen
 unsern Teufel zeichnen, denn in einen häßlichen Huf enden
 seine Füße, in abscheuliche Krallen seine Finger und mit
 Hörnern ist sein Haupt versehen. Von diesem glauben sie,
 daß er die Menschen bei dem guten Geiste, dem er etwas
 ins Ohr zu flüstern scheint, anschwärze, um Unglück über
 sie zu bringen, woran er seine größte Freude hat, dieselbe
 Idee also, unter der wir uns den Satan denken, der es,
 wie man im Buche Hiob sieht, eben so macht. Es ist hier
 also ebenfalls eine Theodicee, um dem guten Geiste das
 Uebel nicht zur Last zu legen, wovon so viel auf unsrer
 Erde ist. Alle Völker wollten von jeher durch eine solche
 Vorstellung die Ehre Gottes retten, da sie nicht annehmen
 konnten, daß der Urheber alles Guten zugleich der Urheber
 des Bösen sein sollte. Und hierin hatten sie Recht, nur
 irrten sie darin, daß sie noch ein besonderes Wesen als sol-
 chen aufstellten, da nur im Menschen selbst die Quelle des
 Bösen liegt, der von jeher den Anordnungen Gottes wider-
 strebte, und also unangenehme Folgen für sich herbeiführte,
 die aus jeder Uebertretung des Gesetzes entstehen. Daher
 kann man wohl sagen, die Menschen unter sich sind ihre
 eignen Teufel, wenn man nun ja glaubt, wie es heutiges
 Tages bei Vielen unter uns der Fall ist, daß mit dem Glau-
 ben an den Teufel Glück und Seligkeit der Menschen zu-

gleich von der Erde schwindet. Hat aber der leibhaftige Teufel bei gewissen Leuten einen so großen Kredit, nun so mögen sie ihn immerhin behalten, ich will ihnen denselben keinesweges abzuschwächen suchen, um sie nicht um ihre Seligkeit zu bringen, und nicht als ein Reher von ihnen verschrien zu werden, der ein Hauptstück ihres Christenthums leugnet.

Doch jetzt wieder zu dem Chinesen = Teufel, dessen Cristenz von jedem Frommen jenes Volkes nicht in Zweifel gezogen wird. Das Regiment dieses bösen Geistes dauert nach dem dortigen Glauben nur ein Jahr, worauf dann ein anderer seines Selichters die Stelle einnimmt, und in dem Geiste seines Vorgängers handelt. Um nun aber diesen Verläumder zu gewinnen, und seine Anklagen so viel als möglich zu verhüten, so bringt man ihm allerlei Opfer dar, und fügt auf einem Zettel den Namen des Gebers hinzu, damit der Teufel seine Freunde kennen lernt. Diese Opfer werden nun sonderbar genug richtig in Empfang genommen, worüber sich das Volk denn freut, aber freilich verzehrt sie der Teufel nicht selbst, der vielleicht nicht Appetit hat nach irdischer Speise, sondern die Priester kommen des Nachts, verzehren was sie finden und lassen es sich herrlich schmecken, indem sie noch klüglich das Volk in dem Wahne bestärken, als sei der Teufel selbst gekommen und habe die Spende davon getragen. Auch dieser Glaube aber, als könne man das böse Wesen bestechen, findet sich bei andern Völkern wieder, z. B. bei den Aegyptiern, welche schädliche Thiere, die sie für Creaturen eines bösen Wesens halten mochten, göttlich verehrten, bloß aus der Absicht, dadurch den Schaden zu verhüten, den sie gewöhnlich brachten.

Merkwürdig ist noch das große jährliche Fest, welches an dem Tage gefeiert wurde, wo der alte Teufel sein Regiment niederlegen mußte, um seinem Nachfolger zu weichen.

Als mich mein Führer in den schönsten Parthieen der Stadt herum geführt, und mir erzählt hatte, was ich späterhin mit eignen Augen sahe, begab ich mich zu meinem Lieferanten zurück, der mich nach Cornelis begleitete, um mit dem Colonel Bojons einen Kontrakt für künftige Lieferungen abzuschließen, und die für jetzt bestellten Waaren selbst zu übergeben.

Wie fast alle Europäer, welche das Schicksal nach Indien führte, in Verhältnisse kamen, in welche sie in ihrem Vaterlande nie gekommen sein würden, so hatte auch mein Lieferant hier sein Glück gefunden. Er war seiner Erzählung nach als Tambour mit der Ostindischen Kampagnie nach Java gekommen, hatte nach einem 5jährigen Dienste seinen Abschied erhalten, und hierauf einen kleinen Handel mit Nürnberger Spielzeug angelegt. Das Glück war ihm günstig gewesen, so daß er nach einigen Jahren schon so viel verdient hatte, einen direkten Handel von Europa aus mit allerhand gesuchten Waaren zu betreiben. Jetzt besaß er ein bedeutendes Vermögen, da sein Haus allein 40,000 Rupien werth war. So wie aber nie ein vollkommenes Glück auf Erden zu finden ist, so war es auch bei ihm, da ihn der Himmel nicht mit Kindern gesegnet hatte, die er sich so sehnlich wünschte.

Als wir im Fort ankamen, war große Freude darüber, daß uns eine Ladung der sehnlich erwarteten Getränke folgte, und als ich meinen Kameraden unsern Lieferanten vorstellte,

so wurde er von Allen als der intimste Freund bewillkommen. Noch ehe er wieder nach Hause zurück reiste, war er so gefällig, mir für die Zeit meines Aufenthaltes auf dem Fort einen seiner Wagen nebst einem Pferde zu meinem Gebrauche anzubieten, was ich auch mit dem größten Danke annahm. Den folgenden Tag erhielten wir von Batavia aus den Rest der bestellten Getränke, und zugleich erschien auch für mich das versprochene Fuhrwerk, welches mich aber freilich durch seine Form nicht erfreuen konnte, denn es war ein alter Karren, der von dem Kaufmanne, wie ich später erfuhr, einem Bäcker abgekauft worden war, welcher damit für seine Kunden Brot aufs Land gefahren hatte, woraus man auf die Eleganz dieses Fuhrwerks schließen kann. Doch meine Meinung war: lieber schlecht gefahren, als stolz zu Fuße gegangen, weshalb ich den Wagen gern behielt, vorzüglich da das dazu bestimmte Pferd durch seine Schönheit ersetzte, was diesem abging.

Raum aber hatte ich meine Equipage bekommen, als ich schon davon Gebrauch machen sollte, da mir nemlich von dem Colonel Bojons der Auftrag ward, dem englischen Kommandanten in Weltevreden die Anzeige zu machen, daß einige seiner Soldaten wegen verübter Excesse von unserer Wache arretirt worden seien, und er sie abholen lassen solle. Ich ließ sogleich meinen Schimmel, der sich wunderte, so schnell wieder in Bewegung zu kommen, einspannen, und fuhr ab. Als ich bei dem Kommandanten in Weltevreden ankam, so wunderte ich mich nicht wenig, beim Eintritt in sein Zimmer ihn mit mehreren englischen Offizieren an einem runden Tische in einer Stellung zu erblicken, die mir bisher noch nicht vorgekommen war, und die einen

Beweis von der Ueppigkeit der Engländer gab, die wahrscheinlich vor langer Weile nicht wußten, was sie anfangen sollten. Die ganze Gesellschaft nemlich hatte die Beine auf den Tisch placirt und zog aus langen Röhren, die an großen silbernen Rauchfässern angebracht waren, große Dampfwolken hervor, die einen lieblichen Dunstkreis in dem Zimmer bewirkten. Einige Bediente waren beschäftigt, ihre Herren fleißig mit Portwein zu versehen, wovon eine Menge Flaschen im Zimmer aufgestellt waren. Alle sahen mich verwundert an, blieben aber in der unnatürlichen Stellung sitzen, in welcher sie sich gar sehr zu gefallen schienen. Mich verdroß dieser sonderbare unhöfliche Empfang, vorzüglich, da ich das Betragen der groben Engländer für Beleidigung gegen meine Uniform nahm, und beschloß Repressalien zu gebrauchen. Als mich daher der Kommandant nach meinem Begehren fragte, gab ich ihm nicht eher Antwort, bis ich einen in der Nähe stehenden Stuhl ergriffen und dieselbe Position angenommen hatte, in der er mich fragte. Alle sahen mich hierbei mit großen Augen an, und mochten in diesem Augenblicke das Unschickliche ihrer Stellung fühlen. Der Kommandant rief nach Wein, um mich damit zu bewirthen, worauf die ganze Versammlung sich erhob, um mit mir anzustoßen. Ich verließ nun ebenfalls die ungeschickliche Position, ließ mir die dargereichte Gabe wohl schmecken, und nachdem ich mich auf anständige Manier meines Auftrages entledigt hatte, nahm ich von der Gesellschaft meinen Abschied. — Der Kolonel Bojons, welchem ich nach meiner Zurückkunft den Vorfall erzählte, lachte herzlich darüber und lobte mein Verfahren.

Dreißigstes Capitel.

Schicksal der Runter. Einige Nachrichten über Java. Der tapfere Kapitain. Ball in Weltevreden.

Nicht Tage waren wir bereits auf dem Fort, und immer war die Runter, worauf der Generallieutenant Ant hing sich befand, noch nicht angekommen, ob sie gleich an einem und demselben Tage mit uns vom Kap abgesegelt war. Den 9. Tag endlich erschien sie auf der Rheede von Batavia, aber ohne den General, worüber wir folgenden Aufschluß erhielten:

Letzterer hatte auf der ganzen Reise mit dem Kapitain des Schiffs in Uneinigkeit gelebt, weil er mit derselben Macht zu handeln glaubte, wie ein General auf dem Lande und nicht bedachte, daß Alle, welche nicht eigentlich zum Schiffe gehören, nur als Passagiere angesehen werden, und dem Kapitain die unumschränkte Gewalt auf demselben gehört, da er für Alles verantwortlich ist, was dem Schiffe und der Mannschaft Schaden bringen kann. Durch die Unvorsichtigkeit des Steuermannes hatte man etwas zu hoch gesteuert, und war deshalb auf der Höhe von Sumatra angekommen, das der westlichen Spitze von Java

gegenüber liegt. Hierüber machte der General dem Kapitain die bittersten Vorwürfe, und äußerte, daß er nicht länger mit ihm fahren würde, so bald er auf einem andern Fahrzeuge nach Java kommen könnte. Da das Schiff eben in eine Bucht einlief, um Wasser zu fassen, so benutzte er die Gelegenheit, eine kleine Brigg zu erkaufen, ernannte den Kapitain M. zum Führer desselben und nahm einige 20 Mann Soldaten, welche früher Matrosen gewesen waren, mit sich, worauf er mit seiner Familie die Ruyter verließ, und nach dem Hafen von Batavia steuerte, aber diese war angekommen und vom General war keine Spur. Der Admiral und der Commissair General Clont bezeugten ihr größtes Mißfallen über das Benehmen desselben, und waren, als seine Ankunft von Tage zu Tage sich verzögerte, in der größten Unruhe, vorzüglich, da zu damaliger Zeit die Schifffahrt durch Seeräuber aus Banka und Sumatra unsicher gemacht wurde.

Am 5ten Tage kam endlich auch der Gouverneur-General auf der Amsterdam von Rio Janeiro an, und wurde mit großem Jubel empfangen. Nur 2 Tage später, als wir das Kap verlassen hatten, war das Schiff daselbst angelangt, und nach eingenommenem frischen Wasser und Lebensmitteln schon den 12ten Tag wieder abgesetzt.

Die Unterhandlungen wegen der Uebergabe der ostindischen Besitzungen an die Niederländische Regierung wurden nun mit dem englischen Gouverneur vorgenommen, jedoch erklärte dieser, daß er für jetzt die Insel mit seinen Leuten noch nicht verlassen könne, da er noch keine Instruktion von dem General-Gouverneur von Bengalen, unter dessen Befehlen er stehe, erhalten habe.

Außerhalb des Forts waren indessen für die neu angekommenen Truppen Kasernen von Bambus erbaut worden, so daß der Platz einem Lager gleich, in welchem es aber ziemlich still herging, da der größte Theil der Soldaten durch den Einfluß der ungesunden Luft in dieser Gegend sich unwohl befand, und in einer Zeit von 10 Tagen schon 19 Mann gestorben waren, weshalb wir uns in das Innere der Insel wünschten, wo man äußerst romantische Gegenden, den angenehmsten grünen Schmelz des Bodens, die glühendste Farbenpracht, und die reinste gesündeste Luft antrifft. — Täglich füllte sich das Spital mit Kranken, die gewöhnlich in kurzer Zeit auf der Todtenliste standen, so daß bei der großen Sterblichkeit unter der ganzen Mannschaft Muthlosigkeit eintrat, indem jeder sein nahes Grab zu sehen glaubte; aber gerade diese Furcht überlieferte dem Tode manches Opfer, das er sonst sobald noch nicht erhalten haben würde.

Vierzehn Tage waren bereits nach Ankunft der Ruyter verfloßen und vom General Anthing war immer noch nichts zu hören, so daß man allgemein glaubte, sein Fahrzeug sei verunglückt, und er selbst vielleicht nicht mehr unter den Lebenden, bis endlich 2 Tage darauf die Nachricht von seiner Ankunft in Batavia erschien. Da ich denselben Tag in Geschäften dahin reiste, so hatte ich das Vergnügen, das ganze Offizierpersonal, welches dem General gefolgt war, in dem Gasthause meines Landsmanns versammelt zu finden. Ihr Ansehen zeigte deutlich, daß sie auf ihrer Fahrt Manches ausgestanden haben mochten.

Hier erfuhr ich, daß der General vorzüglich deshalb die Ruyter verlassen und die kleine Brigg gekauft hatte,

weil ihm von falschen Rathgebern gesagt worden war, daß man mit einem kleinen Fahrzeuge den Weg nach Batavia in 36 Stunden machen könne, während ein großes, welches erst nach der Sunda fahren mußte, 8 Tage zu dieser Fahrt brauchte. In dieser Meinung war die ganze Gesellschaft abgesegelt, ersuhr aber bald den Kummer, einzusehen, wie sehr man sich verrechnet hatte, denn schon in der ersten Nacht wurden sie durch Strömungen und widrigen Wind in die hohe See verschlagen, statt daß sie zwischen den kleinen Inseln hindurch passiren wollten.

Hier sahe nun ein Jeder ein, wie wenig der Kapitain M. nebst allen übrigen Rathgebern von der Schifffahrt verstand, da keiner von ihnen richtigen Cours zu halten wußte. Nun erkannte auch der General seinen Fehler, der mit seiner Familie in einer kleinen Kajüte zubringen mußte, statt daß er auf der Nuyter die bequemste Wohnung gehabt hätte.

Ein Tag nach dem andern verstreicht, und immer noch schwimmt die Brigg auf's Gerathewohl auf dem Meere herum. Die Lebensmittel nehmen immer mehr ab, und die größte Noth ist vorauszusehen, wenn nicht bald Land sich zeigt. Zum Unglück ist immer hohe See, so daß die Wellen immer über das Verdeck zusammen schlagen und die Mannschaft durchnässen. Erst den 13ten Tag ihrer unglücklichen Fahrt erblicken sie Land, und steuern ohne zu wissen wohin, darauf los. In der Entfernung eines Büchschusses werfen sie bei 8 Faden Tiefe Anker, und nun springt einer der Offiziere, der in Java geboren, aber von seinem 12ten Jahre an in einem holländischen Militair-Institute erzogen worden war, als ein geschickter Schwimmer ins

Meer, weil kein Boot bei der Brigg sich befindet, um sich nach dem Namen des Landes zu erkundigen. In kurzer Zeit kommt er mit der frohen Botschaft zurück, daß sie sich an der Westküste von Java befänden, worauf Alles in die größte Freude versetzt wird. Man versucht hierauf der Küste sich zu nähern, und als dieß geschehen ist, steigt der General mit seiner Familie ans Land, um den Weg nach Batavia auf einem von englischer Behörde erhaltenen Wagen anzutreten; die Brigg selbst aber setzt, da der gewöhnliche Cours nun vor ihr liegt, die Fahrt weiter fort, und kommt nach 24 Stunden auf der Rhede von Batavia an, von wo aus sie bei hoher Fluth den Sakkatarg hinauf schiffte und die Mannschaft an dem Plage aussetzt, wo wir gelandet waren.

Alle waren innig froh, nach ausgestandenen Strapazen sich des Lebens freuen zu können, und wacker machte der Becher beim fröhlichen Mahle die Runde, das ich mit ihnen gemeinschaftlich einnahm. Da sie aber erfuhren, daß mir die Besorgung der Lebensmittel übertragen worden war, so wurde ich ihnen noch lieber, und jeder beeiferte sich, mir einen Auftrag zu erteilen, wo aber stets das Wörtchen Kredit vorkam, wobei schon mancher allen Kredit verloren hat.

Nach beendigter Mahlzeit fuhren wir gemeinschaftlich nach dem Fort, und frohe Gespräche verkürzten die Zeit, wobei ich ihnen erzählen mußte, was ich bereits auf der Insel erfahren und kennen gelernt hatte.

Da ich aber meinen Lesern von dem Lande selbst, auf welchem wir uns jetzt befanden, noch wenig berichtete, so mag hier Folgendes stehn.

Die Insel hat ihren Namen von einer Art Hirse, welche ein vorzügliches Nahrungsmittel der Ureinwohner ist und von ihnen Java genannt wird. Die Bewohner der Insel, welche nach bestimmten Nachrichten zwei Millionen betragen, sind ursprünglich Javaner, welche aus Malayen und Eingewanderten bestehen, doch befinden sich außer diesen noch viele Europäer und Chinesen daselbst. Obgleich aber nur die nördliche Provinz, welche Sakkatra heißt, den Holländern als Eigenthum gehört, so sind doch die andern 3 Provinzen Bantam, auf der Nordküste, Cheribon, östlich von Batavia und Samarang, der nordöstliche Theil, dem Gouverneur von Batavia tributär, und ihre Fürsten müssen sich von diesem erst bestätigen lassen. Einer derselben, nemlich der von Samarang, nennt sich Kaiser von Java, ist aber freilich nur ein Schattenkaiser und giebt den Beweis, daß es mit den Titeln ohne Mittel überall nichts ist. An Produkten aus allen 3 Naturreichen hat das Land keinen Mangel. Die ganze Insel scheint vulkanischen Ursprungs zu sein, da viele feuerspeiende Berge sich auf derselben befinden, unter denen der Geta, der 8000 Fuß hoch ist, vorzügliche Erwähnung verdient.

Zu bemerken ist noch, daß die Blumen wegen der Sonnenhitze am Tage nicht riechen, weshalb die Einwohner allerlei Räucherkünste anwenden, um ihre Geruchsnerven auf eine angenehme Weise zu affiziren. Unter den Bäumen zieht besonders der Bohan Upas die Aufmerksamkeit auf sich, welcher so giftig ist, daß selbst das Einathmen der Ausdünstung desselben lebensgefährlich wird. Auch findet

man daselbst Salz- und Naphthaquellen, und eine Art Spinnen, welche so groß sind, daß sie kleine Vögel in ihren Netzen fangen, und ihnen das Blut aussaugen. Ein niedliches Thierchen, welches vorzüglich auf Java angetroffen wird, ist der Zwerghirsch, der wie ein Reh gestaltet ist, und dessen leichter Körper von $1\frac{1}{2}$ Fuß Länge auf zierlichen Füßchen von der Stärke eines Federkiels ruht.

Unter wechselseitigen Gesprächen kamen wir in Cornelis an und mit lautem Jubel wurden die Offiziere empfangen, die man schon verloren gegeben hatte.

Vierzehn Tage hatten die Unterhandlungen wegen Uebergabe der Kolonie bereits gedauert, und immer noch gab der englische Gouverneur vor, keinen Befehl zum Abmarsch erhalten zu haben, worüber wir uns alle sehr wunderten.

Eines Abends meldete ein Adjutant des Generals dem Colonel Bojons, daß sämtliche Truppen den folgenden Morgen um 6 Uhr auf dem Exercierplatze im großen Kostume erscheinen sollten, da der General Revue über sie halten wollte. Alles kam nun bei dieser Nachricht in rege Thätigkeit, um Waffen und Montirungen in den gehörigen Paradezustand zu setzen, so daß unser Korps, welches 1600 Mann stark war, zur bestimmten Zeit in Galla erschien. Es war um 8 Uhr, als der General-Lieutenant Anthing mit dem englischen General und seinem Adjutanten auf dem Platze erschien, worauf wir nach den gewöhnlichen Honneurs in Parademarsch vor denselben vorbei defilirten und dann das Manövre begannen, wo bei der großen Hitze 24 Mann ohnmächtig darnieder fielen, von denen 8 Mann ihr Leben einbüßten.

Bei dieser Gelegenheit sahe ich, wie wenig man die Gesundheit der Soldaten berücksichtigte, von denen doch jeder bis hierher dem Staate 1000 Gulden gekostet hatte. Die nachtheiligen Folgen würden wahrscheinlich vermieden worden sein, wenn das Manövre um 6 Uhr angefangen, und um 9 Uhr beendigt worden wäre, in welcher Zeit die Hitze nicht so drückend ist.

Der englische General war, wie ihm der Colonel Bojons das Zeugniß gab, ein Mann von großen Talenten und nicht geringem Verdienst. Er war bei der Eroberung von Java im Jahre 1811 einer der ersten, der mit seiner Brigade ans Land stieg, und brachte es durch seine geschickten Manöuvres bald dahin, daß die ganze Insel in kurzer Zeit erobert wurde, ob es gleich an der persönlichen Tapferkeit der holländischen Truppen nicht gefehlt hatte, welche allgemein ihren kommandirenden General beschuldigten, schlechte Pläne zu seiner Vertheidigung gemacht zu haben.

Bei dieser Gelegenheit gab ein holländischer Kapitain ein Beispiel von Muth und Entschlossenheit, welches unvergesslich bleiben wird, und das ich hier anzuführen nicht unterlassen kann. Dieser hielt nemlich ein starkes, mit Mienen versehenes Fort, wodurch der Weg nach Batavia gedeckt war, mit 200 Mann besetzt. Dieses mußte daher zuerst von den Engländern erobert werden, wozu 600 Mann mit 6 Stück Geschütz beordert wurden, die das Fort mit unglaublicher Muth angriffen, aber 8 Stunden lang vergebens sich anstrengten, denn der Kapitain vertheidigte sich mit einer Hartnäckigkeit und Tapferkeit ohne Gleichen, bis endlich auf 3

verschiedenen Stellen Bresche geschossen wurde, wodurch die Feinde mit gefälltem Bajonette eindringen. In dieser verzweifeltem Lage vertheidigte sich der holländische Held mit kaum 100 Mann, noch eine halbe Stunde mit der größten Standhaftigkeit. Als er aber keine Hoffnung zur Rettung sah, so gab er einen an der Miene stehenden Feuerwerker das verabredete Zeichen, worauf in einem Augenblicke das ganze Fort mit seinen heldenmüthigen Vertheidigern und 300 Feinden krachend in die Luft flog, so daß wir jetzt nur noch traurige Trümmer desselben in der Nähe des Exercierplatzes bemerkten.

Hierbei erinnert man sich an den hochherzigen Trini, Feldherrn Kaiser Ferdinands I. und ritterlichen Vertheidiger der Feste Szigeth in Ungarn, gegen die ganze türkische Heeresmacht unter dem siegreichen Sultan Suleyman am 7. September 1566. Alle Stürme der wüthenden Türken schlägt auch er vom 7. August an kräftig zurück, bis es endlich den Feinden gelingt, die Burg anzuzünden, in welcher Trini mit den tapfern Seinen sich befindet. Nun tritt der Held ohne Panzer in die Mitte der Kämpfer, und ruft ihnen zu: „Brüder hinaus, gedenkt eures Feindes, laßt uns sterben als Männer!“ Das kleine Heer von 600 Mann stürzt ihm nach unter die Hunderttausende der Türken hinein, in deren Blut sie noch einmal ihre Racheschwerter tauchen, um Alle den Heldentod zu finden, den sie suchen; und als der letzte Mann gefallen, da springen die Pulverkammern in die Luft, zu denen Trini Luntten gelegt hat, und unter dem Schutte der Feste werden die stürmenden Türken begraben.

Zrinis Geist lebte in jenem holländischen Kapitain, und ich bedaure nur, seinen Namen nicht zu wissen, um diesen durch das Andenken, das ich ihm in wenig Worten zu stiften suchte, verherrlichen zu können, ob es mir gleich nicht auf solche Weise möglich ist, wie Theodor Körner Zrinis Namen verewigte.

Nach dem Manövre erhielten wir die Nachricht, daß nun die Uebergabe der an die Holländer abzutretenden ost-indischen Kolonien vom englischen Gouverneur geschehen sei und zugleich auch, daß die rückständige Löhnung an die Soldaten ausgezahlt und von jedem Kompagnie-Kommandanten bei dem Unterinspekteur in Empfang genommen werden sollte, daß jedoch die Offiziere für den Augenblick noch nichts erhalten könnten. Dieß konnte uns Allen ganz gleichgültig sein, da wir vom Kredite lebten, der uns dieselben Dienste leistete, als baares Geld.

Die Soldaten hatten bereits vor der Abfahrt in Holland auf 4 Monate Vorschuß erhalten, weshalb ihnen jetzt noch ein rückständiger Sold auf $4\frac{1}{2}$ Monat zukam, welcher 50,000 Rupeen betrug.

Wie wunderten wir uns, als von jeder Kompagnie 20 Mann zum Herbeischaffen des Geldes beordert wurden, jedoch begriffen wir bald, wie nöthig diese Maasregel war, da das sämmtliche Geld in Kupfermünzen bestand, wovon 120 auf eine Rupie gingen. Die ganze Mannschaft, welche früher mit Silbergeld ausgezahlt worden war, äußerte ihren Unwillen über diese neue Münze, die ihnen so verächtlich vorkam, daß sie sich beeilten,

dieselbe so schnell als möglich los zu werden, was sie aber später gar sehr bereuten.

Unser Gouvernement hatte zwar außer einigen Millionen Rupien in Papiergeld, auch eine große Summe Silbergeld mit nach Java gebracht, aber die Engländer wechselten dieses für Kupfergeld ein, da sie nach Bengalen bestimmt waren, wo letzteres keinen Cours hatte, und unsere Regierung war den Umtausch deshalb zufrieden, weil sie mit dieser Münze die kleinen Ausgaben an die vielen Tausend im Dienste stehenden Innländer besser bestreiten konnte; überdies mochte aber vielleicht auch in den Verhandlungen ein Punkt darüber festgestellt worden sein, daß die niederländische Regierung den Engländern die Gelder auswechseln mußte, welche nirgends als auf Java Gültigkeit hatten.

Als ich eines Abends von Batavia zurück gekommen war, fand ich einen meiner Freunde plötzlich erkrankt, und zwar durch den Genuß einiger Ananas, worauf er Wasser getrunken hatte. Die Krankheit nahm bald einen gefährlichen Charakter an und nach 3 Tagen starb er an heftigem Blutabgange. Der Arzt warnte uns alle bei dieser Gelegenheit, die Ananas, ob sie gleich eine der wohlthätigsten Früchte in der dortigen Gegend waren, ja nicht ohne die größte Vorsicht zu genießen, da sie für einen Europäer ohne Pfeffer und Salz oder ohne spirituose Getränke genossen, die nachtheiligsten Folgen hervorbringen, wie wir denn auch an unserm braven Kameraden sahen, dem sie den Todeschlaf herbeigeführt hatten, und welcher derselbe Offizier war, der auf der Evers den Todeszettel gezogen hatte.

Unterdessen kamen mehrere englische Transportschiffe von Bengalen an, um die englische Besatzung von Java abzuholen, worauf die niederländischen Truppen nach ihren Bestimmungsorten vertheilt wurden, eine Abtheilung bekam ihre Weisung in den Distrikt von Batavia, die andere nach Samarang und die dritte, wozu das 20te Bataillon gehörte, in welchem ich diente, nach Surabaya.

Ehe wir aber die angewiesenen Posten einnahmen, wurde zur Feier der Uebergabe der Kolonien in Weltevreden ein großer Ball gegeben, wozu alle Offiziere, die sich an dem Tage nicht im Dienst befanden, eingeladen wurden, weshalb auch mir das Glück beschieden war, an demselben Theil zu nehmen.

Ob ich nun gleich durch die Güte unseres Lieferanten in Batavia selbst Equipage hatte, so glaubte ich doch an diesem Tage mit derselben wenig Staat zu machen, und bestellte daher in Weltevreden mit zwei andern Offizieren eine Postkutsche mit 4 Pferden. Hierbei lernten wir aber die damalige elende Posteinrichtung auf Java kennen, auf welche die Engländer wenig geachtet haben mußten.

Eine Stunde hatten wir schon vergebens auf das Fuhrwerk gewartet, bis es endlich langsam daher gerasselt kam, um uns noch langsamer vom Platze zu bringen. Wie staunten wir aber, als wir den Wagen erblickten, in welchem wir die Fahrt antreten sollten! Ein großer, mit goldenen Schnörkeln versehener, wenigstens wohl schon vor 100 Jahren in Gebrauch gewesener viereckiger Kasten, dessen Untertheil beinahe die Erde berührte und seiner Form nach einem

Menageriebehälter glich, war die Staatskutsche, mit welcher wir in Weltevreden Parade machen sollten. Wir sahen bald den Kasten, bald uns einander selbst an, und zögerten lange, ehe wir es wagten, einzusteigen. Die Pferde waren arme abgetriebene Klepper, denen man ihr nahes Lebensziel ganz deutlich ansah. Das war eine Extrapost, wie ich sie wohl im Leben nicht wieder zu sehen bekomme. Eine Menge Zuschauer hatten sich unterdessen versammelt, und lachten mit uns, als wir uns endlich entschlossen, in den Noahkasten einzusteigen, welcher übrigens so geräumig war, daß wir ganz gemächlich darin aufrecht stehen konnten, ohne anzustoßen, wären wir auch noch ein Paar Zoll größer gewesen. Auf unsere Frage an die Postknechte, von denen 2 hinter dem Wagen standen, und einer von einem himmelhohen Boocke herab, die vielleicht vor 20 Jahren einmal muthig gewesenenen Rosse regierte, ob denn kein anderer Wagen auf der Post vorhanden sei, erwiederten diese, vielleicht meinend, daß uns das Fuhrwerk zu prächtig vorkomme, daß ihnen der Posthalter Befehl gegeben habe, den schönsten Wagen anzuspannen, was sie daher auch gethan hätten. Wir ließen sie bei ihrem Glauben und gaben dem auf dem Throne sitzenden Rosseshändiger Befehl, abzufahren, denn schon saßen wir einige Minuten im Kasten, ohne daß er sich von der Stelle bewegte. Aber wie wir nun merkten, so waren die armen Thiere vor Mattigkeit eingeschlafen, und mußten daher erst durch Peitschenhiebe, womit die drei Kerle über sie herfielen, aus ihrem sanften Schlummer geweckt werden, so daß sie ihre matten Knochen in Bewegung setzten und den Wagen fortzuschleppen versuchten. Wir verwünschten die unbarmherzigen Menschen, welche zu Tyrannen an einem

Thiere werden, das ihnen so viele Vortheile gewährt, indem sie ihnen das nöthige Futter entziehen und ihnen Arbeiten auflegen, die ihre Kräfte übersteigen, wovon man leider auch bei uns Beispiele genug hat, denn wie unbarmherzig sieht man nicht manchmal rohe Kerle auf ermattete Pferde losprügeln, die vielleicht in ihrem Leben schon mehr Nutzen stifteten, als ihre verächtlichen Peiniger. Es wäre wirklich sehr zu wünschen, daß die Polizei ihre Macht auch so weit erstreckte, die hartherzigen Menschen zu bestrafen, welche arme unschuldige Thiere, die Gott ebenfalls zur Freude schuf, martern und quälen.

Aus allen Equipagen, welche uns begegneten, sahen wir lächelnde Gesichter über unsern sonderbaren Aufzug, so daß wir uns nun zu schämen anfangen. Wir ließen daher die an den Seiten befindlichen Gardinen herunter, die vor Zeiten roth gewesen zu sein schienen, um uns dem Anblicke der gaffenden Menge zu entziehen, doch mußten wir von den Vorbeipassirenden nicht eben die schmeichelhaftesten Urtheile über unser Fuhrwerk vernehmen, die um so schonungsloser waren, als sie Niemanden darin bemerkten.

So konnte eine Stunde vergangen sein, in welcher wir beinahe die Hälfte von Weltevreden zurück gelegt haben mochten, als plötzlich ein gänzlicher Stillstand erfolgte. Wir öffnen den Schlag, und o Jammer, da lag eins von den Vorderpferden ausgestreckt auf dem Boden, das elende Leben aushauchend, wodurch es auf einmal aller Last entledigt wurde. Empörend war es, wie die Knechte auf das noch schwach athmende Thier loshieben, um dem Tode seine Beute zu entreißen, wodurch sie ihm aber dieselbe noch ge-

wisser machten. Wir sprangen entrüstet aus dem Wagen, und ließen die Knechte hart an, daß sie mit solchem Vieh gekommen waren, sie aber erwiederten kaltblütig, daß ihr Herr keine bessern Pferde habe, und daß es auch nicht anders möglich sei, wenn diese nur das halbe Futter bekämen, und er das andere verkaufte.

Das Gouvernement kauft nemlich die Postpferde selbst an, und liefert ebenfalls an den Posthalter die Fütterung ab, welcher für seine Bemühung fixirt ist. Zu damaliger Zeit aber war dieses in Weltevreden ein Jude, Namens Maas, der seinen schändlichen Charakter auf mancherlei Weise zeigte. Wir faßten sogleich den Entschluß, das Benehmen dieses Menschen der General-Postbehörde in Batavia anzuzeigen, um das Gouvernement vor fernerm Nachtheile zu sichern, und arme Thiere aus den Händen eines unbarmherzigen Tyrannen zu retten.

Die Knechte hatten unterdessen den todten Körper des von aller Last befreiten Pferdes in einen Graben geworfen, um die Straße zu räumen, und nun sollte die Fahrt weiter fortgesetzt werden, aber, war es Trauer über das Hinscheiden ihres Kameraden oder Krastlosigkeit, keines der 3 Pferde war von der Stelle zu bringen. Neue Flüche und neue Prügel erfolgten, aber vergebens, so daß wir uns entschlossen, den übrigen Weg zu Fuße zu machen. Kaum waren wir 200 Schritte gegangen, als der Assistent-Resident H. in einer prächtigen Equipage mit 4 muthigen Schimmeln bespannt, hinter uns herkam, und als er uns erreicht hatte, anhalten ließ. Ohne daß wir ihm erst unsern Unfall zu erzählen brauchten, konnte er aus dem Anblick der Extra-

post, die immer noch an derselben Stelle sich befand, schließen, was vorgegangen sein mußte. Er war so gütig, uns seinen Wagen anzubieten, in welchem noch Platz genug für uns vorhanden war, welches wir dankbar annahmen, so daß die Fahrt nun schnell vorwärts ging. Unser Gespräch kam zuerst auf den Posthalter Maaß, den wir so schilderten, wie er es nach der Aussage der Postillons verdiente, und erhielten von ihm die Versicherung, daß dem Unwesen bald ein Ende gemacht werden sollte, welches die Engländer durch ihre schlechte Verwaltung herbeigeführt hatten, und wovon man überall traurige Beweise erblickte, denn die Brücken waren zerfallen, die Dämme verdorben und die Chaussees an manchen Stellen unfahrbar geworden, so daß große Summen dazu gehörten, Alles wieder in den gehörigen Zustand zu setzen. Man sahe hieran, daß die Engländer die holländischen Kolonien, welche sie seit 1811 besaßen, für einen prekären Besitz gehalten, und als ein feindliches Land betrachtet hatten, aus dem man so viel heraus zu pressen pflegt, als möglich ist, um wenigstens die intensive Kraft der Gegenparthei geschwächt zu haben, wenn auch nach dem Frieden die alten Grenzen wieder als gültig angesehen werden. Dieses traurige Schicksal wird aber bei Kriegszeiten sehr oft diesem oder jenem Lande zu Theil, so daß, wenn nun endlich das blutige Schwert in die Scheide gesteckt wird, die Noth eigentlich erst recht angeht, da das Lebensmark mit dem Ende des Krieges vollends aufgezehrt ward. Wie viele arme Unterthanen sieht man dann oft dem äußersten Mangel preis gegeben, und als Bettler herumziehen, um ihr elendes Leben zu fristen. Um so bitterer aber werden sie ihr Unglück fühlen, wenn sie wissen, daß es Folge der

Habsucht ihres Fürsten ist, wovon die Geschichte mehrere Beispiele aufstellt. Drum Heil dem Lande, dem das Schicksal einen Herrscher gab, der mit väterlicher Liebe auf seine Unterthanen blickt, und mit Eifer für ihr wahres Glück sich müht, wie es Friedrich Wilhelm thut, der Vater unsers Vaterlandes.

Der Assistent-Resident war übrigens gegen den elenden Juden, wie er sich ausdrückte, so entrüstet, daß er ihn heute noch über seine schändliche Betrügerei zur Rechenschaft ziehen wollte. Wir fuhren daher bei unserer Ankunft in Weltevrede geradezu bei ihm vor, und fanden ihn eben vor seinem Hause stehend. Es war ein langer dünner Mann, so daß die Frucht seines Betruges an seinem Leibe nicht angeschlagen hatte, mit einer Physiognomie, aus der man sogleich den Schurken heraus las. Der Resident ließ halten, und redete ihn ohne lange Einleitung hart an, wegen des Betruges, den er sich in seinem Amte zu Schulden kommen lasse, indem er ihm die Aeußerung seiner Knechte vorhielt. Er aber wurde hierbei nicht im Geringsten verlegen, da sein Gewissen wahrscheinlich im tiefsten Schlafe lag, erklärte die Beschuldigungen seiner Leute für Lügen, und äußerte ganz kalt: Wenn mir das englische Gouvernement Pferde übergab, die nicht mehr als 10 Rupien werth sind, so können dies keine Bettrenner sein, übrigens fuhr er fort, lege ich mit Ende dieses Monats meine Stelle nieder, da ich für den elenden Gehalt nicht länger zu dienen Lust habe. Wahrscheinlich hatte er sich deshalb dazu entschlossen, weil er voraus sah, daß er bei der neuen Regierung unter strengerer Kontrolle stehen, und unter solchen Umständen sein

Spizbuben-Talent nicht weiter würde ausbilden können. Das Betragen des saubern Posthalters reizte den Residenten noch mehr und er forderte ihn daher den folgenden Tag in seine Gerichtsstube, um das Weitere über ihn zu verfügen, worauf wir nach dem Orte fuhren, an welchem das Fest gehalten werden sollte, das uns nach Weltevreden geführt hatte.

Wir trafen bereits eine zahlreiche Versammlung an, worunter einige eingeborne Frauen, wenn auch nicht durch ihr Gesicht, doch durch die Pracht, in welche sie gekleidet waren, großes Aufsehen erregten. Die köstlichen Perlen und Edelsteine machten sie zu einer wahrhaft glänzenden Erscheinung, so daß die europäischen Damen in Rücksicht ihres Schmuckes gar sehr hinter ihnen zurückblieben, in jeder andern Rücksicht aber sie weit übertrafen. Die am reichsten geschmückte Javanerin war die Gemahlin eines der 3 Rätthe von Indien, der vor 30 Jahren als Seilergeselle nach Batavia gekommen und durch seine reiche Frau von einer Stufe zur andern gehoben worden war, bis er endlich die Würde erreicht hatte, die ihm seine Stelle gleich nach dem Generalgouverneur anwies. Mit dieser und noch zwei andern inländischen Damen saß die allgemein verehrte Gemahlin des Generalgouverneur van der Capellen an einem Spieltische und ertrug mit unglaublicher Geduld den ekelhaften Anblick, wenn die reichgeschmückten Schönen den blutrothen Saft des gekauten Betels in goldne oder silberne Becher spießen, welche Sklavinnen, von denen eine rechts und eine links saß, unter hielten. Bei Männern war mir diese Sitte des Betelkauens nicht auffallend, da ja in meinem Vater-

lande diese Stelle der Taback vertritt, aber bei den Frauen war sie mir eben so abstoßend, als wenn ich eine Pfeife in ihrem Munde gesehen hätte, was man jedoch auch in einigen Gegenden unsers Vaterlandes findet, wo Mitglieder des schönen Geschlechts es für einen herrlichen Genuß halten, ein Pfeifchen zu schmauchen. Viel gewöhnlicher aber als bei uns Rauch- und Schnupstaback wird in ganz Indien der Betel gebraucht und dort gilt es ebenfalls für eine Höflichkeitserweisung, die Betelblüthe herum zu reichen, wie bei uns die Schnupstabacksdose. Der Name Betel aber bezeichnet eine zum Pfeffergeschlecht gehörige Pflanze, deren Blätter mit mehreren Substanzen vermischet werden, wovon die Arekanus die Grundlage ist. Der Saft dieses Gemisches färbt Speichel, Mund und Lippen hochroth, soll aber die gute Eigenschaft haben, den Magen zu stärken und die Verdauung zu befördern, ja der Indianer hält ihn für eine wahre Panazee und liebt den Genuß desselben so leidenschaftlich, wie die Türken den Genuß des Opiums, dessen Entbehrung lebensgefährliche Wirkungen hervorbringt, wie man von einem persischen Prinzen erzählt, der bei seinem Spazierritte die Opiumschachtel vermisste und deshalb seinen Bedienten zurückreiten ließ, um sie zu holen. Da aber der Weg etwas weit war, so fand dieser bei seiner Zurückkunft seinen Herrn verschmachtet.

Auch einige inländische Fürsten waren zugegen, welche sich durch große Pracht auszeichneten und ein zahlreiches Gefolge mitgebracht hatten, jedoch war von den fürstlichen Damen keine zu schauen, da ihnen die Sitte den Zutritt zu öffentlichen Gesellschaften nicht gestattete, wie dieß überhaupt im Morgenlande bei den Großen des weiblichen Geschlechts der Fall ist.

Dreihundert Personen waren endlich versammelt, und ob es gleich anfangs etwas steif zging, so trat doch nach dem Beginnen des Tanzes Ungezwungenheit an die Stelle der Etiquette. Der aus dem Lande der Polen stammende und für die Gesundheit nicht nachtheilige Tanz behauptete auch hier das Recht, die Einleitung zum Balle zu machen, und begann mit seiner feierlichen Gravität, welche überhaupt als Charakter dieses Tanzes anzunehmen ist, nur sahe ich, daß die falschen Verzierungen desselben, die man in Deutschland bei demselben anbringt, auch hier angenommen worden waren, so daß man den eigentlichen Nationaltanz der Polen nicht in seiner Reinheit darzustellen suchte. Alt und Jung vereinigte sich, um daran Theil zu nehmen, und auch ich, der ich nichts weniger, als ein Tänzer bin, wie ich schon früher gestanden habe, schloß mich an die immer dichter sich schließenden Reihen an, um ebenfalls im Saale herum zu spazieren, da hierzu keine große Geschicklichkeit gehörte. Ich beobachtete nur, daß ich nicht genug in der malaischen und meine junge inländische Schöne, die durch die blitzenden Diamanten an ihren Fingern großen Reichthum verrieth, nicht sehr in der holländischen Sprache bewandert war, um mich mit ihr gehörig zu unterhalten; doch erfuhr ich wenigstens so viel von ihr, daß sie die Gemahlin eines der reichsten Güterbesitzer auf Java war, den ich nach Beendigung des Tanzes als einen sehr gebildeten, kenntnißreichen Mann kennen lernte, und der mich mit vieler Höflichkeit auf den folgenden Tag in sein Haus zum Mittagessen einlud, mit dem Versprechen, mir einen seiner Wagen zu schicken, um mich darin abholen zu lassen, welche Einladung ich auch mit Vergnügen annahm.



Nach Beendigung der Polonaise begaben sich die ältern Personen nach ihren Spieltischen, um den jüngern das Vergnügen zu lassen, sich im Wirbelkreise herumzudrehen, da dieser für ihre steifen Beine nicht mehr paßte.

Ob ich mich aber auch noch nicht unter die ganz Alten rechnen konnte, so hörte doch nun das Tanzvergnügen für mich ebenfalls auf, da ich mich schon damals nicht gewandt herumzudrehen vermochte, und ich daher keine der Damen durch meine Ungeschicklichkeit in Verlegenheit bringen wollte, was übrigens bei Manchem unserer jungen Herrn kein Grund ist, vom Tanze abzustehen. Uebrigens war ich ja für dieses Vergnügen von jeher nicht eingenommen, und brachte daher durch die Entbehrung dieses Genußes kein Opfer. Ich suchte mich dadurch zu entschädigen, daß ich über die tanzenden Schönen Musterung hielt, wobei ich auch unter den Inländern manches schöne Gesicht kennen lernte, obgleich ihr Teint etwas dunkel zu nennen war. Ihr Anzug war meistens von weißem Batist und sehr verführerisch für die jungen Europäer, da er die Glieder des Körpers vortheilhaft ins Auge fallen ließ. Die Arme voll und rund, waren fast ganz entblößt, und der Busen nur auf die Hälfte mit leichtem Flor bedeckt, so daß man das Wogen der beiden Hemispären deutlich bemerkte. Die Kürze der Ballkleider zeigte den niedlichen weißbeschuhten Fuß, so wie ein anderes notwendiges Erforderniß weiblicher Schönheit.

Nach meiner Beurtheilung aber mußte der ganze Anzug so leicht sein, daß er nicht über 3 Pfund wiegen konnte, so wie es der Beschaffenheit des Klimas angemessen ist, das sieben Grad unter dem Aequator keine schwere Kleidung verträgt.

Nach dem Tanze wurde die Gesellschaft zu einer reich besetzten Tafel gerufen, an welcher bald allgemeine Fröhlichkeit herrschte. Das erste Lebehoch ertönte aus voller Brust dem König Wilhelm, den die Innländer mit Enthusiasmus den Ihrigen nannten, das zweite wurde dem Generalgouverneur zu Theil, und dann gedachten wir der Geliebten im theuern Vaterlande.

Erst um 3 Uhr Morgens brachen wir auf, um mit dem Assistent-Residenten nach dem Fort zurück zu kehren, das nur 5 Minuten von dessen Wohnung entfernt lag.

Die Luft ertönte von dem Schalle unserer frohen Lieder, wobei auch Vater Rhein seinen Preis erhielt, dessen edle Frucht uns herrlich gemundet hatte, unter den mancherlei andern Bacchischen Gaben. Nach der Zurückkunft in unsere Wohnungen nahm uns Morpheus wohlthätig in seine Arme auf, worin wir das Gleichgewicht in unsern Köpfen wieder herstellten, das doch einigermaßen gelitten hatte.

Einunddreißigstes Capitel.

Besuch bei Herrn S. Unser batavischer Lieferant. Abmarsch der Truppen nach ihren Bestimmungsorten. Ankunft in Sourabaya. Uebnahme des Fortes in Passourouang. Einiges über die europäischen Besitzungen in Ostindien. Besuch bei dem Domehong. Kakerlaken.

Siemlich hoch stand schon die Sonne am Himmel, als ich die Augen aufthat, und mich von meinem Lager erhob. Kurze Zeit darauf kam ein mit 4 Pferden bespannter Gallawagen an meiner Wohnung vorgefahren, wobei ich mich sogleich an die Einladung des Hn. S. erinnerte, mit dessen Gemahlin ich gestern meinen Lieblingstanz versucht hatte. Ein Bedienter kam herauf, und bat mich im Namen seines Herrn, einzusteigen, was mir wirklich für jetzt ungelegen kam, denn lieber wäre ich heute zu Hause geblieben, doch den Wagen leer wieder fortzuschicken, hieß Höflichkeit mit Grobheit vergelten, weshalb ich mich vollends ankleidete und mich einsetzte. Die vier muthigen Rosse brachten mich bald an ein herrliches Gebäude, welches einige 100 Schritte von der Straße nach Weltevreden, auf einem mit Palmenbäumen umgebenen Plage sich erhob, und von dem Reichthum seines Besitzers zeugte, der mir aus dem Hause entgegen kam und mir seine Freude über meine Ankunft zu erkennen gab. Ich

wurde sogleich nach einem Saale geführt, dessen innere Pracht mich in Erstaunen setzte, und wo ich eine Gesellschaft von einigen 20 Personen antraf, welche ich schon den Abend vorher auf dem Balle gesehen hatte. Die Hausfrau, welche nach der Sitte der dortigen Damen meinen Gruss nur mit einem leichten Kopfnicken erwiderte, ergözte sich an dem Genuß des Betels, den sie leidenschaftlich zu lieben schien. Einige andere Damen folgten ihrem Beispiele und gewährten mit ihren blutigen Mäulern für mich nicht den reizendsten Anblick. Mehrere Sklavenmädchen, welche beschäftigt waren, Erfrischungen herum zu reichen, waren mehr geeignet, meine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, als die Betel kausenden Frauen, denn ich sahe unter ihnen hübsche Gesichter, die vorzüglich durch die blendend weißen Zähne gewannen, wodurch sich die unverheiratheten Frauenzimmer von denen unterschieden, welche bereits zu Hymens Fahne geschworen hatten, wo gewöhnlich nicht mehr so streng für das Aeußere gesorgt wird, als es bei denen der Fall ist, die diesen Schwur erst abzulegen wünschen.

Eben so möchte es bei uns auch sein, denn Manche sieht man in ihrem Jungfrauenstande nett und zierlich einhergehen, während sie dann, wenn sie erlangt haben, was sie wünschten, die Sorgfalt unterlassen, die sie früher auf ihre Person verwendeten. Selten oder gar nicht, wird man Jungfrauen mit der Schnupftabaksdose oder dem Branntweinglase erblicken, indeß es Frauen genug giebt, die hier ihr Labfal suchen. Diese Veränderung ist aber freilich sehr unklug, da die Frauen darauf sehen sollten, daß, was sie in ihrem Neze singen, auch für die Folge zu fesseln, damit der Mann sich nicht durch fremde Reize verführen ließe. Wür-

den die Frauen sich immer so klug benehmen, so würde ein Grund der Unzufriedenheit in der Ehe weniger und des Glückes mehr sein, da sich dann die Frauen nicht mehr so oft über die Kälte und Treulosigkeit ihrer Männer zu beklagen haben würden.

Uebrigens muß ich gestehen, daß ich später auf der Ostküste von Java weit schönere Gesichter, sowohl männliche als weibliche, kennen lernte, als auf der Westküste, so wie auch bei uns in dieser Rücksicht ein Distrikt vor dem andern immer Vorzug hat, obgleich die Entfernung oft nur einige Stunden beträgt, was theils auf einem klimatischen, theils auf einem genealogischen Grunde beruht. Nur was den schlanken Wuchs und die zierliche Bewegung der Glieder betrifft, so waren alle Innländer einander gleich, und kein einziges junges Mädchen traf ich an, das durch eine unnatürliche Haltung des Körpers ihr Aeußeres verunstaltet hätte, ob sich gleich unter ihnen keine französischen Tanzmeister befanden, die unsern jungen Schönen äußere Anstandslehre predigen, und oft wenig genug ausrichten.

Die Unterhaltung bei Tische war äußerst trocken, da sich die Eingebornen durch keine große Bildung auszeichneten, was eine Folge des vernachlässigten Jugendunterrichtes war, um den sich die englische Regierung nicht viel bekümmert hatte, und es war daher sehr gut, daß es an Flüssigkeiten nicht mangelte, um diese Trockenheit einigermaßen erträglich zu machen. Mir hatte das Unglück, oder die Höflichkeit meines Wirthes, der mich hierdurch auszuzeichnen suchte, meinen Platz unter den Damen angewiesen, wo ich stumm, wie ein Camaldulenser saß, da ich mich nicht sehr verständ-

lich machen konnte, so daß ich mich herzlich freute, als das an Speise und Trank so reiche Gastmahl beendet war, bei welchem sich der Magen, nicht aber der Geist wohl zu befinden vermochte. Nach einem Aufenthalt von einigen langweiligen Stunden, empfahl ich mich der Gesellschaft; mein freundschaftlicher Wirth aber wollte mir durchaus noch nicht die Hand zum Abschied reichen, indem er sich über meine Eilfertigkeit beklagte.

Als ich aber den Dienst vorschückte, so entließ er mich mit den Worten, daß mir sein Haus stündlich offen stehe.

Da wir Mr. Cornelis bald verlassen sollten, so wurde ich von dem Colonel Bojons aufgefordert, ungesäumt die Forderungen unsers Lieferanten einzureichen, um diesen noch vor unserm Abmarsch zu befriedigen. Diesem Befehle sogleich nachzukommen, war für mich keine kleine Arbeit, da ich den Empfangschein jedes einzelnen Offiziers in Rechnung bringen, und diese der Administrationskasse von 5 verschiedenen Militairabtheilungen vorzulegen hatte.

Den andern Morgen reiste ich nach Batavia, wo ich mit dem Lieferanten die laufende Rechnung abschloß, so daß ich mit einer Schuldenmasse von 16,700 Rupien in das Fort zurückkehrte, welche den folgenden Tag bei der Auszahlung der rückständigen Löhnung getilgt werden sollte. Unser Lieferant, der davon benachrichtigt worden war, erschien selbst, das Geld in Empfang zu nehmen, entweder aus Höflichkeit, um mir fernere Mühe zu ersparen, oder aus ängstlicher Besorgniß. Da die Hälfte unseres Goldes in Kupfermünze bestand, und sich Jeder dieser lästigen Geldsorte zu entledigen wünschte, so erhielt unser Gläubiger 10,000 Ru-

pien davon in 10 Kasten, die er mit einer sauern Miene und mit der Bemerkung, daß er hierbei Schaden leide, annahm, und in einen Kahn laden ließ, um sie auf dem Sakkatarg nach seiner Wohnung zu schaffen. Ich für meine Person kam bei der Bezahlung unserer Schuld am übelsten weg, da mir für den bisherigen Gebrauch des Pferdes und des Korns von dem unbilligen Lieferanten, der sich vielleicht in seinen Hoffnungen rücksichtlich der Lieferung getäuscht sahe, 100 Rupien angerechnet waren. Da ich das prächtige Fuhrwerk nur aus dem Grunde angenommen hatte, weil ich glaubte, es unentgeltlich benutzen zu können, so machte ich bei der Forderung große Augen; doch mich dagegen aufzulehnen, lag nicht in meinem Charakter, und so ließ ich mir diesen bedeutenden Abzug, der mir wirklich fühlbar war, gefallen, konnte mich aber nicht enthalten, einige bittere Bemerkungen über den schändlichen Geiz zu machen, wodurch meine Arglosigkeit so sehr berückt worden war. Uebrigens wurde der schmutzige Mensch, der sich seine Gefälligkeiten so gut bezahlen ließ, von der rächenden Nemesis auf eine empfindliche Weise bestraft. Denn kaum war er einige Stunden mit seinen Schätzen abgereist, als wir die Nachricht erhielten, daß sein Kahn leck geworden, und gesunken sei. Ob nun gleich der Fluß nur 10 Fuß Tiefe hatte, so verursachte es doch eine Summe von 200 Rupien, die schweren Kisten den Armen Neptuns wieder zu entreißen und sie zu Tage zu fördern.

Schadenfroh bin ich nie über das Unglück Anderer gewesen, aber gestehen muß ich es, daß ich bei der Erzählung des Vorfalls ganz gleichgültig blieb, da ich so mit Undank behan-

behandelt worden war, und Undankbarkeit in meinen Augen von einem sehr schlechten Menschen zeugt, der zu Allem fähig ist. Traurig ist es, daß gerade die besten und gutmüthigsten Menschen in dieser Rücksicht die bittersten Erfahrungen machen müssen, denn Hartherzige kommen nie in den Fall, auf Dankbarkeit von Seiten ihrer Mitbrüder rechnen zu dürfen, da sie als stumpfsinnige Egoisten ihre Sorgfalt Niemandem widmen als ihrem lieben Ich. Von jeher aber hat man darüber geklagt, daß Undank der Welt Lohn sei, weshalb wir uns zu unsrer Zeit, die in Rücksicht der moralischen Ausbildung nicht etwa über der frühern steht, keineswegs wundern dürfen, wenn wir das, was wir zum Wohle Anderer thaten, nicht anerkannt finden, ja wohl gar noch eine schändliche Behandlung dafür erdulden müssen. Giebt uns nicht das Leben Christi, des größten Wohlthäters der Menschheit, den deutlichsten Beweis hiervon, und muß uns nicht dieses Beispiel beruhigen, wenn man unserem gemeinnützigen Streben auf ähnliche Weise entgegnet, da der Schüler nicht über seinen Meister sein kann? Aus diesem Grunde habe ich es nie unterlassen, Andern zu dienen und zu helfen wo ich konnte, was ich ohne Ruhmredigkeit gestehen kann, da ich stets fühlte, daß sich das Gute selbst belohnt, durch das Bewußtsein, seine Pflicht erfüllt zu haben. Dieses Bewußtsein aber ist ja mehr werth, als die Lobsprüche einer ganzen Welt, die uns keinen Frieden gewähren kann, wenn wir ihn selbst nicht in uns tragen. Deshalb wird es uns auch, wie Seume sehr richtig sagt, leicht, das Verdammungsurtheil von Andern anzuhören, aber die Losprechung durch einen fremden Richter schlägt uns nieder, wenn der innere Inquisitor die Absolution nicht unterschreibt.

Auch ich wurde bei meinen redlichsten Absichten öfters verkannt, und sahe meine Opfer, die ich zum Wohle Anderer brachte, mit Undank belohnt, wie dieß namentlich auch von einer Stadt gilt, der ich mit bedeutendem Zeit- und Geldaufwand in der Zeit der Noth einen Vortheil erwirkte, welchen dieselbe jetzt noch genießt, aber so, daß sie dem Urheber desselben nicht einmal die Entschädigung seiner Unkosten zugestehen mag.

Man verzeihe mir diese kleine Herzenserleichterung und folge mir weiter in der Geschichte meines Lebens.

Nach drei Tagen wurden wir nach unserm Bestimmungsorte eingeschifft. Mit tiefer Behmuth nahm ich daher von vielen meiner Freunde, unter denen der edle B. den ersten Platz in meinem Herzen einnahm, Abschied, da mir eine innere Stimme sagte, daß ich die meisten davon in diesem Leben nicht wieder sehen würde. Glückliche landeten wir an der Küste von Sourabaya auf der nordöstlichen Seite der Insel nach einer Fahrt von 160 deutschen Meilen. Der Ort selbst hatte keinen Hafen, sondern nur eine Rhyde, wo aber die Schiffe durch die hohen Gebirge der gegenüber liegenden Insel Madura vor allen Winden gesichert sind. Ein ansehnlicher Fluß strömt von der Stadt her in die See, der aber nur kleinere Schiffe von 300 Tonnen trägt, weshalb wir in großen Barken ans Land fuhren. Bis nach dem Ausrücken der englischen Garnison aus den Kasernen, wurden die Soldaten in einem in der Nähe der Stadt liegenden Militär-Hospital, das 2000 Mann fassen konnte, und eben von Kranken leer war, einquartiert, sämmtliche Offiziere aber erhielten ihre einstweilige Wohnung bei den Einwohnern der Stadt.

Ich hatte das Glück, in das Haus des Justizrathes Dürr zu kommen, eines Mannes, der mir manche Beweise seines edlen Charakters gab, und in dessen Familie ich wahrhaft glückliche Tage verlebte. Ein herzlicher Empfang ward mir zu Theil und in wenig Augenblicken waren wir Freunde.

Einige englische Offiziere, Bekannte des Herrn Dürr, nahmen an dem Mittagsmahle Theil, und gewährten mir durch ihre launige Unterhaltung reichen Stoff zum Lachen, so daß es mir bei der fröhlichen Laune vortrefflich schmeckte, vorzüglich auch, da ich es mit einem Gerichte zu thun hatte, das mir behagte.

Mehlspeisen rechnete ich immer zu meinen Lieblingsgerichten, deshalb langte ich wacker aus der aufgetragenen Schüssel zu, indem ich Makaroni zu verzehren glaubte, wie sehr aber wurde ich beschämt, als mich mein Wirth, vielleicht um mich in die Schranken der Mäßigkeit zurück zu führen, fragte, ob ich dieses Gericht schon gegessen habe und ich bei dieser Gelegenheit erfuhr, daß es indianische Vogel-nester waren, welchen meine Glust so gewaltig zugesprochen hatte. Da ich nun wußte, daß diese auch in Indien nur als Delikatessen angesehen werden, von denen höfliche und genügsame Gäste nur eine Wenigkeit zulangen, um sich selbst nicht zu theuer zu machen, so wurde meiner fleißigen Hand, die die herrliche Chauffee zum Munde bereits viele Male und mit großer Schnelligkeit passirt war, Stillstand geboten, und ich bat meinen Wirth um Verzeihung, in meiner Unwissenheit so unhöflich gewesen zu sein. Er lachte herzlich über meinen Irrthum, und bemerkte nur, daß er

sich freue, wenn es mir geschmeckt habe. Ich aber war froh, daß Dür keine Hausfrau besaß, die sich doch wohl ein wenig geärgert haben würde, wenn sie gegen das köstliche Gericht eine so gemeine Behandlung erblickt hätte, welches im Lande selbst schon so theuer war, daß man für ein Gericht von $1\frac{1}{4}$ Pfd. 40 spanische Piafter bezahlte.

Uebrigens kann ich versichern, daß unsere Mehlspeisen in Rücksicht des Geschmacks den indianischen Vogelnestern nicht nachstehen, und daß sie daher in keinem so hohen Preise stehen würden, wenn man ihnen nicht eine besondere Kraft zuschriebe, die sie vorzüglich bei bejahrten Männern beliebt macht. Späterhin war ich selbst Augenzeuge von der Einsammlung dieses sonderbaren Gerichtes, weshalb ich mich weiter unten weitläufiger darüber auslassen werde.

Die Stadt Sourabaya, welche in Rücksicht des Ranges als die dritte auf Java zu nennen ist, und von der ich mir sogleich nach Tische einige Kenntniß zu verschaffen suchte, hat im Allgemeinen ein freundliches Äußere, und zeichnet sich durch ihre breiten Straßen, die mit vielen ansehnlichen Häusern geziert sind, vortheilhaft aus. Das größte in Gestalt eines Vierecks errichtete Gebäude ist die Münze, in welcher alles Geld, das meistens aus Kupfer besteht, geprägt wird. Diesem gegenüber sind die Kasernen für die inländischen Soldaten angebracht, wobei sich zugleich eine Werfte zur Erbauung kleiner Fahrzeuge befindet.

Von dem Stadthause aus, einem großen massiven Gebäude, in welchem sämtliche Civilbehörden ihre Arbeiten verrichten, führt eine Brücke nach dem chinesischen Kampong,

der eine Stunde im Umfang haben kann. Die Häuser der Eingeborenen, welche in dieser Gegend wohnten, waren meistens elende Hütten, von Bambusrohr erbaut, während man unter den massiven Häusern der Chinesen zum Theil prachtvolle Gebäude antraf. An der östlichen Seite der Stadt befanden sich die Kasernen der europäischen Soldaten, welche sich durch ihre zweckmäßige Einrichtung sehr auszeichneten, jedoch waren daselbst für die Offiziere keine Wohnungen vorhanden und jeder derselben mußte späterhin selbst für ein Obdach sorgen.

Acht Tage lang hatte ich bereits bei meinem freundlichen Wirth Unterhalt und Wohnung gratis genossen, als ich mit einer Abtheilung von 100 Mann inländischen und 12 Mann europäischen Soldaten zur Uebernahme des Fortes in Passourouang, welches 6 Meilen von Sourabaya entfernt liegt, detachirt ward. Da wir die Reise bequemer zu Wasser machten, so wurden 2 große Prawn ausgerüstet, auf denen ich nach den erhaltenen Verhaltungsbefehlen vom Colonel Bojons und nach einem herzlichen Abschied von Herrn Dürr mit meiner Mannschaft abfuhr. Diese Fahrzeuge waren mit Vasssegeln versehen, und jedes derselben hatte einen Steuermann und 6 inländische Matrosen, denen es, als wir an die Mündung des Flusses gelangten, ziemlich sauer wurde, da sie des widrigen Windes halber die Ruder zur Hand nehmen mußten. Überall erblickten wir auf unsrer Fahrt traurige Spuren der bisherigen nachlässigen Regierung, denn auf beiden Seiten des Flusses waren die Ufer eingestürzt, und immer mehr wurden die Straßen gefährdet, wenn die holländische Regierung nicht Alles angewendet hätte, den großen Schaden wieder auszubessern, was freilich mit be-

deutenden Unkosten verbunden war, jedoch einem sehr großen Nachtheile vorbeugte.

Möchte man doch auch in manchen Gegenden unsers Vaterlandes bei Zeiten daran denken, einem Uebel abzuhehlen, welches durch die Strömung eines Flusses für Felder und Landstraßen herbeigeführt wird, da bei längerer Verzögerung die Gefahr wächst, und wenn man sich endlich doch noch genöthigt sieht, Gegenmaassregeln zu ergreifen, die Unkosten bedeutend sich mehren.

Wir fuhren ungefähr 300 Schritte von der Küste der Insel entfernt auf dem Meere dahin, als mich der Steuermann auf 2 Krokodile aufmerksam machte, die mit aufgesperrtem Rachen an einer Anhöhe des Ufers lagen und sich sonnten. Da ich ein Fernrohr bei mir hatte, so konnte ich diese Thiere ganz genau betrachten, und fand, daß das eine wohl über 20 Fuß, das andere aber vielleicht nur halb so groß war. Ein gräßlicheres Thier kann es wohl in der ganzen Schöpfung nicht geben, und mir wurde bei dem Anblick dieser beiden Ungeheuer ganz sonderbar zu Muth, als ich die langen scharfen Zähne, und die blühenden Augen bemerkte, die sie gerade auf unser Fahrzeug zu richten schienen. Der Hauptsitz dieser Thiere ist außer den Nilgegenden besonders Siam in Hinterindien, wo sie gegessen werden, und daher eine lebhafte Jagd darauf gemacht wird. Sie müssen ungeheuer gefräßig sein, und daher auch eine starke Verdauungskraft besitzen, da man, wie ich von dem Steuermann erfuhr, im Jahre 1815 in einem bei Kalkutta erlegten Krokodile die Gebeine eines Knaben, einer Frau und einer Ziege gefunden hatte.

Gegen Abend kamen wir im Fort zu Passourouang an, fanden aber alles öde und leer, und nur ein alter Invalid kam uns aus demselben entgegen, um mir als künftigen Befehlshaber, die Schlüssel davon zu übergeben. Auf einen solchen Empfang war ich nicht vorbereitet, da ich wußte, daß sich ein Resident im Orte befand, dem es zukam, uns willkommen zu heißen. Nachdem ich daher die Soldaten in ihrer Kaserne untergebracht, und mich in meiner künftigen Wohnung, in welcher ich weder Tisch noch Stuhl erblickte, umgesehen hatte, begab ich mich zu dem Resident B. um ihm meine Ankunft zu melden, und zugleich wegen des nöthigen Hausrathes bei ihm anzufragen. Meine Anrede an ihn mochte ihm vielleicht etwas zu derb vorkommen, weshalb auch der Empfang von seiner Seite nicht eben zu den höflichsten zu rechnen war, wozu gewiß auch nicht wenig beitrug, daß er als ein großer Freund der Engländer, oder wenigstens der englischen Regierung, unter welcher er sich nicht übel gestanden hatte, bei meinem Erscheinen sahe, daß diese Zeit für ihn vorüber war, und er sich nun wohl mit etwas Wenigerm begnügen lassen mußte. Von ihm erfuhr ich, daß die englische Besatzung schon vor zwei Tagen abmarschirt war, und empfing hierbei den Schlüssel zum Pulverthurme des Forts, jedoch ohne ein schriftliches Verzeichniß des Inhalts.

Da für die Frauen der verheiratheten Soldaten, von dem Gouvernement keine Transportkosten bezahlt wurden, so hatten diese ihren Weg zu Lande machen müssen, und waren daher noch nicht angelangt, um für die Beköstigung der Soldaten sorgen zu können, weshalb ich den Residenten ersuchte, diesen Abend für die Beköstigung der Soldaten

sorgen zu lassen, was er mir aber mit den Worten abschlug, daß er sich damit nicht befassen könnte, jedoch erhielt ich endlich wenigstens die Zusicherung, daß ein Tisch, ein Stuhl und eine Bettstelle, in meine Wohnung geschafft werden sollte, worauf ich mich eben so kalt, als ich empfangen worden war, entfernte und nach dem Fort zurück kehrte. Hier hatte ich die Freude, von einem alten pensionirten Obristlieutenant, einem Kapitain und einem Lieutenant, welche früher unter der ostindischen Kompagnie gedient hatten, und jetzt in Passourouang nur 150 Schritte von dem Forte wohnten, auf eine biedere Weise empfangen zu werden, indem sie sich herzlich freuten, ihre Landsleute wieder zu sehen, nach denen sie sich, wie sie sagten, schon längst gesehnt hatten. Ich ward sogleich zum Abendessen von ihnen eingeladen, was mir bei den obwaltenden Umständen äußerst angenehm war. Ich nahm daher mit Freuden ihre freundschaftliche Einladung an, und fand ein einfaches, aber schmackhaftes Mal nebst einer herrlichen Unterhaltung, welche durch einige Flaschen rothen Franzwein ziemlich lebhaft gemacht wurde.

Als ich ihnen meine Aufnahme bei dem Residenten erzählte, erfuhr ich, daß dieses der schadenfrohe Mensch sei, gegen welchen man wohl auf seiner Hut sein müsse, wovon ich in der Folge ebenfalls Beweise erhielt. Zugleich erfuhr ich, daß sich der jedesmalige Kommandant des Forts, sein Hausgeräthe selbst anschaffte, und bei seinem Abgange wieder verkaufte, weshalb ich mich nun, um die Ausmeubilirung meiner Wohnung zu bekümmern anfang. Erst um 11 Uhr schieden wir von einander, und ich war herzlich vergnügt, so gute Gesellschaft gefunden zu haben, die mir für die Folge

frohe Augenblicke versprach. Dieser Gedanke verschaffte mir in meiner neuen Wohnung, in der es für jetzt ziemlich armlich ausfah, einen ruhigen Schlaf, und ich wachte nicht eher auf, bis die Sonne schon hoch am Himmel stand, und mir rein und klar ins Antlitz schaute.

Um 9 Uhr zog seit 1811 zum ersten Male wieder die niederländische Wache auf, worüber sich vorzüglich die alten pensionirten Holländer, denen Passourouang als Aufenthaltsort angewiesen worden war, herzlich freuten. Alle waren sie versammelt, um ihre längst ersehnten Landsleute zu begrüßen, und mancher alte Invalid weinte Freudenthränen bei diesem Anblick, auf welchen er in seinem Leben nicht mehr gerechnet hatte, da er sich nicht vorstellen konnte, daß die übermächtigen Engländer jemals Besitzungen wieder herausgeben würden, welche im Laufe der Zeit die Blüthe mehrerer europäischen Staaten herbeigeführt hatten, und die von jeher als die Goldgrube unsers Handels angesehen wurden. Man erinnere sich nur an die Republiken Venedig und Genua, welche im Besitz des Handels nach Ostindien so herrlich emporblühten, und eine Macht erreichten, die sie allen Staaten furchtbar machte. Sie waren es ja, die alle europäischen Märkte mit Indiens kostbaren Schätzen versahen, und hierdurch einen unendlichen Reichthum erwarben, der aber freilich geschmälert ward, als mehrere Nationen gelockt wurden, den direkten Handel nach Indien zu betreiben. Man erlaube mir bei dieser Gelegenheit einige geschichtliche Bemerkungen, um den Wechsel darzuthun, welchen die Besitzungen der Europäer in Ostindien seit langer Zeit erfuhren.

Das erste Volk, welches gegen diese beiden Republiken Vortheile zu erringen suchte, und sie auch wirklich errang,

waren die Portugiesen, welche von dem Bestreben beseelt waren, einen neuen Weg nach Indien zu entdecken, da auf dem alten durch das mittelländische Meer der Transport der Waaren über die Landenge von Suez zu beschwerlich und dieser noch überdies durch die Eroberung Konstantinopels durch die Türken, des letzten Bollwerks von Europa, auf dieser Seite gefährlich war. Das Unternehmen glückte, Vasco de Gama fand den Weg nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung, die Portugiesen gründeten ein Reich in Ostindien, und Venedig's und Genua's Handel stockte. Der erste portugiesische Vizekönig Franz von Almeida begründete von 1505—9 den Ruhm seines Volkes, den sein Nachfolger Alphons von Albuquerque noch erhöhte. Bald traten die Fürsten Indiens mit ihm in ein Bündniß, und machten es ihm möglich, die Schiffe ihrer etwai gen Nebenbuhler zu vernichten, ein System, welches aus dem größten Egoismus hervorging, und in der neuern Zeit gar sehr bei den Engländern beliebt ist, welche keine Flotte neben der ihrigen ertragen können, wie dieß die Dänen und Türken in der neuern Zeit zu beweisen vermögen. Von nun an zogen alle Staaten ihre Bedürfnisse an indischen Waaren von den Portugiesen, doch dauerte die Freude nicht lange, denn Philipp der Zweite, jener kalte und stolze König der Spanier, welcher gegen das Ende des 16ten Jahrhunderts Portugal mit seinem Reiche vereinigt hatte, war es, der durch übelberechnete Maafregeln Portugals Macht und dadurch seine eigene untergrub, indem er einen Krieg mit England begann, das nun seine Waaren von den Niederländern zu beziehen genöthigt war, welche als ächte Kaufleute diese Conjunkturen benutzten und den Preis derselben

bedeutend steigerten. Dieses aber weckte den Spekulationsgeist der Engländer, die nun selbst den direkten Handel nach Indien zu versuchen beschloßen, und als Philipp auch gegen die Niederländer feindselig auftrat, so ward Englands Plan auch der ihrige, vorzüglich da ihr Landsmann Cornelius Houtmann, der in spanischer Gefangenschaft sich über den portugiesischen Handel in Indien unterrichtete, die Kaufleute in Amsterdam ermuthigte, zusammen zu treten, und eine Handels-Kompagnie durch Aktien zu bilden. Der Vortheil war zu groß, als daß er nicht hätte locken sollen, und so sahen wir denn zu Ende des 16ten Jahrhunderts gleichzeitig sowohl in England als auch in den Niederlanden Gesellschaften von Kaufleuten, welche auf eigne Kosten das Wagstück unternahmen, und dieß ist der Ursprung der ostindischen Kompagnien, die in der Folge eine so große Macht erlangten, und den Beweis lieferten, daß den Menschen bei festem Willen Vieles möglich ist. Am 2. April 1595 segelten vier kleine von Kaufleuten ausgerüstete Schiffe zu ihrem Unternehmen ab, und kamen glücklich an ihrem Bestimmungsorte an. Bald traten nach dem glücklichen Anfange mehrere Provinzen zu demselben Zwecke zusammen, so daß es den Niederländern möglich wurde, mehrere Eroberungen in Indien zu machen, die von Zeit zu Zeit wuchsen. Ein höchst vortheilhaftes Ereigniß war für sie eine tartarische Revolution in China, welche 30,000 unzufriedene Chinesen auf die holländische Insel Formosa führte im Jahre 1658, die sie jedoch schon 1661 gegen den chinesischen Partheigänger Caringa wieder verloren, dessen Familie sie dem Kaiser von China wieder übergab.

Die Engländer hatten unterdessen ebenfalls eine Compagnie errichtet, welche sich an mehreren Orten niederließ, doch kam dieselbe an Kraft der niederländischen noch nicht bei. Indessen aber hatten die Niederländer ihren Kulminationspunkt auch bald erreicht, und ihre Macht ward nach und nach wieder geschwächt, da sie nicht darauf dachten, auf kluge Weise zu erhalten, was sie erworben hatten. Habgucht und Grausamkeit, welche gewöhnlich bei dem Gefühl der Macht und Größe sich zeigt, so wie die wachsende Kraft Englands waren die Gründe ihres Verfalls. England, das schon längst die Macht der Niederländer mit neidischen Augen angeblickt hatte, rüstete sich mit Kraft, um zur gelegenen Zeit sein Haupt erheben zu können, und bald wurde es in den Kriegen mit den Niederländern, die obsiegende Parthei, so daß es jetzt über eine Anzahl von 50,000,000 Menschen gebietet, während jenen nur das Gouvernement von Batavia, Amboina, Banda, Ternate, Malacca, Macassar und einige zerstreute Orte an der Küste von Malabar und Coromandel bei dem Allgemeinen Frieden zurückgegeben wurde.

So wechselt alles Irdische seine Gestalt, Staaten treten auf, werden mächtig und verschwinden, indeß andere denselben Kreislauf beginnen und vollenden, deshalb wird auch England einmal den Dreizack, mit welchem es über alle Meere gebietet, niederlegen, um ihn einem Mächtigeren zu überlassen, und vielleicht ist es Rußland beschieden, sein Nachfolger zu sein.

Alle pensionirte Offiziere waren von dem Residenten zur Mittagstafel eingeladen worden, und auch mir erzeigte er, als ich im Gespräch mit den Invaliden begriffen war,

die sich alle um mich versammelt hatten, dieselbe Ehre. Da es aber noch früh war, so trat ich mit dem Lieutenant E., da die Füße der andern Offiziere nicht mehr gehörig den Dienst versahen, einen Spaziergang an, wobei ich die Lage des Ortes in Augenschein nahm.

Unser Fort fand ich von allen Seiten mit tiefen Wassergraben versehen, die ich in der Folge noch mit Pallisaden versehen ließ. In einer Entfernung von 300 Schritten lagen nach der Westseite zu mehrere Kampongs und in dem Zwischenraum hatte der Resident gegen alle frühere Befehle ein Magazin aufbauen lassen, welches die erste Veranlassung zu Streitigkeiten zwischen ihm und mir gab, da ich es abzubrechen und es an einem entferntern Platze zu haben wünschte, weil ich einsah, daß dieses Gebäude bei einem etwaigen Aufstande, auf den man immer gefaßt sein mußte, für das Fort gefährlich werden konnte, und überdies lag es dem Pulvermagazine zu nahe, so daß bei einem Brande, der in dem breiteren Gebäude, das stets 10,000 Pickel Reis (à 125 Pfund) hielt, sehr leicht entstehen konnte, ein großes Unglück zu befürchten war.

Die ganze Umgegend von Passourouang ist plattes Land, und nach der Seeseite zu wenig angebaut, in den andern Distrikten aber erblickte man die schönsten Reisfelder und Zuckerplantagen. Vorzüglich wachsen viel Kokospalmen und Tamarinden daselbst, so wie auch die prächtige Pisangstaude, die in ihrem Außern viel Aehnliches mit der Palme hat, und gegen 14 Fuß hoch wird; doch kann man sie deshalb nicht unter die Bäume rechnen, weil der Stamm nicht holzig, sondern röhrenartig ist, der, nachdem die Frucht ihre Reife erlangt hat, auch sein Ende erreicht, ob er gleich wieder Senker treibt, wovon der größte als Mutterstamm stehen

bleibt, indeß die kleinern versezt werden. Diese Stände ist als eine große Wohlthat Gottes für die heißen Erdstriche wo sie ausschließlich wächst, zu betrachten. Denn ihre Frucht muß als eine der köstlichsten, wohlschmeckendsten und gesunden auf der Erde angesehen werden, die man auch unreif als Brot genießt. Ihre 10 — bis 12 Fuß langen und über 2 Fuß breiten Blätter dienen den dortigen Einwohnern zu Kleidern, zum Bedecken ihrer Häuser, zu Sonnenschirmen und dergleichen; die Fasern des Stammes liefern eine Art Flachs, so wie die Knospen und Blüthen einen wohl-schmeckenden Sallat. Die Frucht hat die Gestalt einer Gurke, wird zuweilen gegen 60 Pfund schwer und wird durch die großen Blätter, wovon beim Wachsen des Stammes die untern immer abfallen, vor den heißen Sonnenstrahlen, wie mit einem Dache geschützt. Die edelste Sorte ist der sogenannte Königspisang, der zwar die kleinsten, aber die wohl-schmeckendsten Früchte trägt.

Als besonders merkwürdig erschien mir der Bombelmußbaum, der ungefähr die Gestalt und Höhe einer Linde hat, und Früchte in der Größe eines mittelmäßigen Kürbisses trägt, von denen mehrere auf einmal an den dünnen Zweigen hängen, so daß ich, der diesen Baum noch nicht gesehen hatte, mit Schüchternheit hinzutrat, weil ich fürchtete, bei dem etwaigen Herabfallen einer solchen Frucht, einen unsanften Schlag erhalten zu können, doch mein Begleiter benahm mir meinen Irrthum, indem er mich versicherte, daß die Stiele derselben so fest an den zähen Zweigen saßen, daß selbst bei dem heftigsten Winde keine herabfiel, wenn sie nicht gerade von einem Wurme gestochen sei.

Bei allen diesen Betrachtungen vergaß ich aber den Hauptzweck meines Spazierganges nicht, und zeichnete mir genau die verschiedenen Wege auf, die sich in dieser Gegend zahlreich durchkreuzten, um mir zugleich die besten Vertheilungspunkte anzumerken, was ich in der dortigen Gegend vorzüglich nothwendig hielt, da sie bei einem entstehenden Aufruhr die Einwohner so leicht vereinigen können, um gemeinschaftlich ihr strafbares Werk zu beginnen, und das Fort zu umzingeln. In der Mitte eines großen freien Platzes fiel mir vorzüglich ein großes mit hohen Mauern umgebenes Gebäude auf, welches ich auf meine Frage, als die Wohnung des frühern inländischen Residenten kennen lernte, der sich aber jetzt im Dienste des Residenten befand und unter dem Namen *Domehong* die innere Landesverwaltung zu besorgen hatte, wofür er monatlich eine Besoldung von 1500 Rupien erhielt. Da er mir von meinem Begleiter als ein sehr gebildeter Mann geschildert wurde, so wünschte ich denselben sobald als möglich kennen zu lernen, und ließ mich von der inländischen Ordonanz, welche ich bei mir hatte, bei ihm anmelden, worauf mir sogleich ein wohlgekleideter junger Mann entgegen kam, und mich mit großer Höflichkeit willkommen hieß. Er führte mich mit meinem Begleiter in einen großen mit korinthischen Säulen verzierten Saal, und begann hier eine längere Anrede an mich, die mir von dem Lieutenant E., welcher der Sprache mächtig war, verständlich gemacht wurde. In seinem Gesichte sprach sich eine große Gutmüthigkeit, so wie in seiner Kleidung ein bedeutender Reichthum aus. An seinen bloßen Füßen prangten reich mit Silber gestickte Pantoffeln, während seinen Kopf ein prächtiger blauer Turban bedeckte; übrigens war

er mit einer bunten Kabaya angethan, die mit goldenen Knöpfen geziert war, und große Diamantringe glänzten an seinen Fingern. Ich ließ durch den Lieutenant E. seine höflichen Complimente auf gleiche Weise erwidern, und wollte mich eben empfehlen, als eine Hinterthür sich öffnete, durch welche zwei kaum 4 Fuß hohe weibliche Kakerlaken mit Gebäcknem und Früchten hereintraten, denen ein männlicher Aufwärter mit einem Theeservice folgte. Die beiden Mädchen erregten sogleich meine Aufmerksamkeit, aber freilich auf keine solche Art, wie Evens Töchter gewöhnlich bei Männern es zu thun pflegen, denn ihr Anblick war eher abschreckend als anziehend, für mich aber neu, da ich eine solche Menschenart noch nicht gesehen hatte. Sie hatten beide eine todtenbleiche Haut und Haare von derselben Farbe, und um sie noch widriger zu machen, hatten sie äußerst blöde rothe Augen, die sie nur halb aufzuschlagen wagten, da sie das Tageslicht nicht zu ertragen schienen; ihre Leibesbeschaffenheit war äußerst schwächlich, und aus ihrem Gesichte sprach sich die bedauernswürdigste Simplicität aus. Ich wunderte mich recht sehr, daß man an einem Anblick Vergnügen finden konnte, der mich zum größten Mitleid stimmte, jedoch sahe ich auch hier, daß der Mensch überall das Außerordentliche und Sonderbare liebt, mag es übrigens in die Augen fallen, wie es nur immer will, wie ja sonst auch unsere europäischen Fürsten sich zur Kurzweil Zwerge hielten, die doch eigentlich nur als eine Verkrüppelung in der Natur anzusehen sind; ja von Peter dem Großen wissen wir, daß er alle Zwerge seines Reiches an seinem Hofe versammelte, und die bekannte Zwergenhochzeit veranstaltete.

Der

Der Domehong ersuchte uns höflichst, von den aufgetragenen Speisen und Getränken zuzulangen, doch konnte ich mich nur dazu verstehen, höchstens eine Tasse Thee zu mir zu nehmen, da es mir unmöglich war, etwas von dem Gebäcke zu genießen, bei dem Gedanken, daß vielleicht die beiden mausefahlen Grazien die Verfertiger davon sein möchten.

Eine Menge freier Javaner, die sich im Dienste des Domehong befanden, standen in ehrerbietigen Stellungen hinter demselben, um seine Befehle zu erwarten, wodurch er sie übrigens nicht in Bewegung zu setzen suchte. Endlich empfahl ich mich mit meinem Begleiter, und wurde höflich eingeladen, meinen Besuch recht oft zu wiederholen.

Zweiunddreißigstes Capitel.

Der Resident von Passourouang. Kreuzzug gegen die Seeräuber. Ausflug auf das Landhaus des Residenten. Betrügereien beim Wechseln des Geldes und Bestrafung einiger Chinesen.

Von hier aus begaben wir uns, da die Mittagszeit herangekommen war, zum Residenten, von welchem ich heute mit einem viel freundlicheren Gesichte empfangen wurde, als das erste Mal, wie es denn die Höflichkeit wohl auch erforderte. Er stellte mich sogleich seiner Gemahlin, einer Eingebornen vor, welche erst 18 Jahr alt war, und sich bei meiner Begrüßung äußerst schüchtern und verlegen zeigte.

Die Unterhaltung der ganzen Tischgesellschaft war übrigens ungemein lebhaft, wozu die ausgesuchten Gerichte und feinen Weine, womit die Tafel im Ueberfluß besetzt war, nicht wenig beitrugen. Den Reiz des Genusses erhöhten noch 15 der schönsten Sklavenmädchen, welche die Bedienung ausmachten, und ihr Geschäft mit der größten Behändigkeit und Zierlichkeit verrichteten.

Unter unsern Gesprächen kam auch die Rede auf das Pulvermagazin, welches ich noch nicht geöffnet hatte, da ich zur Aufnahme der Vorräthe eine Kommission als Zeugen verlangte, um mich so legitimiren zu können. Meine For-

derung ward gern bewilligt, und sogleich nach Beendigung der Tafel begleiteten mich 2 dazu ernannte Offiziere nach dem Fort, wo sich 10,000 scharfe und 25,000 blinde Patronen, 10,000 Pfund Kanonenpulver, 500 Kartätschen und 2000 Kanonenkugeln vorfanden. Nachdem ich hiervon Kenntniß genommen und meinem aufgenommenen visum repertum durch die Unterschrift der beiden Offiziere Beglaubigung verschafft hatte, so machte ich in Begleitung Letzterer noch einen Spaziergang an dem Ufer des Flusses, wobei ich mehrere Stellen in meine Schreibetafel bemerkte, welche ihrer Wichtigkeit halber durchwatet werden konnten.

Der Tag war äußerst schwül und das klare Wasser des Flusses so einladend, daß ich den Vorschlag that, uns zu baden, aber einer meiner Begleiter benahm mir sogleich die Lust dazu, als er mir von einer großen Menge Ringelschlangen sagte, welche sich in dem Flusse aufhielten, und deren Biß tödtlich wäre; jedoch fügte er hinzu, daß das Gegengift, wie überall in der Natur, auch hier in einem gewissen Kraute anzutreffen sei, das in der dortigen Gegend häufig wuchs, und nach der Sprache der Eingebornen Giftkroun genannt wurde. Dieses wird gekaut und so lange davon auf die Wunde gelegt, bis es zuletzt seine eigenthümliche Farbe behält, da es, so lange noch Gift im Körper ist, schwarz wird. Soll aber das Mittel gehörig wirksam sein, so muß man zugleich auch einen Absud aus den Blättern als Thee benutzen. Auf gleiche Weise sollen bei uns die Blätter des Eschenbaums wirken.

Schon nach 3 Tagen hatte ich Gelegenheit, zu erfahren, daß ich, in Rücksicht der Wirksamkeit dieses Krautes,

keine Unwahrheit erfahren hatte, denn ein Soldat, der beim Baden von einer solchen Schlange gebissen worden war, verdankte diesem seine Rettung. Demungeachtet aber hätte ich es nicht über mich gewinnen können, in den Fluß zu steigen, da ich vor den Schlangen einen gewaltigen Widerwillen besaß, den gewiß die Meisten mit mir theilen werden, ob sie gleich bei den Alten eine heilige Bedeutung hatten.

Da nun also aus dem Bade nichts wurde, so sorgte ich, am Fort angekommen, für eine andere Erfrischung, durch eine Terrine kalten Punsch, den ich mit meinen Begleitern unter einem schattigen Tamarindenbaume genoß. Hier erfuhr ich im Laufe unserer Unterhaltung, daß der Resident 8 Pale, ungefähr $2\frac{1}{2}$ Stunden von hier ein großes Landgut mit einer bedeutenden Zucker-Plantage besaß, in dessen Nähe sich 3 besondere Merkwürdigkeiten befinden sollten, welche in den seltensten Enteneiern an einem Orte Namens Gabi, einem Teiche, unter dem Namen blaues Wasser, und einem kleinen See, von unzähligen Krokodilen bewohnt, bestanden.

Da es Sitte war, daß der Domehong dem jedesmaligen Kommandanten, wenn derselbe ausfahren wollte, eine Kutsche mit 4 Pferden bespannt, zusandte, so beschloß ich, davon Gebrauch zu machen, um den Ort selbst genauer kennen zu lernen.

Eben ließ ich mir von diesen Merkwürdigkeiten erzählen, als ich den Residenten, mit 2 Polizei-Bedienten auf das Fort loskommen sah, ein Schreiben in seiner Hand, und Angst auf seinem Gesichte. Neugierig, was er bringen würde, ging ich ihm sogleich entgegen, und erfuhr aus dem Schrei-

ben, daß er mir überreichte, eine Nachricht des Residenten von Sourabaya, an welchen der hiesige Resident alle eingegangenen Gelder einschicken mußte, die ihm gerade nicht die angenehmste war.

Nach diesem Berichte nemlich kreuzten zwischen Sourabaya und Passourouang mehrere große Fahrzeuge mit Seeräubern herum, die sich bereits durch Raub und Mord furchtbar gemacht hatten. Der Resident hatte nun etwa 30,000 Rupien nach Sourabaya zu versenden, und mußte dieses, da noch keine fahrenden Posten statt fanden, zu Wasser thun, was ihm jetzt die größte Unruhe machte. Er ersuchte mich daher in seiner Angst um einen Unteroffizier und 12 Soldaten, als Schutzwache für die morgen mit dem Gelde abzugehende Prawe. Hierdurch meinte er der Verantwortung zu entgehen, wenn ja das Geld weggenommen werden sollte. Ich gab ihm darin freilich Recht, stellte ihm aber vor, daß die Verantwortung dann auf mich fallen würde, da nach dem Berichte die Seeräuber mehrere hundert Köpfe stark waren, und sonach meine 13 Mann verloren sein mußten. Wollen Sie übrigens, bemerkte ich, den Colonel Bojons mit der Gefahr bekannt machen, und ich erhalte Befehl, Ihr Fahrzeug zu eskortiren, so sorgen Sie für 2 große Langboote, in welchen 70 Mann mit 4 Kanonen Platz haben, und ich werde den Seeräubern die Lust benehmen, fremdes Eigenthum anzutasten. Er war mit meinem Rathe zufrieden, und beschloß sogleich an den Colonel Bojons seine Bitte zu richten, war aber nun wiederum äußerst ängstlich wegen einer nächtlichen Landung der Räuber, die sie, wie er sagte, schon vor einigen Jahren an dieser Stelle ausgeführt hätten. Doch suchte ich ihn so

viel wie möglich darüber zu beruhigen, indem ich ihm vorstellte, daß er für seine Person in seiner festen Wohnung nichts zu besorgen habe, wenn auch wirklich seine Furcht wegen der Landung gegründet sein sollte. Diese Vorstellung schien zu wirken, da ihm sein liebes Ich am höchsten stehen mochte.

Unterdessen war ein Gewitter am Himmel aufgestiegen, das mit einem heftigen Regen begleitet war. Bei dieser Gelegenheit bemerkte ich, daß es unverzeihlich sei, keine Blitzableiter sowohl am Fort als am Pulverthurm angebracht zu haben, da hierdurch bei jedem Gewitter der ganze Ort in großer Gefahr sei. Der Resident wurde hierüber so betroffen, daß er heute noch deshalb einen Bericht an das Gouvernement zu machen versprach, und sich eiligst aus der gefährlichen Nähe des Pulverthurms entfernte, um im stärksten Regen nach seiner Wohnung zu eilen, wo er vielleicht sicherer zu sein glaubte. Wir mußten über diese Aengstlichkeit lachen, und erhielten dadurch einen neuen Beweis von des Residenten außerordentlicher Liebe zum Leben, wobei er dem Knochenmanne einmal den Sieg schwer machen zu wollen schien. Das Gewitter ging indessen glücklich vorüber, doch hatte es in mehrere Kokusbäume eingeschlagen, welche nach dem Glauben der Inländer eine besonders anziehende Kraft haben sollen, aber die Blitze hatten nicht gezündet, so wie man überhaupt bemerkt haben will, daß in Indien durch kein Gewitter ein Brand entsteht, sondern die vom Blitz getroffenen Gegenstände nur zerschmettert werden; wie es aber mit dem Pulver sein würde, davon hatte man noch kein Beispiel gehabt, und es war daher auf alle Fälle gut, Vorkehrungen gegen eine mögliche Gefahr zu treffen.

Den 4. Tag erschien der Resident mit einer fröhlichen Miene in meiner Wohnung, und überreichte mir eine schriftliche Ordre vom Colonel Bojons, nach welcher ich die Prawe, worauf das Geld an das Gouvernement gesendet werden sollte, mit bewaffneter Mannschaft zu begleiten hatte, jedoch war mir in Rücksicht der Zahl keine Vorschrift gemacht worden. Die Zeit unserer Abfahrt ward nun auf den folgenden Morgen bestimmt, und schon nach einer Stunde hatte die Sorgfalt des Residenten die nöthigen Fahrzeuge vor das Fort schaffen lassen, die ich sogleich mit 4 Kanonen und der gehörigen Munition versah, um meinen Feldzug glücklich zu beendigen und der herumkreuzenden Räuberbande Respekt vor der Besatzung Passourouangs einzulösen. Ich freute mich wirklich recht sehr, einmal Gelegenheit gefunden zu haben, mein militairisches Probestück von dieser Art ablegen, und einmal das Schwert führen zu können, dessen Dienste ich mich mit allem Eifer gewidmet hatte.

Nachdem ich dem zurückbleibenden Feldwebel für die Zeit meiner Abwesenheit das Kommando im Fort überlassen hatte, begab ich mich mit 60 Mann inländischen Soldaten, 3 europäischen Unteroffizieren und 12 Kanoniern nach den beiden Langbooten, von denen jedes mit zwölf Ruderern versehen war, und bald fuhren wir, die Prawe in unserer Mitte, den Strom hinunter, alle mit Kampflust besetzt.

Hätte sich unsere Abfahrt nur noch eine Stunde verzögert, so wäre unsere ganze Expedition an der Mündung des Flusses auf einer Sandbank sitzen geblieben, da die Zeit der Ebbe eintrat, jetzt aber kamen wir noch mit genauer Noth davon.

Mehrere kleine Fischerboote ruderten an uns vorüber und benachrichtigten uns, daß sie 3 große Prawen, jede ungefähr mit 100 Mann besetzt, an der Küste von Madura bemerkt hätten. Daher nahm ich meinen Cours schnell nach der Küste von Java, um fürs Erste das Geld an Ort und Stelle zu bringen, und beschloß auf dem Rückwege auf Madura loszusteuern, um dem Feinde die Stirn zu bieten. Da wir die Segel gebrauchen konnten, so kamen wir schon nach 4 Stunden in Sourabaya an, und segelten sogleich nach gescheneher Uebergabe der Gelder nach der gegenüber liegenden Insel Madura, deren Entfernung von Java ungefähr eine Stunde beträgt, und die durch ihre Fruchtbarkeit an Reis merkwürdig ist. Da uns der Wind contrair war, so mußten wir nun die Ruder gebrauchen, wobei freilich längere Zeit verstrich, als es uns bei der Ungeduld, unsern Feind ansichtig zu werden, angenehm sein konnte. Schon waren wir bereits bis an das Ende der Insel gefahren, aber keine Spur von Seeräubern war zu entdecken, und schon glaubten wir für heute die Befriedigung unsres Wunsches nicht erlangen zu können, als uns ein Artillerist auf 3 Fahrzeuge, die in weiter Entfernung nach der Küste von Java steuerten, aufmerksam machte. Da wir nach dieser Seite zu die Segel gebrauchen konnten, so lenkten wir unsern Lauf gerade darauf los, und sobald wir sie besser erblicken konnten, ließ ich sie durch einen Signalschuß zum Beilegen auffordern, wurde aber hierdurch überzeugt, daß Seeräuber vor uns waren, da sie dieser Aufforderung nicht im Geringsten nachzukommen suchten. Ich ließ nun sogleich auf dieselben Jagd machen, und um mich schneller zu nähern, die Ruder gebrauchen. Vorher hatte ich nur wenig Mann-

schaft auf den Fahrzeugen bemerkt, und daher geglaubt, von den Fischern falsch unterrichtet worden zu sein, aber sobald man sah, daß unsre Boote in voller Eile vorwärts segelten, so erhoben sich plötzlich mehrere Räuber vom Boden, die gewöhnlich bei Erblickung von Kriegsfahrzeugen sich niederwerfen, und mit der größten Anstrengung ruderten sie darauf los, um sobald als möglich die Küste von Java zu erreichen, aber ehe dieses noch geschehen konnte, gelang es meinen wackern Ruderern, sich ihnen in Schußweite zu nähern, und nun verrichteten die Kanoniere mit einem solchen Erfolge ihr Amt, daß auf den feindlichen Praven allgemeine Verwirrung entstand, und die Seeräuber alle zum Vorschein kamen, um sich vor dem Eindringen des Wassers zu schützen.

Um ihre Bestürzung noch größer zu machen, gab ich Befehl, einige Mal mit Kartätschen unter sie zu feuern, welches die Wirkung hervorbrachte, daß sie, da sie bereits auf dem Strande fest saßen, insgesammt aus den Fahrzeugen in das Wasser sprangen und nach den am Ufer befindlichen Gebüschen flohen. Da unsre Langboote 4 Fuß tief gingen, so konnte ich es nicht wagen, mich dem Ufer zu nähern, ohne Gefahr zu laufen, zu stranden, weshalb ich auch die von den Seeräubern verlassenen Fahrzeuge nicht weiter untersuchen konnte, sondern mich nur damit begnügen mußte, sie völlig unbrauchbar zu machen, was durch mehrere Kugeln geschah.

So kehrte ich denn mit dem frohen Gefühle des Siegers nach dem Forte zurück, wo ich den Residenten in ängstlicher Erwartung antraf, aber durch meine Erzählung mit einer solchen Heiterkeit erfüllte, daß er mich mit fröhlichem Gesicht einlud, diesen Abend sein Gast zu sein, was ich ihm

auch bewilligte, und bei welcher Gelegenheit ich die ganze Expedition von A. bis Z. noch einmal zum Besten geben mußte. Da ich ihn zugleich darauf aufmerksam machte, daß die Räuber in dem Distrikte aus Land gesprungen wären, der nach der Aussage der inländischen Soldaten unter seiner Aufsicht stehe, so ließ er zugleich dem Domehong den Auftrag ertheilen, Erkundigungen in den dortigen Campongs darüber einzuziehen, und alle verdächtigen Kerle ergreifen zu lassen.

Im Laufe unserer Unterhaltung leitete ich das Gespräch auch auf das Landgut des Residenten, und erfuhr von ihm, daß sich die Merkwürdigkeiten, von denen ich gehört hatte, wirklich in der Nähe desselben befänden. Da ich große Lust bezeugte, dieselben selbst kennen zu lernen, so lud er mich ein, den folgenden Morgen mit ihm dahin zu fahren.

Mit Freuden nahm ich diesen Antrag an, und früh um 6 Uhr traten wir zusammen auf einem mit 4 muthigen Rappen bespannten Wagen unsere Reise an. Ein prächtiges Gebäude, eher einem Schlosse, als einem Landhause ähnlich, nahm uns auf. Der Verwalter des Gutes, ein geborner Europäer, bewillkommte uns mit einem zahlreichen Gefolge von Sklaven und Sklavinnen auf eine äußerst ehrerbietige Weise. Der Resident führte mich zuerst in die daselbst befindliche Zuckersiederei, in welcher einige Sklaven beschäftigt waren, durch eine mit 3 übereinandergesetzten Walzen versehene Maschine, die durch ein Wasserrad in Bewegung gesetzt wurde, das Zuckerrohr auszupressen.

Diese Beschäftigung ist ohne die größte Vorsicht äußerst gefährlich, denn sobald man mit der Hand dem Durchgange der Walzen nur etwas zu nahe kommt, so ist keine andere

Rettung, als dieselbe sogleich abzuhaueu, wie es hier schon einem Sklaven gegangen war, dem sein Kamerad mit einem zu diesem Behufe bereit liegenden Hackemesser diesen schrecklichen Liebesdienst hatte erweisen müssen.

Das Zuckerrohr, wovon nicht mehr abgeschnitten werden darf, als an einem Tage ausgepreßt werden kann, da es beim Liegen leicht sauer wird, war hier von beträchtlicher Höhe und Stärke, so daß der Saft in reichem Maaße durch eine Rinne in den großen Kessel sich ergoß, wo er anfangs ein wenig eingekocht ward. Aus diesem Gefäß wurde er dann in ein anderes geschöpft, wo man ihn noch mehr einkochte, und mit Blut und Kalkwasser versetzte, um ihm die Weinsäure zu benehmen. Hierauf ward er in besondere Fässer gegossen, aus denen der Niederschlag in besondere Gefäße ablief, und den Syrup oder die Melasse gab, woraus Rum und Zuckerbranntwein bereitet ward, der aber erst nach einigen Jahren getrunken werden kann, da er jung genossen der Gesundheit schädlich ist, weshalb er auch den Namen Mordteufel erhalten hat. Ist nun die Muscovade, wie man den rohen Zucker nennt, trocken, so wird er nach Europa geschafft, wo er raffinirt und dann, sonderbar genug, wieder nach seiner Heimath verhandelt wird. Das Raffiniren desselben ist in Venedig erfunden, doch seit 1570 auch in Deutschland angewendet worden.

Wenn man nun aber auch aus allen Früchten und vorzüglich aus dem Saft des Zuckerahornbaums in Amerika, der auch bei uns angebaut werden kann, einen Zucker gewinnt, so ist doch das Zuckerrohr von vielfacherem Nutzen, und als ein sehr wohlthätiges Geschenk der Natur anzusehen,

da die Blätter desselben als Bedeckung der Häuser, und die grünen Spitzen als ein gutes vorzüglich nährendes Viehfutter gebraucht werden. Ja der Saft, von denen man den Arbeitern täglich etwas zum Genuße reicht, ist so stärkend, daß er die verlorenen Kräfte baldigst ersetzt, und eine erhöhte Lebenshätigkeit hervorbringt, so daß man ihn als eine Quintessenz der Nahrungsmittel ansehen kann.

Die Einsammlung des Rohrs geschieht so, daß man zuerst den obersten Schuß abnimmt, und dann mit einem Schnitte den Fuß durchschneidet, da bei mehrern Schnitten die Hitze in den Schaft tritt, und den Saft verzehrt; dann werden die Blätter abgestreift, und so das Rohr in Bündeln nach der Siederei geschafft.

Nachdem mich hier der Resident mit Allem genau bekannt gemacht hatte, so führte er mich in einen großen Garten, wo mir vorzüglich der Anblick mehrerer Gewächse aus meinem Vaterlande Vergnügen machte, welche den Tag über durch Pisangblätter, die auf kleinen Stäben angebracht waren, vor der Sonnenhitze geschützt, und gegen 4 Uhr, wo die Sonne nicht mehr so heftig wirkt, ihres Schirmes entlebt wurden. Diese Gewächse bewirkten in der That eine Art Heimweh in meinem Herzen, da der Gedanke an mein Vaterland recht lebhaft bei mir erwachte, und mir alle die geliebten Personen vor die Seele führte, von denen mir diese Pflanzen jetzt Repräsentanten schienen. Besonders merkwürdig aber war mir eine Art Winde, deren knollige Wurzeln man Bataten nennt, die in Amerika und Ostindien überall sorgfältig angebaut werden. Man benutzt sie wie bei uns die Kartoffeln, doch sind sie weit wohlfeelender als diese, und

werden gewöhnlich in heißer Asche gebraten. So liefern sie auch zerstoßen und mit Wasser vermischt ein sehr angenehmes Getränk. Zu bemerken ist noch, daß sie sich wohl 50fach vermehren, und keiner großen Pflege bedürfen.

Noch machte mich der Resident auf eine einen Fuß hohe Pflanze Namens Ginseng aufmerksam, indem er mir sagte, daß durch die Wurzel dieser Pflanze ein Mittel gefunden sei, das menschliche Leben möglichst zu verlängern, da sie die gefährlichsten Krankheiten heile, und die Lebensgeister auf eine außerordentliche Art stärke, weshalb sie jeder Arznei beigemischt und um einen überaus theuern Preis verkauft würden.

So war der Garten mit mehrern herrlichen Gewächsen, die durch ihre Farbenpracht das Auge ergöhten, und durch ihre innere Kraft sich auszeichneten, angefüllt.

Da sich am Fort ein freier Platz befand, der zu nichts benutzt wurde, so faßte ich sogleich den Plan, durch eine Gartenanlage mir einen Genuß zu bewirken, den ich von jeher so hoch achtete, und ich freute mich daher recht sehr, als mir der Resident auf meinen geäußerten Wunsch seinen Gärtner antrug, der die Einrichtung übernehmen sollte.

Sobald wir unser Frühstück zu uns genommen hatten, fuhren wir zuerst nach dem sogenannten blauen Wasser, das sich in einem reizenden von hundertjährigen Bäumen beschatteten Thale, in einem von der Natur gebildeten Bassin, von 10 Fuß Tiefe befand. Die Farbe des Wassers glich dem schönsten Azur und bei der Klarheit desselben konnte man den kleinsten Stein auf dem Boden erkennen. Vielleicht spiegelte sich daher um so reiner der blaue Himmel in dem-

selben, doch mochte wohl auch die Farbe des Grundes dazu beitragen, dem Wasser seinen Namen zu geben. Was den Anblick des blauen Spiegels noch erhob, waren eine Menge Karpfen, die lustig in ihrem Elemente sich regten und mit einander zu spielen schienen. Aus unterirdischen Felsenkluften strömte sichtbar das Wasser heraus und zu meiner Verwunderung sah ich auch ein Paar Schildkröten hervorkriechen, von denen sich, wie ich hernach bemerkte, eine große Anzahl in dem mit dem Bassin zusammenhängenden kleinen Bache befand, der sich durch dichtes Gesträuch dahin schlängelte, das nach der Aussage des Residenten häufig von Tigern bewohnt war. Merkwürdig war es, daß die im Bassin befindlichen Fische dem Laufe des Baches nicht folgten, sondern ihr Spiel stets in dem blauen Wasser trieben, zum Zeichen, daß es ihnen hier gefiel.

Hierauf fuhren wir nach Gadi, wo die merkwürdigen Enteneier zu haben waren, die sich vorzüglich durch die Fettigkeit des Dotters auszeichneten und zu den nahrhaftesten und gesundesten Speisen gerechnet wurden. Wir erblickten einen großen Sumpf, auf dem sich unzählige Enten befanden, welche die darin befindlichen Würmer und Insekten verzehrten, die, wie man glaubte, den Eiern die schätzbare Eigenschaft verliehen, welche in Seesalz eingeschlagen, in Baumblätter gewickelt und mit Bast umwunden, verkauft und 100 Stück mit 2 Rupien bezahlt wurden. Die Einwohner vermischten sie mit gedämpftem Reis, und bereiteten sich dadurch eine Festspeise.

Ueberhaupt aber ist Reis das gewöhnliche Gericht in der dortigen Gegend, so daß er sogar die Stelle des Brotes

vertritt. Es giebt 2 Arten davon, nemlich Berg- und Sumpfreis, wovon letzterer der gewöhnlichste ist, obgleich sein Anbau nachtheilig auf die Gesundheit der Bewohner wirkt. Was die Zubereitung desselben betrifft, so ist sie sehr einfach, indem er nur über Dampf von heißem Wasser gekocht oder in einem grünen Bambusrohre im Feuer gebacken wird. Man genießt ihn sodann nur mit etwas spanischem Pfeffer und Salz, so daß er vielleicht manchem verwöhnten Europäer nicht zusagen würde. Jedoch kann ich versichern, daß ich mich bald an diese einfache Speise gewöhnte, und das Brot nicht mehr vermiste, vorzüglich da sie bei dem dortigen Klima dem Magen wegen der leichten Verdauung so angemessen ist.

Ueberhaupt aber ist zu bemerken, daß die Eingebornen äußerst einfach leben, und alle überflüssige Bedürfnisse gleich dem berühmten Snyiker Diogenes verschmähen; so bedienen sie sich z. B. auch nur der Finger, wenn sie beim hoch aufgethürmten Reisnapf sitzen, um ihren Hunger zu stillen, und es ist lustig mit anzusehen, wenn eine zahlreiche Familie ein solches Gericht umlagert hat, und eine Handvoll nach der andern in den Mund stopft. Unter allen aber zeichnen sich durch die einfachste Lebensart die kupferfarbenen Mataranen aus, die noch besonders wegen ihres spasshaften Aberglaubens merkwürdig sind. Sie bilden sich nemlich ein, daß manche ihrer verstorbenen Frauen Gespenster würden, und um sich nun vor ihnen zu schützen, hängen sie Fische an ihren Kammern auf, um die Unwillkommenen bei ihrem etwaigen Besuche zu fangen, oder suchen sie durch mancherlei Figuren, die sie an ihre Thüren mahlen, abzuschrecken. Dieß thun sie aber wahrscheinlich nur gegen die

bösen Weiber, die ihnen das Leben auf mancherlei Weise verbitterten, und die nach ihrem Abschied aus der Welt dadurch bestraft werden, daß sie, die dem Manne im Leben keine Ruhe ließen, nun auch im Tode keine Ruhe finden können, sondern unstät und flüchtig herumirren und vergebens sich bemühen, in dem Hause einzukehren, wo sie früher ihr Regiment ausübten, da sich der Mann durch mancherlei Mittel vor ihrem Besuche verwahrt.

So lächerlich dieser Glaube auf der einen Seite sein mag, so bringt er gewiß eine gute moralische Wirkung hervor, denn welche Frau würde wohl wünschen, selbst im Tode keine Ruhe zu finden? Es wäre daher wirklich nicht übel, wenn ein ähnlicher Glaube auch für manche unserer europäischen Frauen ein Zügel wäre, der sie ihre Schranken nicht überschreiten ließe, da sich gewiß so mancher Mann glücklicher dabei fühlen würde, als er jetzt es ist.

Wir waren eben im Begriff, auch nach dem Krokodilsee zu fahren, als ein reitender Polizeibedienter ankam, und dem Residenten ein Schreiben überreichte, wodurch dieser bestimmt wurde, ungesäumt nach Passourouang zurück zu fahren, weshalb für dieses Mal meine Neugier ungestillt blieb.

Ob ich nun gleich mit dem Resident auf freundschaftlichem Fuße zu stehen schien, so fand sich doch bald eine neue Gelegenheit, wo wir einander feindlich entgegentraten. Da nemlich die Soldaten schon zwei Mal keine Löhnungen erhalten hatten, und mir desfalls von dem Inspekteur in Sourabaga die Anweisung an den Resident gegeben worden war, so bat ich diesen jetzt um die Auszahlung, um bei längerer Verzögerung das Murren der Soldaten zu verhüten,

er:

erfuhr aber zu meinem Erstaunen von ihm, daß er darüber von Batavia aus keinen Befehl erhalten habe. Meine Vertröstungen, die ich den Soldaten am folgenden Morgen ihres Soldes halber schon gemacht hatte, und die ich jetzt wiederholen mußte, fingen an, keine Wirkung mehr zu thun, und bald schien ein allgemeiner Aufstand auszubrechen, wenn die Murrenden nicht befriedigt wurden. Ich begab mich daher nochmals in dieser Angelegenheit zum Residenten, um entweder das nöthige Geld von ihm zu erhalten, oder andere Maasregeln zu ergreifen. Ich fand ihn eben in Gesellschaft einiger pensionirter Offiziere vor seinem Hause an einer Tafel sitzen, welche mit Weinflaschen reich besetzt war. Da er die Gabe des Bacchus zu schätzen wußte, so hatte er sich auch heute nicht als Feind derselben benommen, sondern wacker den Becher geleert, wie sein Gesicht deutlich bewies. Deshalb ließ er mich auch ziemlich hitzig an, als ich ihn ersuchte, mir gegen einen Empfangsschein die Löhnung der Soldaten auszusahlen, und ich jede Verzögerung als gefährlich schilderte. Eher keinen Pfennig, erwiederte er mir, bis ich von Batavia aus Befehl erhalte. Auf diese Antwort erklärte ich ihm, daß er mich nöthige, ihn beim Gouvernement zu verklagen, wenn er die Anweisung des Inspektors, die ihm Befehl genug sein müsse, nicht respektiren und nicht heute noch das Geld auszahlen würde. Da er aber immer noch nicht nachgeben wollte, so entfernte ich mich, um es nicht nur bei der Drohung bewenden zu lassen, sondern sogleich einen reitenden Boten nach Sourabaya an den Colonel mit meiner Klage abzusenden.

Eben war ich mit meinem Berichte fertig, als mir der Resident, der unterdessen vernünftiger geworden war, melden

ließ, daß er, um die Soldaten zufrieden zu stellen, aus seiner eigenen Kasse das Geld vorschießen wollte, und zugleich ließ er mich einladen, zu ihm zu kommen, um bei einem Glase Wein zu vergessen, was zwischen uns vorgegangen war. So war er also wahrscheinlich durch die Vorstellungen seiner Gäste zur Besinnung gekommen, und ich trug daher in diesem Falle kein Bedenken, seiner Einladung zu folgen, vorzüglich da es nicht in meinem Charakter liegt, die Sonne über meinem Zorn untergehen zu lassen, besonders wenn mir die Hand zur Versöhnung gereicht wird, was ich im vorliegenden Falle auch erwarten durfte, da ich nach der frühern englischen Einrichtung, nach welcher der Resident ein zweiter, der Kommandant des Forts aber ein erster Lieutenant war, dem Range nach über dem Residenten stand. Jedoch änderte sich dieß in der Folge unter der niederländischen Regierung, von welcher jener den Rang eines Lieutenant-Colonel erhielt.

Sobald ich beim Residenten ankam, erklärte ich ihm, daß es nicht nöthig sei, seine eigene Kasse zur Auszahlung des Traktements in Anspruch zu nehmen, da ja nach der gesunden Vernunft, das Militair wohl aus derselben Kasse bezahlt werden könne, die ihm das Gouvernement zur Verwaltung übertragen habe, ohne Verantwortung zu befürchten.

Hierauf zahlte mir der Resident die ganze Summe, unter dem Vorwande, kein Kupfer zu haben, in lauter Silberrupien aus, was, wie es scheinen konnte, gerade vorthellhaft sein mußte; aber eben hierin lag der Grund der Be-

reicherung so manches Betrügers, da man nicht streng auf den festgesetzten Werth des Silbers hielt, und bei der Verwechselung gewöhnlich weniger Kupfermünze bezahlte, als es eigentlich hielt. Da jedoch vor Kurzem erst das Gouvernement von diesem Unwesen unterrichtet, den strengsten Befehl gegeben hatte, das Silber nicht, wie es bisher geschehen, gegen das Kupfer herabzusetzen, so war ich mit dieser Münze gar nicht zufrieden, so wie es bei den Soldaten derselbe Fall war, die sich, nachdem sie das lang ersehnte Geld erhalten hatten, auf die Bazars zerstreuten, um ihre nöthigen Bedürfnisse einzukaufen. Doch kamen kurz darauf mehrere mit der Klage zurück, daß die Chinesen, in deren Händen allein das Handelsgeschäft war, für die Rupie nicht mehr als 114 Duit, also sechs Duit unter dem festgesetzten Werthe geben wollten. Ich war ergrimmt über die Geringschätzung des erst gegebenen Befehls, begab mich sogleich zum Residenten zurück und forderte ihn auf, dafür zu sorgen, daß der Verlust, den die Soldaten bei der Verwechselung erlitten hatten, ersetzt würde, wo nicht, so wollte ich dem Befehle des Gouvernements durch eigene Maaßregeln Kraft zu verschaffen suchen. Zu dieser Zeit wußte ich noch nicht, daß der Resident selbst den größten Wucher mit dem Wechsel trieb, wobei er bei einer jährlichen Einnahme von 300,000 Rupien keinen unbedeutenden Vortheil zog, und glaubte daher, daß er sein Ansehen benutzen würde, die Chinesen anzuhalten, ihre Schuldigkeit zu thun. Aber darin hatte ich mich geirrt, denn er erklärte mir, daß er jetzt, ohne Aufruhr zu befürchten, nicht helfen könne, aber ein anderes Mal mit Kupfer auszahlen wolle. Nun wohl, erwiederte ich, so sollen andere Maaßregeln ergriffen werden, ging auf der

Stelle nach dem Fort zurück und befahl Appel zu schlagen, worauf sich die ganze Mannschaft versammelte. Hierauf schickte ich einen Unteroffizier mit 8 Mann nach dem Bazar, um die Chinesen, bei denen die Soldaten gewechselt hatten, holen zu lassen; unterdessen aber wurde eine Pritsche mitten in das Fort gesetzt, und zwei Unteroffiziere mit Peitschen in den Händen in Bereitschaft gestellt, um die Betrüger sehen zu lassen, wie man ihre Handlungsweise zu belohnen Willens sei. Kurze Zeit darauf brachte das Kommando 3 Chinesen, welche vor Angst am ganzen Leibe zitterten, und halb todt waren, als sie die Zubereitungen erblickten, die man ihres Empfangs halber gemacht hatte. Ich fragte nun die Maleficanten, ob der Resident den Befehl des Gouvernements auf allen öffentlichen Plätzen habe ausrufen lassen, und wenn dieses sei, warum sie demselben gleich nach der Publikation entgegen handelten, daß sie eigenmächtig den Werth des Silbers herabsetzten und Nachtheil für das Militair bewirkten. Da versprachen die bleichen Gestalten, an Händen und Füßen zitternd, sogleich alles zu ersetzen, was die Soldaten beim Wechseln des Geldes eingebüßt haben möchten, und glaubten hierdurch von aller Strafe befreit zu sein, denn schon fingen sie an, freier zu athmen, als sie sich ihres Versprechens entledigt hatten. Aber sie hatten sich geirrt, denn ich erklärte ihnen hierauf, daß sie zwar nun die Soldaten befriedigt, aber noch keine Strafe für die Uebertretung des Gesetzes erhalten hätten. Jetzt fingen sie an, zu bitten und zu flehen, aber ich ließ mich in meinem Vorsatz nicht irre machen, da ich glaubte, daß von dem ersten kräftigen Auftreten mein Ansehen für die Folgezeit abhängen würde. Mit den Worten: wer aufs Gesetz nicht hört, der muß die Strafe

fühlen, befahl ich den Unteroffizieren, ihr Amt zu verrichten, welche die Betrüger ergriffen, sie auf die Pritsche postirten, und jedem 25 Hiebe auf den Hintern ertheilten.

Nachdem sie ihre Tracht erhalten hatten, entließ ich sie mit der Warnung, sich nicht wieder auf ähnlichen Wegen ertappen zu lassen, und von der Zeit an war mein Ansehen im ganzen Orte fest gegründet, so wie alles Wechselfn verschwunden; jedoch hatte ich mir durch mein Verfahren den größten Feind an dem Residenten zugezogen, der, wie ich erfuhr, die größten Verwünschungen gegen mich ausgestoßen hatte, weil er mich als den ansah, der sein Einkommen auf einmal so sehr schmälerte. Um seinem Grolle Luft zu machen, und sich an mir zu rächen, verklagte er mich beim Colonel Bobjons, daß ich in seine Jurisdiktion eingegriffen habe, und bat zugleich um meine Ablösung. In Folge dessen wurde ich sogleich aufgefordert, mich des angeschuldigten Vergehens halber zu vertheidigen, was ich auch der Wahrheit gemäß that. Der Colonel berichtete hierauf den ganzen Vorfall an das Gouvernement nach Batavia, von wo aus bald ein Bericht erschien, worin dem Residenten ein so tüchtiger Verweis wegen der Vernachlässigung der Gesetze zu Theil wurde, daß er gewiß gewünscht hätte, ganz und gar geschwiegen zu haben. War er daher schon früher gegen mich aufgebracht gewesen, so wurde er es jetzt gewiß noch mehr, und ich sahe ein, daß ich mich vor seiner Rache zu hüten haben würde, weshalb ich doppelte Aufmerksamkeit auf mich selbst zu richten genöthigt war, wenn ich ihm nicht Gelegenheit dazu geben wollte. Uebrigens hatte der Vorfall die natürliche

Folge, daß ich mehrere Wochen aus der Wohnung des Residenten entfernt blieb, bis wir uns endlich bei Gelegenheit der Geburtstagsfeier des Königs wieder näherten, wo er mich mit den Honoratioren des Orts auf sein Landgut einladen ließ.

Dreiunddreißigstes Capitel.

Geburtsdag des Königs. Ankunft des General Anthing in Passourouang.
Der Krokodilsee. Folgen der Neugierde. Die unfreund-
liche Hausfrau. Tigerjagd. Feuersbrunst.

Mit 21 Kanonenschiffen ließ ich den festlichen Tag beim Aufgang der Sonne begrüßen, worauf kurz darauf alle pensionirte Offiziere mir in meiner Wohnung die Morgenvisite machten, und mir ihre Gratulationen brachten, was mir beinahe so vorkam, als sei ich selbst der Glückliche, für den man heut so heiße Wünsche hegte. Bald darauf fanden sich auch die übrigen Invaliden ein, um mir dasselbe zu sagen, was ich schon gehört hatte. Ich ließ ihnen einige Flaschen Arak vorsezen, während ich mit den Offizieren meinen Genever trank, welcher eigentlich in Rücksicht der Qualität geringer, aber doch als europäisches Produkt theurer und mithin geschätzter war, als der Arak, den man im Lande selbst bereitete, da man überall das thörichte Vorurtheil findet, daß das, was aus fernen Landen kommt, den vaterländischen Produkten vorzuziehen sei. Der eben genannte Genever war weiter nichts, als ein aus Korn bereitetes Getränk, das aber des hohen Preises halber nur vornehme Personen tranken, während es bei uns gerade umgekehrt ist.

So ist also oft der Werth eines Dinges nur ein eingebildeter, und es geht mit dieser Einbildung so weit, daß ein und dieselbe Sache nur durch einen fremden Namen in Rücksicht des Werthes, den man darauf setzt, eine ganz andere wird. Denn würden wohl unsere Feinschmecker ein Gericht so wohlschmeckend finden, wenn man statt des Namens aus einer französischen Küche demselben einen deutschen gäbe? Ich glaube nicht. Und eine Mode, die übrigens noch so albern ist, wird sie nicht leicht Verehrer finden, wenn sie von Paris oder London kommt?

Uebrigens giebt es aber wohl kein Volk, das in dieser Beziehung weiter gänge, als die Deutschen, und man kann wirklich die Ueberschätzung des Fremden als einen Nationalzug derselben ansehen, was jedoch ihre Gutmüthigkeit und Bescheidenheit zu beurfunden scheint, da sie gern mit ihren eigenen Vorzügen in den Schatten treten, um fremde in das Licht zu setzen; doch ist nicht zu leugnen, daß eben dieser Charakterzug schon oft nachtheilige Folgen gehabt hat, wie z. B. die Gallomanie in Rücksicht unserer Sprache beweist, die vorzüglich zu den Zeiten Friedrichs des Großen gar sehr bunt aussah, da sie mit französischen Worten und Redensarten so außerordentlich gespickt war, daß die deutsche Kraft durch französische Pedanterie übertüncht wurde, was natürlich auch einen nachtheiligen Einfluß auf den sittlichen Charakter der Deutschen äußerte, da sie mit der Sprache zugleich auch die Frivolität des fremden Volkes angenommen hatten.

Ob man nun aber gleich Friedrich dem Großen es zum Vorwurf macht, durch seine Vorliebe für die französische Litteratur dieses bewirkt zu haben, so kann man es freilich

seinem gebildeten Geiste nicht verdanken, daß er eine so ausgebildete Sprache seiner Muttersprache vorzog, die sich erst langsam zu entwickeln anfing. Lebte er jetzt, wo unsere Sprache einen so hohen Gipfel erreicht hat, so würde es wahrscheinlich ganz anders sein, da er in unserer Litteratur Schätze finden würde, die seinem gebildeten Geiste zusagten.

Man ging aber damals in unserem Vaterlande so weit, daß man sogar Worte mit französischem Klange bildete, die kein Franzos kennt, und die man leider jetzt noch beibehält. Nein, ohne gerade das Streben der sogenannten Puristen zu billigen, sollte es doch bei uns bald anders werden, so daß die rauhe deutsche Sprache nicht mehr mit Borgen aus der weit ärmern französischen sich behälfe. Doch genug hiervon.

Nachdem wir unser Frühstück eingenommen hatten, so begab ich mich mit den Offizieren in die Wohnung des Residenten. Bei unserer Ankunft kam uns derselbe freundlich entgegen, und mir namentlich begegnete er mit einer Höflichkeit, die ich nicht erwartet hatte. Nachdem wir auch hier einige Flaschen Madeira getrunken hatten, der aus den Händen niedlicher Sklaven-Mädchen unter uns die Runde machte, fuhren wir sämmtlich in drei vierspännigen Wagen nach dem Landsitze ab, auf welchem wir eingeladen waren.

Eine große Menge von den Einwohnern der dortigen Campongs hatten sich versammelt, und feierten freudig den festlichen Tag. Zwölf Tantal-Mädchen, wie man die jungen Frauenzimmer nennt, die sich dazu hergeben, öffentlich vor dem Volke zu tanzen, und überhaupt dem, der sie bezahlt, zu Willen zu sein, ergöhten die versammelte Menge durch Tanz und Saitenspiel unter dem Schatten von einer

Baniane, die schon viele Menschenalter erlebt zu haben schien.

Dieses ist gewiß einer der merkwürdigsten Bäume, die es giebt, da ein einziger derselben nicht selten einen ganzen Hain bildet, wo Tausende von Menschen Schatten finden können. Er ist nemlich so wunderbar eingerichtet, daß seine Zweige, nachdem der Stamm eine Höhe von zehn bis zwölf Fuß erreicht hat, sich nach der Erde herabsenken, hier Wurzel schlagen, und neue Stämme treiben, deren Zweige wie die des Mutterstamms, wiederum in dem Boden wurzeln, um von hier aus sich eben so zu erheben und die Bildung der unzähligen Lauben fortzusetzen. So wächst der Baum immer weiter und ist unter dem brennenden Himmel Ostindiens, wo er zu Hause ist, eine große Wohlthat für die Bewohner, die Erquickung in dem kühlenden Schatten des undurchdringlichen Gezweiges finden, in dessen heiligen Dunkel die Lehrer der Hindus, die Braminen ihre Schüler versammeln, um ihnen von Brama, dem Vater des Menschengeschlechts, zu erzählen, und sie zu unterrichten in der göttlichen Weisheit, weshalb er auch den Hindus ein heiliger Baum ist, an welchem jeder Frevel streng geahndet wird, wie man überhaupt bei diesem Volke eine größere Achtung auch gegen die leblose Schöpfung findet, als bei uns. Kein Blatt, kein Gras wird unnütz abgebrochen, da man auch hier ein Leben zu vernichten fürchtet.

Und wie weit geht nicht die Liebe der Hindus gegen ihre lebendigen Mitgeschöpfe, die Thiere, wofür sie besondere Häuser haben, in welchen dieselben gepflegt werden, wenn sie erkranken. Da dieses Mitgefühl erstreckt sich sogar auf das Ungeziefer aus der Klasse der Insekten, für welches sie

ebenfalls einige Zimmer haben, in welchen sie dieselben dadurch ernähren, daß sie arme Leute dingen, die ihnen ihr Blut zur Nahrung überlassen. Möchte letzteres vielleicht auch lächerlich klingen, so ist mir doch der gefühlvolle Hindu und sollte er zuweilen empfindend erscheinen, immer lieber, als der gefühllose Europäer, der an dem Tode, ja an der Marter seiner Mitgeschöpfe ein Vergnügen finden kann.

Um aber wieder auf die Tantaß zurück zu kommen, so ziehen sie überall herum, etwa wie bei uns die Harfensmädchen, und lassen sich für ihre Tänze bezahlen, in denen sie mit beinahe ganz entblößtem Körper die wollüstigsten Stellungen zeigen, um dadurch die Herzen der Männer an sich zu locken. Den ehrbaren Frauen und Mädchen ist bei den Indiern das Tanzen nie erlaubt, da sie hierdurch sogleich in den Augen Aller zur Tantaß oder zum Freudenmädchen herabsinken würden.

Sehn Kanonen, welche dem Residenten eigenthümlich gehörten, von einem halb- bis einpfündigen Kaliber, waren auf einem freien Platze aufgepflanzt und wurden von einem alten Artillerie-Unteroffizier bedient.

In einem großen Saale des Hauses waren die Gäste versammelt, in welchen nach der Mahlzeit die Tantaß gerufen wurden, um die Gesellschaft durch ihre Tänze zu ergözen, während die geöffneten Fenster von einer Menge Inländer belagert waren, welche die Neugierde hierher getrieben hatte. Bei dieser Gelegenheit ließ der Resident seinen rohen Charakter auf eine Weise sehn, die ihm unverzeihlich war. Er benutzte nemlich die Schwäche des alten Artilleristen, der seine Kanonen schon mehrere Male abgefeuert hatte,

und dessen Neigung zum Trunke ihm bekannt war, auf eine empörende Art. Er sorgte nemlich dafür, ihn bald in einen Zustand zu setzen, wo er seines Verstandes nicht mehr mächtig war, wozu bei dem alten entkräfteten Manne nicht viel gehörte, und als er sein Ziel erreicht sahe, fielen auf seinen Wink die Tantaß über ihn her, entkleideten ihn mit unzüchtigen Geberden, umfaßten ihn dann und drehten ihn im Wirbel herum, daß Alles, was er an Speise und Trank genossen, da wieder heraus spazierte, wo es seinen Eingang gefunden hatte.

Ein wüthendes Gelächter erhob sich bei dieser ekelhaften Scene: und hatte ich schon anfangs durch meine Miene mein Mißfallen über diesen Unfug zu erkennen gegeben, so konnte ich die laute Aeußerung desselben jetzt nicht mehr unterdrücken, da Zorn und Schaam bei dem entehrenden Anblicke, einen alten europäischen Soldaten so behandelt zu sehen, bei mir wechselten, und ich selbst bei den Inländern, welche durch die Fenster diesem Schauspiele zusahen, deutliche Spuren der Verachtung gegen den Urheber solcher Unzüchtigkeit erblickte. Ich nahm mich daher des alten Veteranen an, und ließ ihn, nachdem ich den Tantaß ihr abscheuliches Spiel zu unterlassen befohlen hatte, in ein anderes Zimmer bringen, um ihn reinigen und wieder ankleiden zu lassen. Dem Residenten aber erklärte ich, daß ich den ganzen Vorfall, wodurch er die Europäer in den Augen der Javaner so lächerlich gemacht hätte, an den Generalgouverneur berichten mußte. Mit diesen Worten entfernte ich mich, und fuhr in dem Wagen des Verwalters, den mir derselbe angeboten hatte, nach dem Fort zurück, obgleich der Resident Alles angewendet hatte, mich zurück zu halten, und zu be-

wirken, daß ich doch die ganze Sache nur als einen Scherz ansehen möchte, dem keine böse Absicht untergelegen hätte.

Noch an demselben Tage erhielt ich von dem Inspekteur L. aus Sourabaya Nachricht, daß der Generallieutenant Anthing die ganze Insel bereisen und schon nach drei Tagen mit dem Colonel Bojons in Passourouang eintreffen würde; zugleich aber meldete er mir auch, daß in dem Bezirk von Cheribon, östlich von Batavia, welcher von drei Fürsten regiert wurde, die aber ganz von den Holländern abhingen, ein großer Aufstand ausgebrochen sei, den 2 Bataillone aus Samarang und Batavia unterdrücken sollten. Die Veranlassung dazu hatte der Kaffee gegeben, wovon sich in dortiger Gegend große Plantagen befinden, die dem Gouvernement gehören, und den die Einwohner der dortigen Kampongs zur Zeit der Erndte, welche drei Monate anhält, einsammeln müssen, wofür diese aber eine so geringe Bezahlung erhalten, daß sie nicht einmal im Stande sind, für ihren Lohn Reis genug zum Unterhalt ihrer Familien einzukaufen, weshalb öfters Empörungen ausbrechen, die nicht selten mit großen Verlusten gedämpft werden.

So ist also eine Frucht, deren Gebrauch jetzt leider zum allgemeinen Bedürfniß geworden ist, dort an dem Tode so manches braven Mannes Schuld, so wie dieses Getränk nach der Meinung der homöopathischen Aerzte das Lebensziel der Menschen überhaupt verkürzen soll, obgleich sonst behauptet wird, daß er die Verdauung befördere.

Der Kaffeebaum ist aber eigentlich in Arabien einheimisch und wurde zu Ende des 17. Jahrhunderts von den Holländern aus Mokka nach Batavia, und von da weiter

verpflanzt, so daß er für dieselben einen der bedeutendsten Handelsartikel ausmachte, der dem Staate große Summen einbringt, so daß es sehr ungerecht ist, die Arbeiter, die sich mit seiner Wartung und Pflege beschäftigen, so sehr zu vernachlässigen.

Nachdem der Resident mit seiner Gesellschaft in die Stadt zurück gekommen war, ward mir sogleich sein Besuch zu Theil, wobei er mich inständig bat, von dem heutigen Vorfalle keine Anzeige zu machen, indem er mir versprach, daß ein solcher Uebereilungsfehler nie wieder vorkommen sollte. Ich reichte ihm auf diese Versicherung die Hand, mit dem Versprechen, darüber zu schweigen, was ich auch nicht zu bereuen Ursache hatte, da mir der Resident in der Folge manche Gefälligkeiten erzeigte, die er sogleich damit anfang, daß er mir eines seiner Sklavenmädchen zur Besorgung meiner Wirthschaft zum Geschenke machte.

Da ich und der Resident die Jagdgerechtigkeit in dem Distrikt von Passourouang ausüben konnten, so gaben wir einigen guten Schützen von europäischer Abkunft, die unter dem Namen Liplap bekannt sind, da kein Chinese und Sapaner Feuergewehr führen durfte, den Auftrag, unsere Küchen mit Wildpret zu versorgen, das in wilden Schweinen, wilden Enten, Tauben und anderem Geflügel bestand, wofür wir dem Schützen Pulver und Blei lieferten, und die Hälfte der Beute überließen. Besonders hatte ich ihnen aufgetragen, zum Empfang unserer hohen Gäste einige von den wilden Hühnern zu schießen, welche in Rücksicht des Geschmacks den Fasanen ähnlich sind, sich aber schwer zum Schusse bringen lassen. Die Henne hat graues Gefieder,

der Hahn aber zeichnet sich durch die prächtigsten Farben aus, und ist an Größe unserm Haushahne gleich.

Eine besondere Liebhaberei der inländischen Fürsten ist, Bastarde von solchen wilden und von zahmen Hühnern zu haben, welche sie dann in vergoldeten Käfigen vor ihren Wohnungen aufhängen lassen.

Von allen Vögeln in Indien aber ist zu bemerken, daß sie in Rücksicht ihres schönen Gefieders weit über den unsrigen stehen, nur Schade, daß man nichts als rauhe Töne von ihnen vernimmt, womit sie die Wälder durchschreien, statt daß wir mit Wohlgefallen dem lieblichen Gesange das Ohr leihen, der unsre Haine erfüllt. Eben so verhält es sich auch mit den Blumen unsrer und der heißen Zone, in dieser entzückt zwar das Auge die glänzendste Farbenpracht, welche Deutschlands Sonne nie erzeugt, aber es fehlt ihnen der innere Gehalt, der würzige Duft, der den Kelchen unsrer weniger in die Augen fallenden Blumen entsteigt, und unsre Geruchsnerven auf die angenehmste Weise affizirt. Mit dem Wohlgeruche der Blumen aber und dem lieblichen Gesange der Vögel würde uns ein großer Reiz der Natur genommen werden, den uns keine Farbenpracht ersetzen könnte. Wie sehr vermifste ich bei Spaziergängen das süße Geflüte der Nachtigall und das sanfte Zwitschern der andern Sänger des Waldes, wodurch unser Herz so sehr erfreut wird. In der ganzen Zeit meines Aufenthaltes auf den Inseln der Südsee habe ich dieses Vergnügen nie empfunden, und nur zuweilen hört man den Gesang eines Kanarienvogels aus dem Hause eines Reichen, wo diese Thiere wie bei uns in Käfigen gehalten werden, ertönen. Da aber diese Thiere in den dortigen Gegenden so theuer sind, daß zwei derselben

von einem inländischen Fürsten mit 200 Rupien bezahlt wurden, so ist freilich auch dieses Vergnügen sehr selten.

Der Tag der Ankunft unserer hohen Gäste erschien und 21 Kanonenschüsse ertönten zu ihrer Begrüßung vom Forte herab. Der General, in dessen Begleitung sich der Colonel Bojons und mehrere Stabsoffiziere befanden, kam in Gesellschaft seiner Gemahlin und seiner Tochter angefahren, und wurde von einer Wache von 25 Mann, welche ich dem Hause des Residenten gegenüber aufgestellt hatte, begrüßt. Nach eingenommenem Mittagsmahle kam er, die Kaserne zu besuchen, welche seinen ganzen Beifall erhielt, als er aber auch meine Wohnung betrachtete, so äußerte er darüber sein Mißfallen, und versprach dafür zu sorgen, daß das alte Nest neugebaut werden sollte, worüber ich mich sehr freute, aber freilich umsonst, denn obgleich das Versprechen des Generals in Erfüllung ging, so wurde ich doch, noch ehe der Bau angefangen war, neun Monate darauf, durch den Schwager des Generals, auf geheimen Antrieb seiner Gemahlin, abgelöst, was mir um so schmerzlicher war, als ich mir durch bedeutende Unkosten einen Garten angelegt hatte, den ich äußerst ungern verließ. Den andern Morgen fuhr der General nach Probolingo, 30 Pale von Passourouang, ließ aber Gattin und Tochter zurück, mit denen ich noch an demselben Tage in Begleitung des Residenten die Gegend besuchte, in welcher sich der oben erwähnte Krokodilsee befand. Von einem daselbst erbauten Pavillon herab sahen wir hier mehrere Inländer, die der Resident dazu aufgefordert hatte, in das Wasser steigen, mit hölzernen Keulen versehen. Einer von ihnen, der voran schwamm, hielt ein Bret in die Höhe, an welches ein Huhn mit einem Faden angebunden war,

um

um die Krokodile, damit hervorzulocken. Kaum hatte die Gesellschaft die Mitte erreicht, als sich mehrere Köpfe dieser Ungeheuer über dem Wasser sehen ließen. Muthig schwammen die tollkühnen Kerle denselben entgegen, und als der erste mit dem Huhne das Bret vorwärts hielt, erhob sich eines derselben lang aus dem Wasser, um seine Beute zu erschnappen. Sobald dieß geschehen war, kehrte die Gesellschaft zurück, da sie nun gezeigt hatten, daß sie Muth genug besaßen, sich den gräßlichen Thieren zu nähern. Dieß thun sie nemlich nach der Aussage des Residenten stets, wenn sie für ihre Kühnheit einiges Geld verdienen können, weshalb sie niemals fehlen, wann Fremde diese Gegend besuchen. Die Keulen, welche sie bei dieser Gelegenheit hoch in die Höhe halten, dienen dazu, dem Krokodile, wenn es auf sie zu schwimmen sollte, damit in den Rachen zu fahren, und es so unschädlich zu machen. Nachdem wir in der angenehmen Gegend mehrere Parthieen besucht hatten, fuhren wir zurück, und da mich der Resident zum Abendessen eingeladen hatte, so verlebte ich in der Gesellschaft der Gemahlin des Generals, die eine sehr fein gebildete Dame war, und der Unterhaltung das größte Interesse zu geben vermochte, noch ein Paar frohe Stunden.

Als ich den folgenden Morgen meine Mannschaft auf dem Exercierplatze im Feuern mit blinden Patronen übte, ereignete sich ein Fall, welcher unberufenen Personen zur Warnung dienen kann, dergleichen militairischen Uebungen lieber gar nicht beizuwohnen. Ein Soldat hatte nemlich aus Unvorsichtigkeit, wie es leider manchmal geschieht, den Ladestock im Laufe sitzen lassen, so daß derselbe beim Ab-

feuern unglücklicher Weise einen Eingebornen, welcher nebst vielen Andern einen Zuschauer abgab, die Schaamtheile auf eine gefährliche Weise verletzte. Es entstand sogleich nach dem unglücklichen Schusse ein Zusammenlauf, und nachdem ich den Grund davon erfahren hatte, gab ich dem Chirurgus sogleich Befehl, den Mann zu untersuchen, und ihm beizustehen, aber seine Hülfe war nicht nöthig, da sich schon einige Weiber über den Verwundeten erbarmt hatten, und ihre chirurgischen Kenntnisse an ihm versuchten, indem sie ein gewisses Kraut kauten, und seine Wunde damit belegten.

Hierbei muß ich erwähnen, daß die dortigen Einwohner sehr genau mit der Kräuter-Kunde vertraut sind, und in allen vorkommenden Fällen von ihren Kenntnissen Anwendung zu machen verstehen, was man überhaupt bei allen rohen Völkern findet, die ihrer Lebensart nach mehr Erfahrung in dieser Rücksicht machen können, da jeder sich selbst zu helfen suchen muß, weil kein besonderer Stand, der leidenden Menschheit beizustehen, unter ihnen vorhanden ist. So macht sie also auf natürliche Weise die Noth zu Merzten, denen man sich oft ohne Besorgniß anvertrauen kann. An den gewöhnlichen Markttagen sieht man daher stets mehrere Weiber mit Kräutern sitzen, um den sich einsindenden Kranken dieses oder jenes als Arznei zu reichen, so daß man Doktor und Apotheker in ihrer Person vereinigt findet.

Nach drei Tagen kam der General von seiner Reise zurück, und da er sich jetzt längere Zeit mit mir unterhielt, so hielt ich dieß für eine schickliche Gelegenheit, ihn an sein mir früher gegebenes Versprechen, mich sobald als möglich

zum wirklichen Kapitain zu befördern, zu erinnern, worauf er mir die Versicherung ertheilte, daß dieß bei dem ersten Avancement geschehen sollte.

Ich dankte ihm für diesen Trost und begab mich nach meiner Wohnung zurück, wurde aber auf dem Wege dahin von einem meiner Freunde eingeladen, ihn in sein Haus zu begleiten. Der arme Mann war so unglücklich gewesen, bei seiner Verheirathung einen gewaltigen Mißgriff zu thun, da er einiges Vermögens halber seine Lebensstage durch ein böses Weib gar sehr verbittert hatte, das mir als ein rohes, unbarmherziges Geschöpf schon bekannt war. Bei unserm Eintritt in das Zimmer war diese Furie eben beschäftigt, ein zartes Sklavenmädchen von 10 Jahren mit der einen Hand bei den Haaren an der Erde herumzuschleppen, indeß die andere Faustschläge in Menge austheilte. Ich blieb bei diesem Anblick erschrocken in der Thüre stehen, und das Schicksal der armen Kleinen that mir in der Seele weh, vorzüglich da das Blut stromweis über das Gesicht derselben herabfloß.

Was hat denn das arme Mädchen schon wieder verbrochen? rief mein Freund seiner theuern Ehehälfte unwillig entgegen, indem er ihr das Kind aus den Händen riß. Aber nun richtete sie die scharfe Batterie ihrer Zunge auf den geplagten Ehemann, und schoß, ohne auf mich Rücksicht zu nehmen, so gewaltig mit Schmähungen auf ihn los, daß mir Hören und Sehen verging. Das arme Kind warf sich, an allen Gliedern zitternd, auf die Kniee nieder, um die Wüthende zu besänftigen, aber nur noch heller sprühten hierbei ihres Zornes Funken, und ich selbst nahm nun die Kleine in meinen Schuß, indem ich zugleich den weiblichen

Teufel zu besänftigen suchte, wobei ich den Grund ihrer Wuth erfuhr. Das Mädchen war nemlich so unglücklich gewesen, eine Terrine zu zerbrechen, die von vorzüglichem Werthe sein sollte. Als ich aber hierauf bemerkte, daß ja Zerstörung das Schicksal aller irdischen Dinge sei, und daß nichts dem nagenden Zahne der Zeit entrinne, da wurde die ziemlich lebhaft erzählende noch lebhafter, da sie sah, daß ich nicht ihre Parthie nahm, und erklärte, daß sie die alleinige Gebieterin des Mädchens sei, mit der sie machen könne, was ihr beliebe. Da ich nun wohl einsah, daß sie bei solchen Grundsätzen Niemandem, der in ihren Diensten stand, die allgemeinen Menschenrechte einzuräumen geneigt sein konnte, so ging mir das Schicksal des weinenden Kindes noch mehr zu Herzen und als ich ihm zu Gunsten noch mehrere Aeußerungen that, machte sie mir mit wuthentbranntem Gesichte den Vorschlag, ihr die Ungehorsame abzukaufen, da ich dann den ganzen Tag von ihrem Lobe sprechen könnte. Ich benutzte diesen unhöflichen Herzenserguß, das arme Mädchen der irdischen Hölle zu entziehen, hielt die Frau beim Worte, und schloß wirklich den Handel mit ihr ab, wobei ich 80 Rupien bezahlte. Da nun aber bei der Polizei alle Sklaven und Sklavinnen eines Hauses eingeschrieben werden mußten, so verlangte ich von ihr den Sklavenzettel, um die Kleine auf meinen Namen eintragen zu lassen, aber zu meiner Verwunderung war keiner vorhanden, und bald erfuhr ich zu meinem Entsetzen, wie unter der englischen Regierung der Frevel einer Bande von Inländern so weit gegangen war, sich zu vereinigen, um das saubre Geschäft von Menschenräubern zu betreiben. Sie waren in dieser Absicht oft in großen Prauen nach benachbarten

Kleinen Inseln gefahren, hatten des Nachts die sorglosen Menschen überfallen, geknebelt, in ihre Fahrzeuge gebracht, und dann meistens an die Chinesen verkauft, ohne daß die Regierung diesem Unfuge Einhalt gethan hätte. So hatte auch die Frau meines Freundes vor 2 Jahren jenes Kind für 40 Rupien gekauft, das ich nun für eine doppelte Summe aus ihrer Gewalt erlöste. Erst ein Jahr vorher war ein Transport solcher unglücklichen Menschen, die man von der Küste Bali östlich von Java geraubt hatte, angekommen, wobei sich eine junge Frau von 15 Jahren befand, welche erst zwei Tage ihrem Mann angehörte, und des Nachts in Abwesenheit desselben von den Räubern ergriffen worden war, worauf sie der auf dem Landgute des Residenten befindliche Verwalter erkaufte, und sie zu seiner Beischläferin gemacht hatte!

Wie mag der arme Mann bei seiner Zurückkunft gestaunt haben, wenn er erfuhr, daß man während seiner Abwesenheit, wo er sich mit dem Fischfange beschäftigte, in seiner Hütte Menschenfang getrieben, und das Liebste ihm entrißen hatte!

Das kleine Mädchen, welches ich aus Mitleid erkaufte hatte, war übrigens mit seinem Schicksale gar sehr zufrieden, da ich sie wie mein eignes Kind behandelte, und oft wenn ich mich freundlich mit ihr unterhielt, konnte sie ihre Freude hierüber kaum mäßigen, und küßte mir dankbar die Hände, und ich wurde von Tage zu Tage zufriedner darüber, der Stimme meines Herzens gefolgt zu haben. Herzlich freute ich mich daher, als ich sie einige Zeit darauf in einer Familie unterbringen konnte, wo sie die beste Behandlung genoß.

Uebrigens habe ich, so lange ich in Indien war, nichts wieder von dem schändlichen Menschenhandel gehört, da der Generalgouverneur van der Capellen, ein Mann von dem ausgezeichnetsten Verdienst, es sich redlich angelegen sein ließ, Alles abzustellen, worüber unter der vorigen Regierung jeder Brave mit vollem Recht geklagt hatte. Ueberall, wo es etwas zu verbessern gab, und dessen war nicht wenig, richtete der rastlose und menschenfreundliche Mann seine Aufmerksamkeit hin, um sobald als möglich zu helfen, weshalb ihm aber auch die Liebe dankbarer Menschen in vollem Maße zu Theil wurde, denn Jedermann sprach seinen Namen mit Entzücken aus.

Da sich die Tiger unter der englischen Regierung vorzüglich auf der Ostküste der Insel, wo sich die meisten Berge und Waldungen befinden, in außerordentlicher Menge vermehrt hatten, und man täglich von Unglücksfällen hörte, welche von diesen wilden Thieren angerichtet wurden, so gab der Generalgouverneur sogleich Befehl, daß 24 der vorzüglichsten Schützen beauftragt werden sollten, auf diese Raubthiere Jagd zu machen. Jeder derselben bekam für seine Bemühung monatlich 12 Rupien, und um ihren Eifer anzuspornen, wurden ihnen für die Ablieferung jedes Tigerfelles ebenfalls 12 Rupien ausgezahlt, welches eine so gute Folge hatte, daß am Ende des ersten Jahres 167 Tiger erlegt waren. Meinen Leuten hatte ich ebenfalls die Erlaubniß gegeben, so viel zu schießen als sie wollten, und da ich Lust hatte, selbst einmal bei einer solchen Jagd zugegen zu sein, so rief ich mehrere Schützen zusammen, und ließ 20 Mann mit Fackeln voraus gehen, um die Thiere aus ihren Schlupfwinkeln in dem dichten Gebüsch heraus

zu treiben. Wir waren alle mit tüchtigen Büchsen und Steigeisen versehen, um desto leichter die Bäume erklettern zu können, welche die Jäger bei dieser Gelegenheit zu besteigen pflegen. Ich hatte mich noch nicht lange auf einen derselben postirt, als die Einleitung der Jagd durch ein großes wildes Schwein gemacht wurde, auf welches mehrere Schüsse fielen und das ich gerade unter meinem Baume vollends erlegte. Nicht lange darauf stürzte sich einige hundert Schritte von mir ein starker Tiger von der Größe eines jungen Pferdes aus dem Dickicht hervor, indem seine blutrothe Zunge ihm weit aus dem Rachen heraus hing. Kaum aber hatte er sich blicken lassen, so fielen zwei Schüsse auf ihn, worauf er noch eine Strecke mit großem Geheul vorwärts lief, und dann vor meinen Blicken verschwand. Auf einmal erhob sich ein lauter Jubel, der mich von dem Baume herablockte nach dem Orte, woher er kam, und zu meiner Freude erblickte ich den erschossenen Tiger, unter den Händen der Jäger, die schon Anstalt machten, dem grimmigen Thiere das Kleid auszuziehen, das noch im Tode den furchtbaren Anblick gewährte, wodurch es alle Thiere in die größte Furcht versetzt. Ueberhaupt aber ist er vorzüglich deshalb so fürchterlich, weil er zum Vergnügen mordet, und nicht etwa nur um seinen Hunger zu stillen.

Da sich aber nichts mehr sehen ließ, was des Pulvers werth war, so waren für heute unsre Thaten gethan, und wir begaben uns nach Hause zurück. Eben wollte ich mich in meine Wohnung zur Ruhe begeben, als ein Unteroffizier eilig in mein Zimmer trat und mir meldete, daß in dem über dem Flusse liegenden Campong Feuer ausgebrochen sei. Ich ließ sogleich Alarm schlagen, und begab mich mit 50

Mann nach dem bezeichneten Orte, wo die Flamme hohen Himmel empor loderte. Es war ein furchtbar schöner Anblick, 500 Hütten auf einmal brennen, und die ganze Gegend von der flackernden Feuersäule erhellt zu sehn. Mit lautem Geschrei stürzten sich die Einwohner hindurch, um nur ihr Leben zu retten, da die Erhaltung ihrer Habseligkeiten nicht möglich war, an denen aber übrigens auch nicht viel verloren ging. Der größte Verlust bestand darin, daß zugleich sämtliche Reiskorräthe, die der erst beendigten Erndte halber nicht unbedeutend waren, von den Flammen zerstört wurden, denn die Häuser selbst, welche nur aus Bambusrohr bestanden, waren in kurzer Zeit wieder herzustellen. Uebrigens wüthete die Flamme mit einer solchen Wuth, daß in weniger als einer halben Stunde alles in Schutt und Asche lag, worauf ein dichter Qualm die ganze Gegend einhüllte.

Um die trauernden Herzen mit einigem Troste zu erfüllen, ließ der Resident den vor dem Schutte ihrer Habe weinenden Einwohnern bekannt machen, daß sie aus den Gouvernementsbezirken sich neues Rohr zum Wiederaufbau ihrer Wohnungen holen könnten, und daß er zugleich dafür sorgen werde, ihnen einigen Ersatz für die zerstörten Reiskorräthe zu verschaffen, wofür ihm schon im Voraus heißer Dank zu Theil ward.

Skaum waren 14 Tage verflossen, als sämtliche Wohnungen wieder aufgebaut waren, und zugleich kam auch der Befehl vom Gouvernement aus Batavia, unter die Abgebrannten 200 Pickel Reis zu vertheilen, und da nun auch von den benachbarten Campons Beiträge in Menge einliefen, so war der Verlust bald wieder ersetzt.

Vierunddreißigstes Capitel.

Fehlgeschlagene Hoffnung. Mißgriff bei der Wahl einer Haushälterin.
 Meine Ablösung von Passourouang. Ausflug nach einer
 Obstplantage. Abschiedsmahl beim Residenten.

Eines Morgens, als ich die neu angekommene batavische Zeitung, welche wöchentlich einmal heraus kam, erhielt, sah ich zu meiner größten Betrübniß, daß der General das mir neulich gegebene Versprechen in Rücksicht meines Avancements nicht gehalten hatte, denn ich fand darin, daß drei neue Kapitäns ernannt worden waren, ohne daß man auf meine Person Rücksicht genommen hatte. Ich fühlte mich daher durch diese Zurücksetzung schmerzlich gekränkt, und beschloß in meiner gereizten Stimmung, mich hierüber bei dem Generalgouverneur selbst zu beklagen, indem ich mich auf die gemachten Versprechungen des Generallieutenants Anthing berief.

Erst nachdem der Brief, in welchem ich bei meinem Unmuthe die Ausdrücke nicht eben gewählt hatte, abgesandt war, bereute ich meine Hitze, da ich voraus setzen konnte, daß sie nicht die angenehmsten Folgen für mich haben würde, doch das Geschehene war nun einmal nicht mehr zu ändern, und ich mußte geduldig den Erfolg erwarten.

Noch an demselben Tage bereitete ich mir durch die Bekanntschaft eines Mädchens, welches die Tochter eines invaliden Unteroffiziers war, eine neue Noth. Die von dem Resident zum Geschenk erhaltene Haushälterin hatte ich nemlich einem meiner Freunde überlassen, und brauchte nun ein anderes weibliches Wesen, um meiner kleinen Wirthschaft vorzustehen, weshalb meine Wahl auf die neue Bekanntschaft fiel, da das Mädchen keine üble Erscheinung in der Sinnenwelt war. Ihr Vater erfüllte gern meinen Wunsch, und schon den folgenden Morgen sah ich meine neue Haushälterin bei mir einziehen. Bald aber merkte ich, daß ich einen großen Mißgriff gethan hatte, da das Mädchen mehr geeignet war, die Dame zu spielen, als einen Dienstboten abzugeben, was sie unter andern auch dadurch zeigte, daß sie stets mehrere junge Mädchen von javanischer Abkunft um sich herum versammelte, um sich ihre Arbeiten verrichten zu lassen, so daß meine Wohnung bald einem Harem glich, in welchem nur auf meine Kosten gezehrt wurde. Von der Wirthschaft verstand sie nicht das Geringste, und höchstens nur für meine Garderobe war sie zu gebrauchen, wo sie wieder zusammen fügte, was sich etwa getrennt hatte. Diese Arbeit hatte sie in dem Hause eines Kaufmanns von dessen Hausfrau erlernt, doch war sie von dieser vielleicht nicht ohne Ursache entfernt worden, zum großen Bedauern des Hausherrn, der, sobald sie in meinen Diensten stand, meine Bekanntschaft suchte, und seit dieser Zeit täglich bei mir einkehrte. Das wurde mir bald verdächtig, und ich suchte mir Gewißheit zu verschaffen, die ich auch kurze Zeit darauf in vollem Maße erhielt. Ich kam nemlich eines Tages zu einer Stunde von der Jagd zurück, wo man mich noch nicht

vermuthet hatte, und hörte, als ich mich eben in mein Zimmer begeben wollte, in der Kammer meiner Haushälterin, die im ganzen Hause nicht zu finden war, ein leises Ge-
flüster. Ich bleibe stehen, um mich zu überzeugen, ob mein Ohr richtig gehört habe, und finde, daß wirklich in der Kammer ein Dialog gehalten wird. Ich verhalte mich ganz ruhig, um die agirenden Personen nicht zu stören, und vielleicht eine Entdeckung zu machen, an der mir gelegen sein mußte. Ich trete daher ganz leise auf einen nahestehenden Reiskasten, von welchem man gerade in die Kammer sehen konnte, da dieselbe nur einen Verschlag ausmachte, und sehe zu meinem Erstaunen den Kaufmann bei meiner keuschen Haushälterin. Heftig pochte ich an die Thüre, und befahl sogleich zu öffnen, wodurch das Liebespaar in einen solchen Schreck versetzt wurde, daß es außerordentlich spasshaft war, sie, die sich so fest umfassen hatten, jetzt plötzlich auseinander fahren zu sehen. Am ganzen Leibe zitternd, suchten Beide sich zu verbergen, und der Kaufmann lief bald in einen Winkel, bald ans Fenster, sah hinunter, fand es zu gefährlich, einen Sprung zu wagen, und rang die Hände, da er keine Rettung sah. Als man keine Anstalt machte, meinen Befehl zu erfüllen, so pochte ich noch einmal mit Gewalt an die Thür, worauf das Mädchen endlich öffnete. Ich trat ein und die beiden Verliebten, die ich zu so ungelegener Zeit gestört hatte, fielen vor Schrecken halb todt auf ihre Kniee nieder, mich um Gnade ansehend. Hierauf fragte ich den Kaufmann, wie er denn ins Haus gekommen sei, da es der Schildwache vor meiner Wohnung verboten war, während meiner Abwesenheit jemanden einzulassen, worauf ich erfuhr, daß er einen Nachschlüssel zur Hinterthür hatte,

den er mir sogleich ausliefern mußte. Nachdem ich mich noch einige Zeit an der Verwirrung der beiden Sünder ge-
weidet hatte, befahl ich dem Mädchen, sogleich ihre Sachen einzupacken, und als dieß geschehen war, mußte der todten-
bleiche Liebhaber das Bündel unter den Arm nehmen, und so transportirte ich beide der Hinterthüre zu, welche ihnen vielleicht schon zu mancher Umarmung behülflich gewesen war. Nachdem ich die Thür geöffnet hatte, schob ich das saubre Paar mit der Weisung hinaus, nie wieder meine Wohnung zu betreten, was ich ihnen vielleicht auch gar nicht zu befehlen brauchte, da die tiefe Beschämung, die sie erlitten hatten, sie wohl von selbst abhielt, an einem Orte wieder zu erscheinen, der Zeuge ihrer Schande gewesen war.

Durch welche Lüge sich das Mädchen bei ihrem Vater zu rechtfertigen gesucht haben mag, weiß ich nicht, doch so viel ist gewiß, daß ich denselben seit dieser Zeit auch nicht wieder zu Gesicht bekam, und der Kaufmann, den ich als Schwiegersohn desselben hatte agiren sehen, war so schüchtern geworden, daß er, wenn der Weg ihn am Orte vorbei führte, lief, als wenn der Kopf ihm brennte.

Um diese Zeit war es, als ich beinahe aus allen Plätzen, in welchen sich Detachements befanden, Nachricht erhielt von den häufigen Desertionen, aus welchen große Gefahr zu befürchten war, und zugleich wurde ich angehalten, strenge Aufsicht in meinem Distrikte zu halten, um die Deserteurs, die als Soldaten an den verschnittenen Haaren zu erkennen waren, zu ergreifen, und zur verdienten Strafe abführen zu lassen.

Ich konnte nicht anders glauben, als daß üble Behandlung die Soldaten zu dieser Untreue verleitet haben

mochte, da sich unter meinem Detachement noch kein einziges
 Beispiel der Art gefunden hatte. Ob ich gleich auch mit
 der nöthigen Strenge verfuhr, so setzte ich doch die Milde
 nicht aus den Augen, die jedem Obern gegen seine Unter-
 gebenen anzuempfehlen ist, da er hierdurch allein die Herzen
 derselben an sich zieht, und ihre Liebe erwirbt. Vorzüglich
 sollte dieß aber in militärischen Verhältnissen stets beherzigt
 werden, da der Soldat bei vorkommenden Fällen seinen Pei-
 nigern es gewiß vergelten wird, daß sie ihm das Leben zu
 verbittern suchten. Er wird sich zur Zeit des Kampfes nicht
 dazu verstehen können, ihre Person zu vertheidigen, und sein
 Blut für sie zu versprühen, während der Soldat, der in
 seinen Vorgesetzten Männer fand, welche seine Rechte aner-
 kannten, und mit Strenge auch Güte vereinigten, jede Ge-
 legenheit mit Vergnügen ergreifen wird, ihnen zu zeigen,
 wie sehr er dieß zu schätzen weiß. Dann werden diese bei
 vorkommenden Gefechten den Lohn ihres Betragens empfan-
 gen, die Gefahr wird für sie sich verringern, da die Ihrigen
 mit Freudigkeit einen Wall um sie bilden, und sie verthei-
 digen werden bis auf den letzten Blutstropfen. So erwächst
 hieraus dem Vaterlande Heil, denn seine Streiter wird in
 diesem Falle der Siegerkranz schmücken, da sie mit hohem
 Muthe und felsenfester Treue dahin folgen werden, wohin
 ihr Führer sie leitet. Deshalb ist es auch der Wille unsers
 guten Königs, der die allgemeinen Menschenrechte schützt,
 und der es lebhaft fühlt, daß wir alle nach einem Ziele
 streben, wir mögen einen hohen oder einen niedern Stand
 in der bürgerlichen Gesellschaft einnehmen, daß allen seinen
 Streitern von ihren Vorgesetzten mit Liebe begegnet werde,
 und es wäre sehr gut, wenn immer daran gedacht würde.

Neun Monate war ich jetzt auf meinem Posten in Passourouang, als ich eines Morgens durch den Residenten ein Schreiben des Kolonel Bojons erhielt, in welchem ich, nach der Miene des Ueberbringers, mit dem ich jetzt wirklich in freundschaftlichen Verhältnissen lebte, einen unangenehmen Inhalt vermuthete, wie ich auch, nachdem ich ihn erbrochen hatte, fand, denn ich las, daß ich auf Befehl des General Anthing abgelöst sei, und der erste Lieutenant von Lettow meine Stelle übernehmen werde, weshalb ich nun eine schriftliche Uebergabe zu machen habe. Ruhig legte ich den Brief nieder, der mir eine so unangenehme Botschaft brachte, da ich mich jetzt in meinen Verhältnissen so wohl befand, und äußerte nur gegen den Residenten, daß es ganz in der Ordnung sei, wenn der Herr General dem Herrn Schwager nicht zumuthe, mit einer Stelle vorlieb zu nehmen, die diesem vielleicht weniger gefiele. Gehörte ich auch zur Familie des Generals, dann würde es freilich nicht nöthig gewesen seyn, mir einen andern Posten zu übergeben, aber in diesem Falle war es natürlich nicht anders möglich. Ich fühlte aber hierbei, daß es doch zum Glück des Lebens gehöre, eine Anzahl Vettern und Muhmen zu besitzen, welche, wenn sie auch aus eignen Mitteln nichts thun oder thun können, doch sich eher für einen Verwandten als einen Fremden bemühen. Der Mann von großen Talenten, der aber so unglücklich ist, ohne Vettern zu sein, wird sehr oft nicht beachtet, und muß bei Beförderungen meistens dem weichen, der, wenn auch weniger Verstand, doch mehr Vettern hat. So ist der Welt Lauf von Anbeginn gewesen, und wird es bleiben bis in Ewigkeit, als eine Unvollkommenheit, deren es hier auf Erden so viele giebt. Doch wird hierdurch allein die Wahr-

heit des Sprichworts möglich: Hans kommt durch seine Dummheit fort, so daß also für solche Hanse jene Einrichtung recht heilsam ist, denn würde man wohl geradezu einen Unverständigen zu irgend einem Posten aussuchen, wenn er nicht auf eine andere Weise eingeschoben würde? Aber was sollte denn auch aus jenen Dummen werden, wenn nicht das Glück durch Vettern und Bekannte sie begünstigte?

Der Resident war wirklich ganz wehmüthig gestimmt, und ergriff mit den Worten meine Hand: Ach lieber wollte ich tausend Rupien verlieren, als Sie, nachdem wir uns kennen und verstehen gelernt haben. Ich versicherte ihm, daß ich es ebenfalls schmerzlich empfinde, von einem Orte mich zu trennen, wo ich manchen Freund gefunden hätte, und daß ich die Beweise der Liebe, die ich hier auf vielfache Weise erfahren, nie vergessen würde.

Ich begab mich hierauf, nachdem sich der Resident entfernt hatte, in mein kleines Gärtchen, das ich so lieb gewonnen, gleich als wollte ich ihm sagen, daß wir uns nun bald trennen müßten. In traurige Gedanken vertieft und eine trübe Zukunft ahnend, saß ich da auf meiner Rasenbank, und betrachtete wehmüthig die prangenden Blüthen, auf denen diamantenhell der Morgenthau glänzte. Nichts vermochte mich heute zu ergötzen, von Allem, was sonst meine Freude gewesen war, da der Abschied von diesen geliebten Gegenständen mir auf den Herzen lag.

Immer hatte mich der Morgen, der unter Indiens freundlichem Himmel so wunderschön ist, mit Frohsinn und Heiterkeit erfüllt, heute aber ging er ungenossen an mir vorüber.

Gegen Abend, welche Zeit von den Europäern gewöhnlich zum Spaziergang verwendet wird, da von 9 Uhr Vormittags bis gegen 4 Uhr Nachmittags die Sonne zu drückend ist, kamen alle meine Freunde, die von dem Inhalte des mir so unangenehmen Schreibens unterrichtet worden waren, zu mir, um die Bestätigung einer Nachricht zu vernehmen, die sie ebenfalls traurig machte.

Der Resident suchte mir vor meiner Abreise noch manche Beweise seiner Freundschaft zu geben, und lud mich am folgenden Tage ein mit zu einer großen Obstplantage zu fahren, welche auf einem ungefähr 1500 Fuß hohen Berge angelegt war, und welche vorzüglich deshalb für mich ein so großes Interesse haben mußte, weil ich, was ich auf der Insel noch nicht gefunden hatte, lauter europäische Fruchtbäume erblickte, welche mit den schönsten Früchten prangten, die durch ihr äußeres Ansehen viel lockender waren, als die in meinem Vaterlande, da Indiens Sonne glühendere Farben erzeugt.

Mehrere niedliche Landhäuser waren auf diesem Berge erbaut und belebten freundlich die ganze Pflanzung. Ein von der Regierung bestellter Inspektor wohnte in einem für ihn besonders eingerichteten Hause, in welches wir eintraten, da mir der Resident seinen Bewohner als einen sehr gebildeten Mann schilderte. Jedoch war derselbe nicht zu Hause, und von seinem jungen niedlichen Weibchen erfuhren wir, daß er eben nach Malang, wo sich die größte und schönste Kaffeepflanzung von Java befand, gereist sei, um Senker zu holen, die auf einem noch ledigen Stücke des Berges angepflanzt werden sollten. Während wir uns an der wunderbaren Aussicht ergöhten, die sich von allen Seiten unsern Augen

Augen darbot, hatte sich die junge Frau entfernt und kam bald darauf mit einem Teller der schönsten Weintrauben und Äpfel, welche uns gewürzhast entgegen dufteten und von herrlichem Geschmacke waren. Man irrt sich daher, wenn man glaubt, daß der Wein nur unter dem 30 — 50 Grade gedeiht, denn die Javanischen Trauben waren so schön, als ich sie nirgends gesehen und gegessen habe, und müssen den edelsten Wein liefern. Doch hatte das englische Gouvernement sonderbar genug das Keltern derselben verboten, und nur mit den Früchten selbst durfte Handel getrieben werden, der aber nicht bedeutend war, da man dieses albernem Befehls halber wenig davon angebaut hatte. Einem Europäer, welcher einige Jahre vorher auf der Ostseite desselben Berges, wo wir uns jetzt befanden, eine große Weinpflanzung angelegt und Früchte gekeltert hatte, wurde deshalb mit der schreiendsten Ungerechtigkeit begegnet. Er war angehalten worden, dem gegebenen Befehle des Gouvernements nachzukommen, hatte aber dennoch, den Grund davon nicht einsehend, und seine Menschenrechte fühlend, demselben zuwider gehandelt, worauf denn 20 Polizeibediente den Auftrag erhielten, ihm sämtliche Weinstöcke aus der Erde zu reißen, was auch wirklich ausgeführt wurde.

Das war eine Regierung, der das Glück ihrer Unterthanen am Herzen lag!

Wäre es wohl bei einem solchen Verfahren den Insulanern zu verdenken gewesen, wenn sie sämtliche Engländer erschlagen hätten, wie es die Bewohner der Insel Domingo früher mit den Franzosen gemacht hatten? Nein, sobald die allgemeinen Menschenrechte mit Füßen getreten werden,

so macht es einem Volke keine Schande, sich gegen ihre Unterdrücker zu erheben und denen den Nacken zu beugen, die sich in ihrem stolzen Wahn so erhaben dünkten; Ehre vielmehr muß ihm zu Theil werden, für sein hohes Beginnen, wodurch es den Adel des Menschengeschlechts beurfundet, welches von Natur Abscheu hat vor jeder Sklaverei, da uns Gott selbst zur Freiheit schuf. Ein Volk, welches Alles erträgt, und immer tiefer seinen Nacken beugt, damit der Fuß des Tyrannen immer drückender auf ihm laste, trägt keinen hohen Sinn in der Brust, und ist zu nichts Großem fähig, denn zeigt uns nicht die Erfahrung, daß die Menschen, welche sich Alles bieten lassen, solche sind, denen kein Gefühl für Ehre die Brust erwärmt, und sich daher zu Allem fähig zeigen, was den Menschen entehrt!

Dieser Mann, den man durch Vernichtung seines Eigenthums so tief gekränkt hatte, war ein Würtemberger von Geburt, Namens Mandels, dessen Fluch, vereint mit dem Fluche so manches Andern, auf den Engländern ruhte. Die Niederländische Regierung, welche von menschlichen Grundsätzen ausging, war daher überall geschäft, und Alles jubelte, als die Insel des englischen Jochs enthoben wurde.

Aber eben der Stolz und die Anmaßung, womit die Engländer ihre Kolonien behandeln, muß den Sturz dieses Volkes mit der Zeit herbeiführen. Hätten überhaupt die Europäer die Menschenwürde ihrer Unterthanen in andern Erdtheilen geachtet, so würden ihnen nicht solche empfindliche Verluste zugesügt worden sein, wie es namentlich auch bei den Spaniern der Fall ist, die beinahe Alles verloren haben, was ihren Staat sonst so blühend machte.

Noch lernte ich auf diesem Berge einen besondern Baum kennen, den die Eingebornen *Manka* nennen, und dessen Früchte zu den schmackhaftesten auf der ganzen Insel gehören. Er hat, völlig ausgewachsen, die Größe einer Linde, und die schwarzbraune Frucht von der Größe eines Borsdorfer Apfels, enthält vier gallertartige Kerne, welche einen sehr gesunden und erfrischenden Genuß gewähren. Hundert Stück davon kosten gewöhnlich eine Rupie, was ein sehr geringer Preis sein würde, wenn die Schaaale davon von den dortigen Europäern für den Handel benutzt werden dürfte, da die Eingebornen daraus eine schöne dunkelblaue, so wie aus den im Innern befindlichen rothen Fasern eine Purpur-Farbe ziehen. Da aber hierdurch der Handel mit Indigo geschwächt werden würde, so ist die Ausfuhr nach Europa verboten.

Nachdem wir den Wagen mit den köstlichsten Weintrauben, Äpfeln und *Mankas* angefüllt hatten, fuhren wir in unsere Wohnungen zurück, worauf ich die mir ausgegebene schriftliche Uebergabe aufsetzte, jeden Augenblick meiner Ablösung durch den Schwager des Generals entgegen sehend, welche auch den andern Tag erfolgte. Vormittags gegen 11 Uhr nemlich kamen zwei große Langboote angerudert, auf deren einem sich mein Nachfolger befand, der mir nach dem ersten Willkommen den schriftlichen Befehl des Kolonels Bojons überreichte, nach welchem ich 70 Mann der jüngsten Soldaten des Detachements nach Sourabaya zurück bringen sollte, zu welchem Behufe die beiden Boote bestimmt waren, so daß von nun an die Besatzung des Forts nur aus 80 Mann bestand. Da meine Abreise auf den folgenden Tag festgesetzt war, so geschah heute noch an meinen

Nachfolger die Uebergabe, worauf ich ihn zum Residenten führte, von dem er gerade so kalt empfangen wurde, als ich vor 9 Monaten, der mir aber jetzt noch einmal sein Bedauern über unsere so baldige Trennung zu erkennen gab. Hierauf lud er uns zum Abendessen ein, mit dem Bemerken, daß meine übrigen Freunde alle dabei sein würden, um noch einmal in meiner Gesellschaft fröhlich zu sein. Wirklich traf ich auch Alle, die mir während der Zeit meines Aufenthaltes in Sourabaya lieb geworden waren, an, und hatte bei meinem Mißmuthe über die baldige Trennung wenigstens das Vergnügen, daß man es allgemein bedauerte, mich sobald zu verlieren. Von allen Seiten erhielt ich Beweise von Liebe und Freundschaft, vorzüglich aber vom Residenten, der mir ein kostbares Geschenk zum Andenken verehrte. Seit längerer Zeit nämlich hatte ich mit ihm um ein sehr schönes schwarzes Reitpferd gehandelt, das er mir jedoch nicht ablassen wollte, jetzt aber, nachdem er mir bei Tische ein herzliches Lebehoch gebracht hatte, ergriff er meine Hand mit den Worten: Ich wünschte von Ihnen, lieber Freund, nicht vergessen zu werden, und aus diesem Grunde erlauben Sie mir, Ihnen meine Freundschaft dadurch zu erkennen zu geben, daß ich Ihnen den Rappen, den ich Ihnen nicht verkaufen wollte, als ein Andenken übergebe, mit dem herzlichen Wunsche, daß er Sie in Ihren neuen Verhältnissen als einen recht glücklichen Mann tragen möge! Mir stiegen bei einer solchen liebevollen Gesinnung die Thränen in die Augen, und ich wollte mich durchaus nicht zur Annahme eines so kostbaren Geschenkes bewegen lassen. Als er aber darauf drang und versicherte, daß er die Annahme desselben als einen Beweis meiner Freundschaft ansehen würde, so wollte ich hinter ihm

nicht zurückbleiben, und bot ihm daher mit der Bemerkung, daß ich auch von ihm nicht vergessen zu werden wünschte, meine Doppelflinte an, welche er aber mit Empfindlichkeit verweigerte, da er wohl wußte, daß mich dieselbe 150 Rupien gekostet hatte. Er erwiderte mit kurzen Worten: mein lieber Freund, Flinten habe ich genug, aber Sie kein Pferd, und hiermit war unser Wettstreit geendet. Ich nahm das Geschenk dankbar an, und erhielt noch dazu vom Residenten die Zusicherung, daß er das Pferd nach Sourabaya führen lassen wollte, da wahrscheinlich im Boote dafür kein Platz sein würde. Der Geist des Weines stimmte unser aller Herzen zur Freude, und ich dachte nicht mehr an die morgende Trennung. So war uns zehend der Morgen angebrochen, wo wir uns Alle in unsere Wohnungen begaben.

Fünfunddreißigstes Capitel.

Abreise von Passourouang. Ankunft in Sourabaya. Arrest. Empfang beim Colonellieutenant. Mein Patent als Hauptmann. Mirza. Der Vater Betty's. Aufruhr in Probolingo. Ankunft daselbst mit einem Kommando. Untersuchung. Mittagsmahl bei dem Residenten. Bad,

Früh um 6 Uhr standen die Langboote zum Abfahren bereit, der Resident, alle pensionirte Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten waren in meiner Wohnung erschienen, um mir die Hand zum Abschiede zu reichen, welches mit der größten Rührung geschah. Ich konnte meine innere Wehmuth nicht unterdrücken und meine Augen wurden naß, weshalb ich die Abschiedsscene so kurz als möglich machte, Allen ein herzliches Lebewohl zurief, und meinen Soldaten Befehl gab, einzusteigen. So fuhren wir nun, noch lange von denen am Orte beobachtet, den Fluß entlang, und kamen bald in See, wo uns eine große Menge Fischer begegneten, welche des Nachts ihre Netze ausgeworfen hatten, und jetzt durch ihren lauten Jubel zeigten, daß sie mit ihrem Fange zufrieden waren.

Schon in vier Stunden waren wir nahe an der Mündung des Flusses, der nach Sourabaya führt, angekommen,

als wir ein Kanonenboot, wovon das Gouvernement zur Vertilgung der Seeräuber in allen Seeplätzen, wo sich Werten befanden, 25 an der Zahl hatte erbauen lassen, auf uns lossteuern sahen. Als wir näher kamen, erkannte ich in dem Kommandanten desselben einen alten Bekannten, der sogleich beilegen ließ, um mit mir zu sprechen. Er war, wie ich von ihm erfuhr, von dem Gouvernement beauftragt, mit zwei 36pfündigen Kanonen und 50 Mann, eine Rotte von Seeräubern aufzusuchen, welche nach eingegangenen Nachrichten in der Gegend von Bali sich in mehreren Fahrzeugen gezeigt haben sollten. Zugleich erzählte er mir, daß schon vor einigen Wochen 16 Seeräuber eingefangen wären, und nächstens durch den Strang hingerichtet werden würden, weshalb er, wie er sich ausdrückte, noch einige Beiträge dazu liefern wollte; aber der Gute wußte in diesem Augenblicke noch nicht, daß man von Seiten der Seeräuber an ihm die Hinrichtung noch eher vollziehen würde, denn 14 Tage darauf lief die Nachricht ein, daß er, indem er des Nachts vor Anker gelegen habe, von zwei großen Booten mit Seeräubern überfallen, und mit dem größten Theile der Mannschaft ermordet worden sei, so daß sich nur 10 Soldaten und 5 Matrosen durch Schwimmen gerettet hätten. So ging also jetzt mein Freund den Weg zum Tode, und ich sah ihn zum letzten Male, als wir Abschied von einander nahmen, um unsern Weg nach den Orten unserer Bestimmung fortzusetzen.

Nach meiner Ankunft in Sourabaya begab ich mich zuerst zum Colonel Bojons, um ihm Rapport von der Uebergabe des Forts zu machen, aber wie erschrock ich über den Empfang, der mir hier zu Theil wurde. Ich wurde nemlich

mit einem starken Verweise bewillkommt, und mir zum Vorwurfe gemacht, durch mein direktes Schreiben an den Generalgouverneur den General Anthing sehr beleidigt zu haben, so daß mir nun die Folgen meiner Uebereilung immer deutlicher vor die Seele traten. Ich suchte mich zwar bei dem Colonel zu vertheidigen, fand aber bald Ursache zu schweigen, da dieser mich nach meinem Zimmer verwies, welches eben so viel als Arrest bedeutete. Auf diesen Bescheid entfernte ich mich mit einer Verbeugung, war aber noch unschlüssig, wo ich dem mir ertheilten Befehle nachkommen wollte, da ich noch keine Wohnung hatte. Ich ging daher indessen in ein Gasthaus, wo ich mehrere meiner Bekannten antraf, und unter andern auch den Hauptmann Pipo, den ich schon in Holland hatte kennen und achten lernen. Nachdem ich diesem meine Verlegenheit wegen einer Wohnung und die dabei obwaltenden Umstände erzählt hatte, fing er lachend an: Sie können bei mir logiren, ich habe gerade noch ein Zimmer ledig, und da ich eben nach Hause gehe, so will ich Sie sogleich selbst in Arrest begleiten. Ich war mit dem Anerbieten des Hauptmanns, bei welchem ich mir einen sehr angenehmen Arrest versprach, vollkommen zufrieden, und willigte daher sogleich ein. Da ich mich aber noch bei den Staabsoffizieren des zweiten Bataillons zu melden hatte, denen ich, was mir das Unangenehmste war, auch meinen erhaltenen Arrest nicht verschweigen durfte, so bat ich meinen theilnehmenden Freund, mir seine Wohnung zu beschreiben, da ich ihn dann nach gemachter Runde aufsuchen würde.

Hierauf trat ich meinen sauern Gang an, und begab mich erst zum Major Steinemann, der seine Würde durch

eignes Verdienst erlangt hatte, und als vortrefflicher Soldat, so wie als Menschenfreund bekannt war. Freundlich wurde ich von ihm empfangen, und vorzüglich deshalb gelobt, daß unter meinem Detachement keine Desertion statt gefunden hätte, statt daß bei den 4 andern Detachements 35 Mann fehlten, und man bei der Garnison in Sourabaya selbst 70 Mann Inländer vermißte. Nachdem er sich nach seiner liebevollen Weise über Mehreres mit mir unterhalten hatte, so durfte ich ihm nun, so schwer es mir auch immer fallen mochte, nicht verschweigen, daß ich demungeachtet in Sourabaya mit dem Arrestbefehl begrüßt worden sei, dem ich sogleich, nachdem ich mich gehörigermassen gemeldet haben würde, nachkommen wolle. Der mitleidige Mann bedauerte recht sehr, daß ich einen solchen Willkommen erhalten hatte, ermahnte mich aber zur Geduld. Sie haben sich zwar, sprach er, durch ihre Uebereilung große Feindschaft zugezogen, doch thun Sie, wie bisher im Dienst Ihre Schuldigkeit, dann werden Sie auch darüber ganz ruhig sein können, da Sie hierdurch ihren Feinden die Waffen aus den Händen winden werden.

Nachdem ich dem Major für seine Theilnahme meinen Dank abgestattet hatte, empfahl ich mich, um mich zum Lieutenant-Colonel zu begeben, der mit der 2ten Expedition von Europa angekommen und mir daher persönlich unbekannt war. Ich fand in ihm einen großen Mann, in dessen Gesicht mit großen Buchstaben geschrieben stand, daß man hier keine Feinheit zu erwarten habe, denn so etwas Massives hatte ich in meinem Leben nicht gesehen. Ich brauchte nicht lange erst auf Beweise seiner Grobheit zu warten,

denn gleich bei meinem Anblick rief er mir in einem ziemlich bäuerischen Dialekt zu: Sie sind wohl der gewesene Kommandant des Forts in Passourouang, der so unüberlegt handelte, seinen General zu verklagen? Das ist in meinen Augen kein schöner Empfehlungsbrief für Sie. Wie konnten Sie es wagen so etwas zu thun, das wird Ihnen nicht vergessen werden. Ich wollte mich entschuldigen, aber er ließ mich nicht zu Worte kommen, denn sobald er obige Worte geendigt hatte, fing er sie von neuem an, nur daß er sie immer mit neuen Grobheiten spickte, an denen er einen bedeutenden Vorrath zu haben schien, der sobald nicht erschöpft werden konnte. Als ich nun aber immer eins und dasselbe hören mußte, so wurde mein Ohr, dem die Töne dieser groben Fleischmasse Dissonanzen waren, endlich beleidigt, und forderte meine Zunge zu einem Duett auf, so daß der Lieutenant-Colonel seine Soloparthie aufgeben mußte. Während er sich immer noch über meine Kühnheit, meine Vorgesetzten verklagen zu können, wunderte, gab ich ihm einen neuen Stoff dazu durch meine Keckheit, ihn nicht ausreden zu lassen. Mit dem Gefühl beleidigter Ehre sagte ich ihm manche Wahrheit, die er vielleicht sonst nicht gehört haben würde, aber eben diese Wahrheiten gellten ihm so schrecklich ins Ohr, daß er vor Wuth außer sich war, und die eingepuderten Paar Haare, die der Zeitensturm noch auf seinem massiven Kopfe verschonet hatte, sich empor sträubten, wie die Federn eines erzürnten Truthahns, seine grauen Kaugen rollten ihm so lebhaft im Kopfe herum, daß sie vielleicht seit langer Zeit keine so starke Bewegung gehabt haben mochten, und sein dickes, aufgedunsenes Gesicht wurde leichenblaß vor Aerger. Mit freischender Stimme rief er mir zu: Wie

können Sie es wagen, eine Sprache gegen mich zu führen, die ganz wider den Respekt ist? Den Augenblick begeben Sie sich auf ihr Zimmer in Arrest! Ich war froh, daß auf dieses Machtwort unsere Unterhaltung ein Ende hatte, durch deren Fortsetzung ich vielleicht den Tod des vor Wuth zitternden Lieutenant-Colonel herbeigeführt haben würde, und empfahl mich daher, ohne ihm zu sagen, daß mir schon der Colonel dieses Kompliment gemacht hatte, da ich fürchtete, ihm hierdurch einen neuen Aerger zu verursachen, weil er dann seinem Groll auf keine andere Weise hätte Luft machen können.

So war ich nun für den Augenblick ein doppelter Arrestant, fühlte aber auch zugleich, daß ich nun einen schweren Stand haben würde, da ich mir auf einmal so viele mächtige Feinde bereitet hatte, die ich auch als den Grund anzusehen habe, daß ich mich jetzt wieder in meinem Vaterlande befinde, und gegenwärtige Blätter dem Publikum übergebe. Freilich ist es wahr, daß ich diese Feindschaft selbst verschuldete, aber nur dadurch, weil ich das Gefühl für Recht und Unrecht nicht zu unterdrücken vermochte, sondern laut äußerte, was meiner Ueberzeugung nach kein Verbrechen sein kann. Denn sollte wohl der Obere gegen seinen Untergebenen handeln können, wie er selbst nur wollte, und sollte diesem nach den allgemeinen Menschenrechten nicht zustehen, eine Klage gegen jenen erheben zu können, wenn er sieht, es ist ihm Unrecht geschehen? Das war nun freilich vorzüglich in den Augen des Lieutenant-Colonel ein unerhörtes Vergehen, und leider ist es wahr, daß diese Meinung überhaupt nicht selten ist, denn wird nicht eine Beleidigung, die ein Niederer gegen einen Höhern sich zu Schul-

den kommen läßt, viel härter bestraft, als es umgekehrt der Fall ist, ob sie gleich Beide vor dem Richterstuhle nur als Menschen angesehen werden sollten. Wie betrübend ist dieß aber nicht, wenn der Höhere ein Mann ist, der auf einer weit tieferen Stufe der sittlichen und wissenschaftlichen Bildung steht, als der, welcher nach bürgerlichen Gesetzen als der Niedere angesehen wird, und nun dennoch bei vorkommenden Beleidigungen mehr auf die äußere Stellung, als auf die innere Geltung Rücksicht genommen wird.

Was hatte ich denn aber weiter gethan? Ich hatte mein Recht gesucht, das mir, wenn ich auf das Versprechen des Generals sah, werden mußte, und hatte, um dasselbe zu finden, die Wahrheit gesagt, was freilich in vielen Fällen hart geahndet wird, so daß man wohl sagen kann: wer sich viel Feinde und dadurch viel Kummer und Herzeleid bereiten will, der rede die Wahrheit und es wird ihm nicht fehlen. Darum ist wohl der Klügste der, welcher schweigt, wenn er nicht aufgefordert wird zum Sprechen. Ach wie viele Noth würde man sich dadurch in der Welt ersparen!

Ganz mißmuthig schlenderte ich unter solchen Betrachtungen nach dem Hause des Hauptmanns Pipo, den ich bereits auf mich wartend fand. Ich machte ihm eine treue Schilderung von der Freiheit des Lieutenant-Colonel und erfuhr, daß ich mich darüber gar nicht zu wundern habe, da er die Sitten eines Tambours, mit welcher Charge er seine militairische Laufbahn begonnen hatte, immer noch beibehielt. So entsprang also sein massives Betragen aus weiter nichts, als aus der Macht der Gewohnheit, welcher

sich ja Alles beugen muß. Seinen grenzenlosen Stolz aber konnte er gewiß nicht aus den Tagen seines Tambourlebens mit herüber genommen haben, in seine jetzigen Verhältnisse, das war die Frucht einer neuern Zeit, welche daraus erwuchs, daß man ihn für seine Tapferkeit, die er früher bei mehreren Gelegenheiten gezeigt haben soll, belohnte. Nirgends aber findet man mehr Stolz und Anmaßung, als unter Parvenüs.

Den 4. Tag meines Arrestes, bei welchem ich übrigens auch den Garnisondienst mit verrichten mußte, erhielt ich ein Handbillet vom Colonel, worin ich aufgefordert wurde, mich zu ihm zu begeben, worüber ich mich wunderte, da gewöhnlich der Unteradjutant die Aufhebung der Strafe zuerst ankündigte. Schnell kleidete ich mich an, um den Colonel nicht lange auf mich warten zu lassen, und wurde wider alles Vermuthen sehr freundlich von ihm empfangen. Der Anblick des Lieutenant-Colonel aber, den ich zu meiner Verwunderung auch mit in dem Zimmer bemerkte, milderte das Vergnügen, welches ich hierbei empfand.

Ich habe Sie kommen lassen, redete mich der Colonel mit lächelnder Miene an, um Ihnen zu sagen, daß Seine Excellenz der Generalgouverneur Sie im Namen Sr. Majestät des Königs zum Hauptmann ernannt hat, worüber ich Ihnen hiermit das Patent überreiche, und da ich, fuhr er weiter fort, vernommen habe, daß Sie in Passourouang selbst unter den Inländern keinen Deserteur gehabt haben, so übergebe ich Ihnen, da Sie diese Leute richtig zu behandeln wissen, die vier inländischen Kompagnieen, deren Capitains eben detachirt sind, zusammen.

Während dieser Anrede ging der Lieutenant-Colonel nachlässig im Zimmer auf und ab, und warf zuweilen, so viel ich bemerken konnte, einen Blick auf mich, aus welchem Schadenfreude zu sprechen schien, was ich mir aber jetzt noch nicht erklären konnte, denn eher hätte ich ihm ja Aerger zugetraut über mein Avancement, worüber ich mich um so mehr freute, da ich nach den mir zugezogenen Feindschaften keine Möglichkeit dazu gesehen hatte. Jedoch wurde mir bald ganz deutlich, welchen Plan man mit mir hatte, der übrigens nur vom Lieutenant-Colonel, Namens Kuip, wie ich nun nicht mehr verschweigen will, ausgegangen war. Dieser wünschte nemlich nichts mehr und nichts weniger, als mich sobald als möglich aus der Welt zu spediren, wozu er es durch den dem Colonel gethanen Vorschlag, mir die vier Kompagnien Inländer zu übergeben, gut angelegt hatte. Jeden Morgen um 6 Uhr nemlich wurde in den Kasernen Appel geschlagen, und dann zwei Stunden exerzirt, wobei sich die Kapitäns jede Woche ablösten. Da nun aber die Kaserne der Inländer abgesondert lag, und ich alle vier Kompagnien zu befehligen hatte, so war ich ohne Unterlaß geplagt. So wie nun hierdurch meine Kräfte abnehmen mußten, so wurde meine Gesundheit noch besonders dadurch untergraben, daß ich alle Morgen in dem starken Thau herum waten mußte, der in Indien gewöhnlich fällt und für einen Europäer, der daran nicht gewöhnt ist, höchst gefährliche Folgen hat.

Nachdem ich 14 Tage die Gastfreundschaft des Hauptmann Pipo genossen hatte, bezog ich meine eigene Wohnung, in welcher ich aber auch für eine besondere Wirthschafterin

sorgen mußte. Mein Aufwärter empfahl mir hierzu ein
 schönes indisches Mädchen von 16 Jahren, welche die Eltern, wie
 er sagte, um den Preis von 50 Rupien an einen Europäer ab-
 treten wollten. Ich wunderte mich über einen solchen Handel
 mit freien Mädchen, von dem ich bisher noch nichts gehört
 hatte, erfuhr aber, daß es gar nichts Ungewöhnliches sei,
 arme Inländer ihre Töchter den Europäern für eine gewisse
 Summe abtreten zu sehen, da für sie gewöhnlich noch der
 Vortheil damit verbunden ist, daß sie von dem Brotherrn
 des Mädchens zugleich einen jährlichen Zuschuß an Lebens-
 mitteln erhalten, weshalb bei solchen Leuten die Geburt
 einer Tochter für ein freudigeres Ereigniß gilt, als die eines
 Sohnes, da durch jene zugleich ihre Nahrungsorgen für
 die Zeit gehoben werden. Ich trug nun meinem Aufwärter
 auf, das Mädchen mit ihren Eltern zu mir zu schicken, um
 wegen der Bedingungen mit ihnen zu unterhandeln, und
 hatte bald darauf das Vergnügen, eine bejahrte Frau mit
 ihrer Tochter bei mir erscheinen zu sehen. Ich war erstaunt
 über die Schönheit des Mädchens, an dessen Unschuld ich
 nicht zweifelte, da sie mit der größten Schüchternheit an ihre
 Mutter sich schmiegte, und mich kaum anzublicken wagte.
 Ihr Wuchs glich dem einer Hebe, das schwarze funkelnde
 Augenpaar verbreitete einen hohen Reiz über ihr schön ge-
 formtes Gesicht und eine glänzende Perlenschnur unter den
 rosigsten Lippen machte ihre Schönheit vollkommen. Ich
 war daher ganz überrascht bei dem Anblick dieses Mädchens
 und der Eindruck, den sie auf mich machte, konnte ihrer
 Mutter nicht entgehen, so daß sie den Preis für dieselbe
 steigerte, als ich nach den Bedingungen fragte, denn statt
 funfzig Rupien, forderte sie siebzig.

Da ich von jeher kein Feind der Mädchen und Frauen, vorzüglich der hübschen, gewesen bin, so war es mir unmöglich, diesen Preis zu hoch zu finden, und ich bewilligte daher gern das Verlangte, indem ich noch überdies der Mutter jährlich fünf Pickel Reis und einen Centner getrocknete Fische versprach, worauf diese mir das Mädchen mit einem freudigen Gesicht übergab. Ich führte hierauf meine schöne Haushälterin, Namens Mirza, in ihr Amt ein und entdeckte alle Tage neue Vorzüge an ihr.

Sobald meine Kameraden von der schönen Acquisition, die ich an ihr gemacht hatte, hörten, schenkte mir einer nach dem andern die Ehre seines Besuches, um sich selbst zu überzeugen, und Alle waren der Meinung, daß ich zu beneiden sei. Mehrere, welche sich ihr allzu vertraut hatten nähern wollen, wurden von ihr so abgewiesen, daß sie nicht wieder kamen, und hierdurch lernte ich dieselbe immer mehr schätzen, vorzüglich da sie mit der größten Anhänglichkeit mir ergeben war, und den leisesten meiner Wünsche mir aus den Augen las, um ihn sogleich zu erfüllen.

Sechs Wochen war ich bereits in der Garnison, als mich eines Tages ein Besuch überraschte, der mir nicht angenehmer sein konnte, da er mich auf einmal ganz lebhaft an die schöne Zeit erinnerte, die ich in der Kapstadt im trauten Familienkreise meines Freundes J. zugebracht hatte. Bettys Vater stand vor mir, mich grüßend zugleich im Namen seiner Tochter, die einen so tiefen Eindruck bei mir gemacht hatte, daß ich gar oft an sie dachte und ihr Bild in den schönsten meiner Träume sah. Er segelte eben mit
seinem

Schiffe nach den Molucken, um Truppen von Batavia aus dahin zu bringen, und hatte bei seiner Ankunft in Sourabaya nicht unterlassen, nach seinem guten Vogt, wie er sich ausdrückte, zu fragen, und freuete sich herzlich, mich gefunden zu haben. Der Gegenstand unserer mir so angenehmen Unterhaltung war vorzüglich die Kapstadt, und Alles ging noch einmal vor unsern Blicken vorüber, was mir die Zeit meines dortigen Aufenthalts unvergeßlich machen wird. Wir leerten manches Glas auf das Wohl der edlen Herzen, die wir dort gefunden, und trennten uns endlich mit dem innigsten Wunsche, recht bald auf eine längere Zeit mit einander vereinigt zu sein, um uns noch mehr aussprechen zu können, als es jetzt, bei des Kapitäins beschränkter Zeit geschehen konnte.

Schon suchte ich auf meinem Nachtlager die Ruhe, als ich Generalmarsch schlagen hörte. Ich springe hastig empor, um mich anzukleiden, mit den Gedanken beschäftigt, daß vielleicht irgend wo Feuer ausgebrochen sei, aber eilig tritt jetzt der Feldwebel meiner Kompagnie in mein Zimmer mit der schriftlichen Ordre, daß mit 500 Mann unter Befehl des Major Steinemann in einer halben Stunde nach Probolinggo aufgebrochen werden solle, wo die Besatzung in der Nacht überfallen, und der Kommandant derselben mit unzähligen Stichen ermordet worden war.

Bald war die ganze Garnison zusammen, von welcher 60 Mann Europäer und 440 Inländer zur Expedition bestimmt wurden, ein Jeder mit 40 scharfen Patronen versehen.

Mein Nachfolger in Passourouang war bereits einen Tag früher zur Unterstützung der Garnison in Probolinggo ab-

marschirt, war aber leider zu spät gekommen, um einen traurigen Fall zu verhindern, der sich durch die Unbesonnenheit des Sergent Fischer, welcher sich nach der Ermordung des Kommandanten an die Spitze der Soldaten gestellt hatte, am andern Morgen zutrug.

Um von dem nächtlichen Ueberfall genaue Kenntniß zu erhalten, hatten sich nemlich die vornehmsten der inländischen Behörden von Probolinga versammelt, um gemeinschaftlich nach der Wohnung des Residenten zu gehen. Nach dem dortigen Gebrauch hatten die männlichen Bedienten ihre Herren begleitet, so daß der Zug wohl gegen 200 Personen gezählt haben mochte. Kaum sieht der Sergent diese Menge Menschen heran kommen, so befürchtet er einen neuen Angriff, rückt den Ankommenden entgegen und kommandirt, wie von Wahnsinn befallen, Pelotonfeuer, wodurch neun von den Großen, die an der Spitze des Zuges stehen, sogleich getödtet und eine große Anzahl verwundet werden. Alles, was noch auf den Beinen ist, nimmt hierauf die Flucht und der größte Schrecken verbreitet sich unter den Einwohnern.

Wir hatten auf unserm Marsche bald einige Kranke, und zwar Leute, welche durch ihr blühendes Aussehen die kräftigsten zu sein schienen, da gerade magere und blasse Personen, bei dem dortigen Klima weit mehr Strapazen zu ertragen fähig sind. Mit Leichtigkeit marschirten die inländischen Soldaten, als Barfüßer vorwärts, statt daß sich die Europäer schon auf dem halben Marsche wund gegangen hatten. Eine Todtenstille herrschte, als wir durch das große Gitterthor von Probolinga marschirten, sogleich aber trat

nach unserer Ankunft die Garnison unter die Waffen, jedoch erhielt der Lieutenant von Lettow von dem Major einen tüchtigen Verweis, daß er keine äußern Posten ausgestellt hatte, was unter den obwaltenden Umständen unverzeihlich war. Nachdem die Soldaten in die Kasernen eingerückt waren, begaben wir uns nach dem Residentenhanse, wo wir von dem Residenten aus Pesuki, der zur Untersuchung des Vorfalls nach Probolingo gekommen war, sehr freundlich empfangen wurden. Der Assistent-Resident des Ortes war ebenfalls zugegen, machte aber ein wahres Jammergesicht, da er, wie ich erfuhr, auch für sich aus der Untersuchung ein nachtheiliges Resultat fürchtete. Er hatte nemlich bei dem Tumulte des nächtlichen Ueberfalls mit Frau und Kindern aus Angst das Residentenhaus verlassen, und war auf einem Fischerkahn bei sehr hoher See unter den größten Gefahren nach Passourouang geflüchtet, indem er die ihm anvertrauten Gelder im Stiche gelassen hatte, und so fürchtete er mit Recht eine scharfe Ahndung seiner Furchtsamkeit und Uebereilung.

Zugleich bekam ich Aufschluß über den Grund des Ueberfalls selbst, der höchst wahrscheinlich von der glühenden Eifersucht der Inländer verursacht worden war. Der Kommandant hatte nemlich als Verehrer des schönen Geschlechtes Gefallen an den Weibern und Mädchen von Probolingo gefunden und daher auch den Soldaten nicht verboten, gleiches Sinnes zu sein. Laut hatten schon oft die Männer über mancherlei Eingriffe in ihre Rechte gemürrt, und der Assistent-Resident hatte den Kommandanten mehrmals gewarnt, es bei diesen nicht aufs Aeußerste ankommen zu lassen, aber ohne Erfolg, weshalb denn endlich hieraus die

traurigsten Folgen entsprangen, und die Erfahrung sich auch hier bestätigte, daß ein kleiner Funke gar oft die Ursache eines großen Brandes ist.

Nachdem der Sergent, der ein so großes Unglück herbeigeführt hatte, in strengen Verhaft genommen worden war, wurde zur weitem Untersuchung geschritten. Zugleich wurde ich nebst einem andern Offizier als Kommissair über den Nachlaß des Kommandanten ernannt, und der Lieutenant von Lettow bekam Ordre, den folgenden Morgen wieder mit seiner Mannschaft nach Possourouang zurück zu kehren. Starke Patrouillen umgingen alle Stunden der Nacht sämtliche Kampongs, und wo ein Eingeborner im Freien sich blicken ließ, der sich wegen seines Geschäftes nicht legitimiren konnte, so wurde er auf der Stelle verhaftet. Am folgenden Morgen begab ich mich mit meinem Kollegen nach der Wohnung des Ermordeten um die Aufnahme seiner hinterlassenen Effekten zu machen. Aber wie erstaunte ich, als ich eine Stube betrat, die eher einem Pferdestalle, als der Wohnung eines Menschen ähnlich sah. Nachdem wir das Verzeichniß seiner Wäsche und Montirungsstücken aufgenommen hatten, öffneten wir ein kleines Pult, worin seine Papiere befindlich waren, und fanden darunter ein versiegeltes Blatt mit der Aufschrift: Mein letzter Wille. Wir eröffneten dasselbe und lasen: „Da mir schon einen Monat lang eine innere Ahnung sagt, daß ich nicht lange mehr unter den Lebenden wandeln werde, so ist mein innigster Wunsch und mein letzter Wille, daß der Betrag meines hierbei im Detail angeführten Nachlasses an meine Schwester, die verwittwete E. M. in Haag, übersandt werden soll.“ So war also seine Ahnung wirklich eingetrof-

fen, und wir wunderten uns über das leise Vorgefühl, welches der menschliche Geist zu empfinden fähig ist, so daß die Zukunft offen vor ihm liegt, nur noch mit einem leichten Schleier verdeckt, den das Auge nicht ganz zu durchdringen vermag. Hierin finden wir einen Beweis von der hohen Kraft unserer Seele, welche aber gehemmt wird, durch die drückende Fessel des Körpers. Wie mächtig und jugendlich frisch wird sie daher sich regen, wenn diese Fessel von dem Tode gelöst wird, den wir hiernach ansehen müssen, als einen Freund, der uns aus einem Kerker befreit und aus der Zeit der Knechtschaft zur ewigen Freiheit führt.

Nach dem im Testamente angeführten Verzeichnisse aller Habseligkeiten vermißten wir in dem Nachlasse eine silberne Uhr, ein Paar Stiefeln und drei Hemden. Da ich wußte, daß der verhaftete Sergent nach dem Tode des Kommandanten die Aufsicht über dessen Sachen gehabt hatte, so ließ ich denselben aus seinem Arreste herbeibringen, um ihn über das Fehlende zu befragen. Er erschien, von der Wache, die an der Thüre stehen blieb, begleitet, und war bei meiner Frage sehr betroffen, jedoch leugnete er standhaft, irgend etwas von den fehlenden Gegenständen zu wissen. Ich ließ hierauf zur Untersuchung seiner Sachen schreiten, wobei sich zwei Hemden befanden, mit dem Namen des Kommandanten bezeichnet, worauf er aber erklärte, daß er sie von jenem zum Geschenk erhalten habe. Ich beschuldigte ihn aber sogleich der Lüge, und fragte mit festem Tone, ob er gestehen, oder das Aeußerste erwarten wollte. Der schon ohnehin Geänstigte wurde hierauf immer verlegener, und that nun in der Angst seines Herzens das Geständniß, daß er die fraglichen Sachen unter einem Baume vergraben habe,

und bat nun zitternd und bebend um Gnade. Um den armen Teufel nicht noch unglücklicher zu machen, als er schon war, gab ich ihm die Versicherung, daß ich seines freien Geständnisses halber die Sache verschweigen wollte, wofür er mich seiner innigsten Dankbarkeit sein ganzes Leben hindurch versicherte.

Hierauf ging ich mit ihm und meinem Kollegen nach dem angegebenen Baume, wo er die entwendeten Sachen hervorgrub, und mir ängstlich übergab.

Nachdem wir nun auf diese Weise zu unserm Zwecke gelangt waren, wurde der Sergent wieder in den Arrest zurückgeschickt, ohne daß die Wache das Resultat der Untersuchung erfuhr, da ich sonst die Meldung nicht hätte unterlassen dürfen.

Bei der Untersuchung des blutigen Vorfalles war man aber noch zu keinem andern Resultate gekommen, als daß der Sergent in der Betrunktheit den Befehl gegeben habe, auf die Inländer zu feuern, die sich, wie man nun bestimmt wußte, nur in friedlicher Absicht genakt hatten; von denen aber, welche den nächtlichen Ueberfall gewagt hatten, war noch keine Spur vorhanden.

Auf dem Begräbnißplatze der Europäer, den ich jetzt besuchte, und wo ich sogleich an einem frisch aufgeworfenen Erdhügel, die Ruhekammer des Ermordeten erkannte, fand ich, daß schon mehrere Opfer auf solche Weise gefallen waren, denn ich erblickte drei Leichensteine, nach deren Inschrift ein englischer Obristleutenant und zwei holländische Offiziere hier den ewigen Schlaf hielten, nachdem sie alle drei bei nächtlichen Ueberfällen das Mordgewehr getroffen hatte, wor-

aus man schließen konnte, daß der Aufenthalt daselbst nichts Wünschenswerthes war.

Da der Resident sämtliche Offiziere zur Mittagstafel eingeladen hatte, so begab ich mich jetzt in sein Haus, wo ich ein Ideal weiblicher Schönheit in der Gemahlin desselben antraf, die ihren Mann von Pesuki aus besucht hatte, da sie wahrscheinlich seine Gesellschaft nicht lange entbehren konnte. Sie hatte die Haltung einer Juno, und aus ihrem rabenschwarzen Auge sprühte ein Feuer, welches bei dem ersten Anblick zündete, wenn er nur einiges Brenngeräth fand, und ihre dunkeln Locken flossen in üppiger Fülle über ihren Nacken auf den schwellenden Busen herab, den nur ein leichter Flor bedeckte, so daß es mir bei diesem Anblick ganz eng ums Herz wurde.

Je freundlicher sie mich bewillkommte, destomehr wurde ich für die schöne Gestalt eingenommen, und ich hielt den Residenten in diesem Augenblicke für den Glücklichsten unter den Männern. Ich war es aber nicht allein, der diese Frau bewunderte, sondern alle meine Kameraden waren hingerissen von dieser außerordentlichen Schönheit.

Ganz das Gegentheil war in dieser Rücksicht ihr Gemahl, der gerade so dick, als lang war, und auch übrigens nicht die gefälligsten Formen zeigte, es war daher gar sehr zu loben, daß seine Gattin bei den vielen Verehrern, die sie überall haben mußte, mit einer unverbrüchlichen Treue an ihm hing, und ihn mit einer zärtlichen Liebe umfaßte, welche man bei gleichen Verhältnissen nicht so häufig antreffen möchte. Die ganze Gesellschaft drängte sich um die schöne Frau, um nur ein Wort aus ihrem Munde zu vernehmen; und so wie sie durch ihre Gestalt entzückte, so zog sie alle

an durch ihren gebildeten Geist, den sie bei ihrer Unterhaltung verrieth.

Unter den verschiedenen Gesprächen, welche unser Mahl würzten, kam auch die Rede auf die früher ermordeten Offiziere, deren Ruhestätte ich eben besucht hatte, und hierbei erfuhr ich, daß der hiesige Ort nebst der ganzen Umgegend sehr berüchtigt war, da sich der vielen Waldungen und Bergschluchten halber die liederlichsten Menschen hier herumtrieben. Sehr oft waren daher schon auch in der neuesten Zeit Versuche auf die Gouvernementskasse gemacht worden, die indessen nicht gelungen waren. Deshalb wurde beschloffen, eine Visitation vorzunehmen, um dem Gesindel in ihren Schlupfwinkeln auf die Spur zu kommen, und schon den folgenden Morgen sollte ich mit 150 Mann Inländern die Holzungen durchstreifen. Ich gab sogleich, nachdem die Mahlzeit beendet war, die nöthigen Befehle dazu, und ließ an jeden zur Visitation bestimmten Soldaten 30 scharfe Patronen vertheilen. Hierauf schlug ich mit einem meiner Freunde einen Spaziergang nach einem in der Nähe der Stadt gelegenen Bade ein; welches sich durch seine stärkende Kraft besonders auszeichnete, und uns jetzt noch überdies dadurch anzog, weil die Gemahlin des Residenten mit einigen andern Frauen nach Tische dahin gefahren war, um ihre schönen Glieder in dem heilsamen Wasser zu erquicken. Wir trafen sie in dem großen, mit hohen Mauern umgebenen Bassin, den sie nicht lange erst verlassen hatte, in einem leichten Gewande, das uns den schönsten Gliederbau entdecken ließ, auf einer Rasenbank sitzen, so daß bei ihrem Anblick der Philosoph gar leicht seine Philosophie vergessen, und für einen Kuß von diesem holden Geschöpfe gewiß ein großes

Opfer nicht gescheut haben würde. Um sie jedoch in ihrer Unterhaltung mit den andern Frauen nicht zu stören, hielten wir uns nicht lange in ihrer beseligenden Nähe auf, sondern eilten in das Bad, um ebenfalls die stärkende Kraft desselben zu erfahren, und fanden, daß dieses Wasser seinen Ruhm verdiente, denn ein neues Leben durchströmte gleichsam unsere Adern, nach dem angenehmen Genuße, der in heißen Bädern zum Bedürfniß wird.

Nachdem wir in den angenehmen Spaziergängen des Badeortes noch einige Zeit herumgewandelt waren, begaben wir uns nach Hause zurück, und erfuhren hier, daß die Untersuchung beendigt, und das Resultat kein anderes war, als daß der nächtliche Ueberfall durch Räuber geschehen sein müsse, da man im Orte selbst keinen Schuldigen hatte entdecken können.

Sechshunddreißigstes Capitel.

Pandovistation. Der Doriabaum. Rückkehr nach Sourabaya. Gefährliche Krankheit. Feuersbrunst.

Den andern Morgen um fünf Uhr stand mein Detachement, das zu dem Kreuzzuge gegen die herumschweifenden Räuber bestimmt war, unter den Waffen, und sogleich marschirten wir auf gut Glück nach den Orten ab, welche ihrer Beschaffenheit nach zu Schlupfwinkeln dienen konnten.

Wir schlugen daher unbetretene Pfade ein, kamen aber dabei an solche Abgründe, daß wir mit Lebensgefahr zu kämpfen hatten. Schon waren wir einige Stunden herumgestreift, ohne eine Spur von verdächtigen Personen zu entdecken, als mir ein Unteroffizier von der Vorhut meldete, daß er aus einer Bergschlucht Rauch aufsteigen sehe. Ich glaubte nun nichts anders, als meine Leute in Thätigkeit setzen zu müssen, und gab daher die nöthigen Befehle, doch wollte ich die Sache erst genauer untersuchen, und sahe mich nach einem Platze um, der mir die Aussicht nach dem Orte eröffnete, wo der Rauch emporstieg. Da erblickte ich einige und 30 Menschen, um ein Feuer gelagert, ihr Morgenbrot verzehrend; um die Stätte herum lagen eine Menge Paquete,

mit Pisangblättern umwickelt. Ich schlug hierauf mit meiner Mannschaft einen Weg nach dem Thale ein, und kam glücklich bei der Gesellschaft an, die nicht wenig erstaunt war, so plötzlich Bewaffnete um sich zu sehen. Erschrocken sprangen sie alle auf, und sahen uns verwundert an, ohne einen Laut von sich zu geben. Ich trat auf sie zu, um mich nach ihrer Beschäftigung zu erkundigen, und erfuhr, daß sie Waaren nach Sourabaya zu schaffen im Begriff wären. Alle Antworten, die sie auf meine Fragen thaten, überzeugten mich, daß sie nichts weniger als Räuber waren, weshalb wir uns entfernten, um unsere Untersuchung weiter fortzusetzen. Unser Zug ging jetzt durch eine Waldung, wo ich, da wir alle ermüdet waren, lagern ließ. Die brennenden Sonnenstrahlen hatten mir manchen Schweißtropfen entlockt, und heftiger Durst quälte mich. Eine Quelle war nicht in der Nähe, und es war mir unmöglich, weiter zu marschiren, wenn nicht ein erfrischender Trunk die matten Glieder erquickte. Da läuft mein treuer Diener Samat tiefer in den Wald hinein, kehrt bald mit seiner gefüllten Feldflasche zurück, und springt freudig auf mich zu, um meine lechzende Zunge zu laben. Der Trank war äußerst erquickend, und ich fragte meinen treuen Diener, wo er dieses Labial gefunden, worauf er mir einen Baum nannte, aus dessen Wurzel er dieses Wasser erhalten habe. Ich lernte hierbei die Weisheit und Güte des Schöpfers erkennen, der auch unter dem brennendsten Himmel Labung für den Menschen bereitet, an Orten, wo keine wohlthätige Quelle rieselt.

Außer diesem Wasserbaume giebt es auch in den heißen Gegenden Amerikas den sogenannten Milchbaum, der

eine harten Wurzeln in die dürrsten Felsenwände einschlägt, und hierdurch oft dieselben sprengt. Ob gleich dieser Baum oft mehrere Monate des erquickenden Regens entbehrt, und verdorrt seine Zweige herabhängen, so entströmt doch dem angebohrten Stamme ein Saft, so süß und so labend wie Milch.

Ach, dachte ich bei mir selbst, wie doch der Herr uns alle liebt, und allen Ländern Segen giebt! Ich machte hierbei meinen guten Samat aufmerksam auf den weisen und gütigen Regierer der Welt, und suchte sein Herz mit Liebe gegen ihn zu erfüllen, auch merkte ich, daß ich an ihm einen aufmerksamen Schüler hatte, der mit Freude von dem Wesen reden hörte, das er bisher nur unvollkommen kannte. Ich freute mich herzlich über seine Lernbegierde, die ihn zu allerlei Fragen reizte, und hätte in diesem Augenblick christlicher Lehrer sein mögen, da das Lehrgeschäft bei solchen Schülern wohl das angenehmste auf Erden sein muß, wie es im Gegentheile gewiß das mühsamste ist.

Meine Mannschaft befand sich in dem Zustande, weiter zu marschiren, da sie als Eingeborne den Durst nicht so fühlten, als ich, und so brachen wir denn, sobald ich mich durch das wunderbare Getränk erfrischt und erquickt hatte, wieder auf, und trafen nach einer halben Stunde eine klare Quelle an, welche einen kleinen Bach bildete, und den Thieren des Waldes zur Tränke diente, wie wir an den verschiedenen Spuren sehen konnten. Hier ließ ich meinen Soldaten die Feldflasche füllen, und an dem erfrischenden Getränke laben. Jedoch mußte jeder das Wasser vor dem Genuße mit etwas Urak vermischen, da es so einem Erhigten weit weniger schadet, als ohne einen solchen Zusatz.

Nach einer Stunde hatten wir den Wald passirt, und ein großer Campong lag unter einer Anpflanzung von Frucht-
bäumen aller Art, zerstreut vor uns. Hier lernte ich die
wunderbare Frucht des Doriabaums, der die Größe einer
Eiche erreicht, kennen, und wunderte mich, daß ich in mei-
nem Vaterlande noch in keinem naturgeschichtlichen Werke
etwas davon gelesen hatte. Sie ist von der Größe einer
Melone, und ringsherum mit unzähligen Stacheln versehen,
so daß ich mich mit Besorgniß dem Baume näherte, aus
Furcht, von einer herabfallenden Frucht unsanft berührt zu
werden, doch hat dieselbe, wie ich hernach sahe, einen so
zähen Stiel, daß sie selbst wenn sie ganz reif ist, nur mit
Mühe mit großen Stangen abgeschlagen wird. Ich ließ
mir eine derselben öffnen, und fand vier gelbe, mit einem
Schleim überzogene, Kerne darin, deren Geruch aber nicht
zum Genusse einlud, weshalb ich mich nicht eher dazu ent-
schließen konnte, bis mir der Geschmack so reizend als mög-
lich geschildert wurde. Ich gewann es nun über mich, von
der übelriechenden Frucht zu kosten, und fand sie so wohl-
schmeckend, daß ich die Eingebornen nicht verdenken kann,
wenn sie dieselbe unter die größten Leckereien rechnen.

Da sich ein Vorgesetzter oft nur durch eine Kleinigkeit
die Liebe seiner Untergebenen erwerben kann, so benutzte ich
jetzt diese Gelegenheit, diesem Zwecke nachzukommen und
machte meinen Soldaten durch den Ankauf von Früchten,
die ich unter sie vertheilen ließ, eine große Freude.

Ohne etwas Verdächtiges angetroffen zu haben, kamen
wir am Abend wieder in Probolingo an, und konnten uns
nicht anders vorstellen, als daß sich die Räuber, die sich
zuweilen bei nächtlicher Weile blicken ließen, im Orte selbst

aufhalten mußten, indessen war keine Spur davon zu entdecken. Weil nun aber Alles ruhig war, so traten wir nach einigen Tagen den Marsch nach Sourabaya wieder an; als wir aber in Passourouang ankamen, bat ich den Major um vier Tage Urlaub, um daselbst meine Freunde zu besuchen, den ich auch ohne große Schwierigkeit erhielt.

Alle freuten sich herzlich mich wieder zu sehen, und thaten Alles, um mir den Aufenthalt bei ihnen so angenehm als möglich zu machen, aber schon den zweiten Tag nach meiner Ankunft wurde meine bisher frohe Laune durch den heftigsten Kopfschmerz verschleucht, welcher mit Fieberanfällen begleitet war. Der Resident sah die Symptome meiner Krankheit für gefährlich an, und machte deshalb eine Anzeige nach Sourabaya, so daß bald ein Wagen angefahren kam, in welchem sich ein Chirurgus befand, der mich nach Hause brachte. Meine treue Mirza war äußerst bestürzt, als sie ihren Herrn in einem solchen Zustand erblickte, und wick aus liebevoller Theilnahme nicht von meinem Krankenzimmer. Kurze Zeit darauf, nachdem ich angekommen war, trat der Stabsarzt ein Mann von vieler Erfahrung in mein Zimmer, und erklärte, nachdem er mich über meinen Zustand befragt hatte, daß mein Uebel eine Leberkrankheit wäre, äußerte aber zugleich, daß, wenn ich mich nur ruhig verhalten und die Hoffnung nicht verlieren würde, er mich zu retten gedächte. In diesem Worte lag so viel Zweifelhafte, daß ich mich bald im Todtenreich glaubte, und dadurch natürlich die nöthige Ruhe, welche mir der Arzt anempfohlen hatte, verlor. Hiermit ist aber gar viel verloren, und keine Arznei wird helfen, wenn der Kranke nicht den Glauben hat, daß ihm überhaupt geholfen werden

könne. Denn der Glaube, wenn er zuversichtlich ist, vermag gar viel, weshalb auch Christus, der große Seelenarzt nur immer auf lebendigen Glauben drang und auch bei seinen körperlichen Heilungen diese Bedingung für unerläßlich erklärte, wenn sein Wort helfen sollte. Trotz der Medizin, die ich in großen Dosen erhielt, da mein Arzt nicht zu Hahnemanns Fahne geschworen hatte, wurde ich von Tage zu Tage schlechter, so daß ich an Gellerts Phylar dachte, und meiner Auflösung mit jedem Augenblicke entgegen sah. Kein Schlaf war in zwanzig Tagen auf meine Augenlieder gekommen, welcher alle vier Tage vergebens durch Opium erzwungen werden sollte. So war ich ein nur noch vegetirendes Skelet geworden, und jeder glaubte, mich bei seinem Besuche zum letzten Male zu sehen. Auch den Colonel Bojons erblickte ich öfters vor meinem Krankenbette, und er war es, dem ich eines Tages, als mein Puls immer matter ging und meine Sprache stockte, verschiedene Familien-Angelegenheiten in einem versiegelten Paquete übergab, um sie nach meinem Tode nach Europa zu befördern. Hiermit hatte ich mich gleichsam von der Welt losgesagt und Abschied von allen den Lieben in und außer dem Vaterlande genommen, die meinem Herzen so theuer gewesen waren. Der Kolonel versprach mir die pünktlichste Bestellung, worauf ich mich ruhig meinem Schicksale überließ, und den Tod als einen Friedensboten erwartete. Kaum aber war der Kolonel in Begleitung des Arztes zur Thüre hinaus, als Mirza mit verweintem Gesicht vor mein Lager trat und mich mit wehmüthigem Blicke betrachtete. Ich sah ihr stumm ins Auge, in welchem eine Thräne perlte, die mir deutlich sagte, wie gern sie mir

helfen möchte. Plötzlich eilt sie von meinem Lager weg, und kommt bald mit einem vollen Glas Madeirawein zurück, um es mir wider den Willen des Arztes zu reichen, da sie dennoch für mich Hülfe darin zu finden meinte. Sie setzt es mir an den Mund, und ich schlürfte es in voller Hast und Fieberhitze bis auf den Boden aus. Und die Stimme in Mirzas Innern hatte nicht gelogen, Gott selbst hatte ihren Sinn auf ein Mittel gelenkt, das mir meine Gesundheit wieder verschaffte. Zwar lag ich, wie ich nachher erfuhr, nach dem Genuße des Weines todt und regungslos auf meinem Lager, aber in dieser Krisis strengte die Natur noch einmal ihre Kräfte an, und ich fing an zu salviden, worauf sich mein Zustand sichtbar verbesserte. Der Arzt, welcher am andern Morgen mich zu besuchen kommt, und mich schon als Leiche zu erblicken glaubt, traut seinen Augen kaum, mich auf einmal so verändert zu sehen. Hierauf erzählt ihm Mirza, daß sie durch göttliche Eingebung veranlaßt mir ein Mittel gegeben, das er freilich nicht billigen werde, welches aber in so weit schon geholfen habe.

Als er von dem Weine hört, erstaunt er, und schreibt die wohlthätige Wirkung nur der starken Portion zu, die ich genossen hatte, die mich aber freilich eben sowohl auf der Stelle hätte tödten können. Genug das Mittel half, und nach drei Wochen war ich bis auf eine bedeutende Schwäche, die sich aber immer mehr verlor, ganz wieder hergestellt, und Niemandem verdankte ich mein Leben, als meiner treuen Mirza, die mir nun noch einmal so theuer ward. Auf den Rath des Arztes hat ich nun um einen Monat Urlaub, um die Seelust genießen zu können, die mich vollends stärken sollte. Ich begab mich daher nach erhaltener

haltener Erlaubniß in ein mitten im Meere liegendes Fort, 5 Stunden von Sourabaya entfernt, welches man erbaut hatte, um das Fahrwasser der Stadt beschießen zu können, wenn feindliche Schiffe sich näherten. Es war mit 50 Stück 36pfündigen Kanonen besetzt, und hatte im Kriege 1000 Mann Besatzung. Hunderttausend Ruthen Steine sollen von der benachbarten Insel Madura auf großen Rähnen hierher geschafft worden sein, um den Grund dieses Fortes zu legen.

Der Aufenthalt daselbst gefiel mir aber wegen der feuchten Luft nicht, und ich begab mich daher schon nach acht Tagen nach Sourabaya zurück, wo kurz nach meiner Ankunft ein furchtbarer Brand ausbrach, der 500 Häuser in Schutt und Asche legte, und um so schrecklicher war, da er mitten in der Nacht entstand, wo Alles in sorgloser Ruhe schlummerte. Niemand vermochte seine Habseligkeiten zu retten, sondern mußte sich damit begnügen, sein Leben zu erhalten. Glanzhell war die dunkle Nacht gelichtet, durch die hohe Feuersäule, die prasselnd gen Himmel empor flackerte, und das Geschrei der Unglücklichen, denen sie wuthersfüllt die ganze Habe raubte, erfüllte auf einmal schreckensvoll die Gegend, die vorher im tiefsten Schweigen geruht hatte. Herzerreißend war es, wie bei der allgemeinen Verwirrung, da ein Kind weinend seine Mutter und dort eine Mutter ihre Kinder suchte und voll Verzweiflung die Hände rang, wenn sie nicht fand, was ihr so nahe am Herzen lag. Aber zum Glück fand man, als der Morgen graute und die ersten Strahlen der Sonne die rauchenden Trümmer beleuchteten, daß das feindliche Element, welches sich müht, die Gebilde der Menschen zu zerstören, kein Leben vernichtet hatte, denn alle Einwohner fanden sich wieder bei-

sammen, und hatten bei ihrem Schmerze doch den Trost,
keinen ihrer Freunde und Verwandten betrauern zu dürfen,
so daß man mit Schiller sagen konnte:

Was Feuerswuth ihm auch geraubt,
Ein süßer Trost ist ihm geblieben,
Er zählt die Häupter seiner Lieben
Und sieh! ihm fehlt kein theures Haupt.

Siebenunddreißigstes Capitel.

Abfahrt nach den Molukken, zur Unterdrückung der daselbst ausgebrochenen Unruhen. Borneo. Celebes. Zurückkunft nach Sourabaya. Execution daselbst. Aufruhr in Malang. Ein Brief aus Europa. Neue Execution in Sourabaya.

Da unter den Bewohnern der Molukfischen Inseln Unruhen ausgebrochen waren, so befand auch ich mich unter den 600 Mann, welche bestimmt waren, dieselben zu unterdrücken. Auf einigen Transportschiffen kamen wir zuerst in Amboina, dem Sitze des Gouverneurs an, wo die Empörung ihren Anfang genommen hatte, wegen des hohen Preises, wofür das Gouvernement an die Bewohner den Reis verkaufte, während man ihnen die Gewürznelken, an denen die Insel einen großen Ueberfluß besitzt, äußerst gering bezahlte. Von hier aus hatte sich die Klage über Bedrückungen auf die andern Niederlassungen der Holländer verbreitet, und die Bewegungen, die man überall machte, schienen gefährlich werden zu wollen. Ich kann wohl sagen, daß ich nur ungern dem Befehle gehorchte, gegen die armen Menschen, die unter einem bedeutenden Drucke lebten, die Waffen zu gebrauchen, da sie doch wenigstens gleiche Rechte mit den

Europäern haben mußten, die sie in ihrer friedlichen Ruhe gestört hatten. War es ihnen denn zu verdenken, daß sie Versuche machten, ihre Lage zu verbessern, und das drückende Joch abzuschütteln? Freilich waren sie wohl zu schwach, ihre Absicht durchzusetzen, indessen machten sie doch die Europäer vorsichtiger, und verschafften sich für die Folge einige Erleichterung. Diese Inseln wurden aber von jeher hart bedrückt, früher von den Portugiesen, und später von den Holländern, die den freien Anbau des Landes aus Gewinnsucht hinderten, und dadurch die Gemüther gegen sich erbitterten. Ja es ging so weit, daß sie ihrer Bequemlichkeit halber die Gewürzbäume, das eigentliche Erzeugniß dieser Inseln, an mehreren Orten ausrotteten, und sie einzig und allein auf Amboina und Banda verpflanzten, indem sie den Fürsten der andern Inseln ein geringes Jahrgeld auszahlten. Die Gewürzbäume wuchsen von neuem, da die Beschaffenheit des Bodens ihrem Wachstume so außerordentlich günstig ist, wurden aber von neuem vertilgt, und daher mit der Natur selbst Krieg geführt. Um die Insulaner im Gehorsam zu halten, wurden überall Zwingburgen errichtet, die kühn und stolz auf die Unterdrückten herabsahen, und den Freiheitsinn derselben ganz vernichten sollten. Demungeachtet aber erhoben sich diese immer von neuem, und es fehlte nie an Empörungen, ja im Innern derjenigen Inseln, wo man die Gewürzbäume vernichtet hatte, baute man dieselben sorgfältig wieder an, und trieb mit den Engländern einen bedeutenden Schleichhandel.

Im engern Sinn benennt man aber mit dem Namen Molucken nur Ternate, Tidor, Motir, Makian und Bafian, im weiteren aber auch noch Ceram, Gilolo, Amboina,

Timor, Banda und mehrere kleinere Inseln des indischen Meeres, die der vielen Vulkane, so wie der unzähligen Klippen und Sandbänke halber, welche die Schifffahrt sehr erschweren, den Beweis liefern, daß sie früher vielleicht alle mit Guinea zusammenhingen. Zu Anfange des 17. Jahrhunderts wurden sie den Portugiesen durch die Holländer entrisen, welche sie 1796 den Engländern überlassen mußten, die sie zwar im Frieden zu Amiens 1801 wieder zurück gaben, aber da sie den Vortheil derselben hatten kennen lernen, 1810 wieder eroberten, bis sie endlich im ersten Pariser Frieden 1814 von neuem den Holländern ausgeliefert wurden. Die Inseln sind übrigens außer ihren Gewürzen von der Natur nicht reichlich begabt, da es den meisten an Wasser fehlt, das jedoch einigermaßen durch die Kokosfrucht ersetzt wird, und die meisten Lebensmittel werden von Celebes zugeführt. Uebrigens ist auch das heiße, feuchte Klima sehr ungesund, vorzüglich auf Banda, wo sich bedeutende Vulkane befinden, welche durch ihre hervorquellenden Schwefeltheile viele Krankheiten erzeugen, weshalb die Eingebornen die dortige Garnison gewöhnlich für Verbrecher halten. Ein vorzüglicher Vulkan befindet sich auf der kleinen Insel Goenong-Api, welches nach der malayschen Sprache Feuerberg heißt, der bei seinem Ausbruch so heftig ist, daß die benachbarten Inseln ganz mit Asche bedeckt werden.

Auf Amboina, wozu noch elf andere kleinere Inseln gehören, wurde der Aufruhr bald gedämpft, nicht so auf den übrigen Inseln, wo wir großen Widerstand fanden. Auf Ternate erhielt ich eine Schußwunde in den linken Fuß, die noch jetzt dafür wirkt, daß das Andenken an die dortigen Ereignisse lebhaft vor meiner Seele steht. Ich war

unsähig, weiter zu fechten, und wurde in ein Lazareth geschafft, in welchem ich drei Monate zubrachte und in Gefahr war, dem König einen Fuß zu opfern. Aber, Gott sei Dank! der Herr hat geholfen, daß ich das Vaterland wieder mit zwei Füßen betreten konnte. In Ternate war es auch, wo sich der Kapitain eines Linienschiffes, welcher, da er unbesessen die Hälfte seiner Matrosen, die in Indien nicht zu ersetzen sind, gegen die empörten Einwohner verloren hatte, durch eine Kugel sein Leben endete, als der Admiral aus Batavia ankam, um ihn deshalb zur Rechenschaft zu ziehen.

Zugleich lernte ich hier die Wurzel eines Baumes kennen, die einen so großen Umfang hat, daß Tafeln daraus geschnitten werden, an denen zwölf Personen speisen können, und welche sich noch dadurch auszeichnen, daß die Einbildungskraft die schönsten Figuren in denselben zusammenstellen kann. An dem Strande gab es die schönsten Muscheln, womit die Einwohner einen beträchtlichen Handel trieben, so daß sie zur Zeit der Ebbe gar eifrig unter dem Sande hervorgesucht wurden. Auch Paradiesvögel, welche als Zugvögel von Neuguinea aus, wo sie zu Hause sind, nach den benachbarten Inseln streichen, waren hier anzutreffen, und zeichneten sich durch ihre Farbenpracht vor allen übrigen Vögeln, die ebenfalls das herrlichste Gefieder deckt, aus. Bei den Papuas werden sie zu Federbüschen und andern Zierrathen gebraucht, und ihnen deshalb Flügel und Füße abgeschnitten. Sonst erzählte man von ihnen allerlei Fabeln, z. B. daß sie immer in der Luft schwebten, sich nur vom Thau nährten, und ohne Weine geboren würden, doch hat man jetzt den Ungrund hiervon satfsam dargethan. Nachdem die Empörungen, mit einem Verluste von 300

Mann auf unserer Seite, gestillt waren, verließen wir die Molukkschen Inseln, welche in Amboina, Banda, Ternate und den kleinern Neben-Inseln, die zusammen dem Generalgouvernement von Batavia untergeordnet sind, tausend Mann Besatzung zählten.

Da das Schiff, auf welchem ich mich befand, nach Banjer-Massing, einer niederländischen Besizung auf Borneo bestimmt war, so lernte ich, ehe ich nach Java zurückkehrte, auch diese Insel kennen. Sie ist, mit Ausnahme von Neuholland, die größte auf der Erde und hat gegen fünf Millionen Einwohner, doch ist das Innere derselben nicht bekannt, da die Europäer nur die Küsten derselben besucht haben. Das Klima ist gemäßiget, aber der vielen Sümpfe halber herrscht hier eine ungesunde Luft, die den Aufenthalt daselbst den Europäern nicht wünschenswerth macht. Auch finden sich über den Bergen, welche sich in einer Kette, die den Namen „Krystallgebirge“ führt, mehrere Vulkane, deren Ausbrüche oft mit Erdbeben verbunden sind. Uebrigens ist Borneo sehr reich an Schätzen des Mineralreichs, denn es liefert viel Gold und Diamanten, unter welchen nicht selten 40 Karatige gefunden werden sollen. Von den Erzeugnissen des Pflanzenreichs ist vorzüglich Pfeffer und Kampfer zu bemerken, von den Thieren vorzüglich der Drang-Utang, der Elephant und indische Schwalben, unter dem Namen Salangane, deren Nester als die größte Leckerei betrachtet werden. Sechs Sultane beherrschen die Insel, und sind in beständigen Fehden gegen einander begriffen, doch sind die Niederländer, einem Vertrag von 1643 zufolge, verbunden, dem Sultan von Banjer-Massing 500 Hülfstruppen zu liefern, wenn er in ei-

nen Krieg mit einem andern inländischen Fürsten verwickelt wird. Der beträchtlichste Handel in Banjer-Massing ist übrigens mit Goldstaub und Edelsteinen, wovon aber alle, die über fünf Karat wiegen, dem Sultan überliefert werden müssen.

Die Bewohner der Insel stehen auf einer ziemlich tiefen Stufe der Kultur, was schon der abscheuliche Glaube unter ihnen beweist, daß ihr Gott einen Wohlgefallen an Menschenopfern habe, weshalb man an dem Grabe eines angesehenen Mannes oft einen oder mehrere Sklaven schlachtet; ja in einigen Distrikten bringt Jeder, in dem Wahne, eine verdienstliche Handlung zu begehen, wenigstens einmal in seinem Leben ein Menschenopfer, und daher rauben oder kaufen sie in dieser Absicht von den benachbarten Inseln die gehörigen Individuen dazu. Ein schrecklicher Gebrauch, den man auf alle Weise auszurotten suchen sollte, so wie auf dem Festlande von Ostindien die empörende Sitte, nach welcher sich die Weiber mit ihren verstorbenen Männern zu verbrennen genöthigt sind. Freilich aber muß die Ausrottung dieser unmenschlichen Gebräuche durch Belehrung, nicht durch Verbote errungen werden, welche die Verblendeten nur noch halbstarrer machen, und sie zu dem Glauben bringen würden, man wolle ihnen ihre Religion und ihre Gesetze nehmen, um sie desto besser unterjochen zu können, weshalb auch schon die Engländer, welche einige solcher in den Tod gehenden Frauen retten wollten, den größten Widerstand selbst von Seiten derer erfuhren, denen sie diesen Liebesdienst zu weissen Willens waren.

Noch ist ein Stamm dieses Volkes zu bemerken, unter dem Namen Bija-joo's, welche sich immer auf dem Wasser

herumtreiben, und ein Leben führen, das ganz dem der Zigeuner ähnlich ist, von denen man wohl mit Gewißheit sagen kann, daß sie indischen Ursprungs sind, da ihre Bildung, ihre Sitten, ihre Sprache für diese Annahme sprechen, und auch der Name Sinds, den sie sich selbst geben, darauf hindeutet, wenn es nicht schon der Name Zigeuner selbst thut, den man wahrscheinlich am Besten für indisch hält, obgleich einige glauben, er bedeute soviel als Zieh = Gauner. Wenn diese Benennung auch sehr bezeichnend wäre für die Lebensart dieses Volkes, das sich über eine Million stark in Europa herumtreibt, so wurden sie doch schon von den Türken, zu denen sie bei ihrer Wanderung zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts zuerst kamen, so genannt, und diese gaben ihnen ganz gewiß keinen deutschen Namen. Doch solche Bemerkungen gehören für den Sprach- und Geschichtsforscher, und liegen daher außerhalb meines Bereiches, so daß ich hierüber nichts zu bestimmen wage.

Da unser Schiff nach einem erhaltenen Auftrage, von Borneo aus nach Celebes steuerte, so lernte ich auch diese Insel kennen. Wir fuhren über die Straße Macassar, welche beide Inseln von einander scheidet, dahin ab, um von hieraus nach Java zurückzukehren. Die Insel ist im Innern noch wenig bekannt, wahrscheinlich wegen der vielen und hohen Gebirge, welche dieselbe durchziehen. Vier Baien theilen sie in vier Halbinseln, die fast in der Mitte zusammenhängen. Auch hier ist, wie in Java, der Giftbaum zu Hause, der aber hier eben so wenig wie dort der Vegetation Eintrag thut, da sich die Pflanzen in seiner Nähe eines eben so frischen Grüns erfreuen, als anderwärts. Die Einwohner sind sehr tapfer unter dem Namen Macassaren, und noch

deshalb zu bemerken, weil sie Krokodile abgöttisch verehren. Wie auf den übrigen Inseln halten sich auch hier viele Chinesen, Niederländer und Engländer auf. Die Westküste von Celebes heißt Macassar, wo sich einer der schönsten Häfen von Indien befindet, da er für alle Jahreszeiten der sicherste ist. Eine bezaubernde Aussicht macht den Aufenthalt daselbst zu einem der angenehmsten, weshalb immer viel Europäer daselbst angetroffen werden. Die vorzüglichsten Produkte dieser Insel sind Reis, der dem Sapanischen an Güte nicht nachsteht, und vorzüglich Baumwolle, von der die Einwohner sehr schöne Zeuge verfertigen. Uebrigens sollen beständige Zwistigkeiten unter den beiden mächtigsten Fürsten dieser Insel, dem König von Macassar und dem von Bonny herrschen, welche wiederum die Kleinern Fürsten zu Bundesgenossen haben, wodurch der Krieg nicht selten allgemein wird. Auch sorgen die Europäer dafür, daß die beiden Könige immer in einer Rivalität gehalten werden, um eine Vereinigung zu verhüten, welche für jene von gefährlichen Folgen sein dürfte. Auch der König der molukfischen Insel Ternate hat auf dem nördlichen und nordöstlichen Theile der Insel bedeutende Besitzungen, die er dadurch zu sichern meint, wenn er sich an die Niederländer anschließt, deren vornehmster Sitz das Fort Rotterdam ist.

Nach einem Aufenthalte von einigen Tagen reiste ich nach Sourabaya zurück, und erfuhr hier, daß 20 Seeräuber eingebracht wären, über welche täglich das Urtheil von Batavia aus erwartet würde. Zugleich aber wurde mir gemeldet, daß mein Freund, den ich bei meiner Fahrt von Passourouang nach Sourabaya als Anführer eines Schiffes

gegen die Seeräuber gesehen hatte, ermordet worden sei, worüber ich mich sehr betrübte, da er ein guter Soldat, und biederer Mensch gewesen war.

Die traurigste Nachricht aber, welche ich zu derselben Zeit erhielt, und die mich wahrhaft erschütterte, war der Tod von Betty's Vater. Er hatte bald seine Rückreise nach Europa antreten wollen, um seine geliebte Tochter in seinem theuern Vaterlande im Kreise seiner Freunde und Verwandte glücklich zu sehen, aber des Herrn Wille fügte es anders, ein bössartiges Fieber entriß ihn nach einem Krankenlager von wenigen Tagen der Welt und seiner Betty, die der Nachricht zufolge über den erlittenen Verlust trostlos war. Ach wie sehr wünschte ich mich jetzt in ihre Nähe, um sie zu trösten in ihrem Schmerz, da ich stets mit wahrer Freude an sie dachte, aber dieß war in meinen Verhältnissen unmöglich, auch hat es das Schicksal bisher nicht gewollt, daß wir uns wieder begegnen sollten, auf unserm Lebensgange; doch habe ich später erfahren, daß der Wille ihres seligen Vaters noch in Erfüllung gegangen, Betty wirklich nach Europa gekommen ist, und jetzt glücklich verheirathet in Amsterdam lebt. Eine seltsame Verkettung der Umstände! Ich war vielleicht vom Schicksal dazu ausersehen, mein Vaterland zu verlassen, um einer armen Waise ihren unbekannten Vater zuzuführen, und sie so eines Glückes theilhaftig zu machen, das sie jetzt genießt, während ihr Vater selbst die Schuld seines Vergehens, wodurch er an Betty's Mutter sich versündigte, dadurch sühnen mußte, daß er der Freude verlustig wurde, sein Vaterland wieder zu sehen, in welchem er sich mit seiner Tochter ein glückliches Leben geträumt hatte. So wird aber gewiß Betty's Geist recht oft im fernen Afrika und Ostindien wei-

len, auf dem Boden, der die Gebeine ihres geliebten Vaters und ihrer theuern Mutter umschließt.

Nach öffentlichen Blättern wurden in Holland große Zurüstungen zu einer Expedition nach Palembang auf Sumatra gemacht, da sich der dortige Sultan, der von seinem jüngern Bruder vom Throne gestoßen worden war, in den Schutz der Niederländer begeben, und diesen für ihre Hilfe wichtige Handelsvorthelle versprochen hatte. Aber die Expedition scheiterte an der tapfern Gegenwehr der Feinde, so daß sie mit einem Verluste des dritten Theils der Schiffe wenigstens für jetzt aufgegeben werden mußte. Die Rebellen hatten, wie man sagte, den glücklichen Erfolg ihres Unternehmens den Engländern zu verdanken, welche dabei im Trüben fischten, wie es diesem Volke eigen ist, das auf die Trümmer des Glückes der Völker seine eigne Herrschaft zu gründen gewohnt ist, und dann stolz von seiner Höhe auf diejenigen herabsieht, die schwach oder gutmüthig genug waren, ihm zu weichen. Belege hierzu finden sich überall, und wir haben es wirklich zu bedauern, daß man ein Volk von solchem Charakter zu dem teutschen Völkerstamme rechnet, dessen Rechtlichkeit und Biedersinn stets in der Geschichte gerühmt wird. Die Engländer haben aber wenig Teutsches noch an sich, da sie, wie in ihrer zusammengestoppelten Sprache, auch in ihrem Charakter zu viel Fremdes, und zwar nicht immer das Beste aufgenommen haben.

Vierzehn Tage nach meiner Ankunft in Sourabaya wurde ich zur Deckung einer Exekution mit 350 Mann beordert, da 14 von den eingefangenen Seeräubern gehängt und 6 andere mit dem Stricke um den Hals unter dem Galgen gezeißelt, gebrandmarkt und 30 Pfund an Händen

und Füßen schwerer in die Bergwerke nach Banda gebracht werden sollten.

Eine große Menschenmenge hatte sich schon auf dem Richtplatze versammelt, als ich mit meiner Mannschaft ankam, um einen Kreis um das Hochgericht zu schließen, das mit den aufgerichteten Pfählen, unter welchen die eisernen Fesseln als Zeichen der Knechtschaft lagen, einen abschreckenden Anblick gewährte. Mit Unwillen betrachtete ich die Marter- und Todes-Instrumente, da ich mich nie mit einem Gesetze befreunden kann, nach welchem der Staat berechtigt ist, einem Menschen das Leben zu rauben, da diesem andere Mittel zu Gebote stehen, einen Verbrecher für die menschliche Gesellschaft unschädlich zu machen. Denn ist es nicht grausam, einem Menschen dadurch alle Mittel und Wege abzuschneiden, sich jemals zu bessern, indem man ihm den Tod giebt? Oder sollte man daran zweifeln, daß Besserung überhaupt bei einem Bösewicht möglich sei? Dann hätte man gewiß sehr Unrecht, denn ich bin überzeugt, daß der größte Verbrecher noch der beste Mensch werden kann, wenn er an dem Orte, wo er für seine Thaten büßt, genau beobachtet, und sein Inneres durch Belehrung und Ermahnung in Anspruch genommen wird. Man suche doch lieber eine Seele zu retten, als daß man sie in ihren Sünden dem ewigen Verderben überliefert. Auch ist man in diesem Punkte in mehreren Staaten menschlicher geworden, so daß die Todesstrafen wenigstens seltener sind, als früher, wo man ein Menschenleben für nichts zu achten schien, und je mehr und je weiter die Aufklärung sich verbreitet, desto seltener wird man von einer Hinrichtung hören, die immer das Zeichen einer barbarischen Zeit an sich trägt, wo man die Handlung des Verbrechers in der Strafe

nachahmt. Man mache die Zuchthäuser überall zu Erziehungshäusern, und manche Seele wird gerettet werden, die sonst vielleicht verloren war, wenn der Weg zur Besserung durch die Todesstrafe verschlossen wurde; Verbrecher werden dann dem Staate und der menschlichen Gesellschaft gebessert zurück gegeben werden, woraus doch gewiß ein bedeutender Gewinn hervorgeht. Oder glaubt man, dem Staate die Kosten für die Erhaltung der Sträflinge nicht aufbürden zu dürfen, so nehme man zur Deportation derselben in unangebaute ferne Gegenden seine Zuflucht, wie England zu diesem Zwecke Botany-Bai und Rußland Sibirien wählte, wo selbst verdorbene Menschen ihre Fähigkeiten zu nützlichen Zwecken verwenden müssen. Sollte man aber meinen, daß Todesstrafe ein wirksameres Mittel sei, zur Verhütung ähnlicher Verbrechen, als andere Strafen, so würde man entgegen können, daß dieses sehr selten oder gar nicht der Fall ist, denn man weiß ja, daß in dem Augenblicke wo ein Dieb auf dem Richtplatze sein Leben verlor, an demselben Platze Diebstähle verübt wurden. Daher war ich auch jetzt überzeugt, daß die Seeräuber dadurch, daß einige Menschen, welche sich dieses Verbrechens schuldig gemacht hatten, hingerichtet wurden, gewiß nicht seltener werden würden, und bedauerte daher, daß man die Unglücklichen nicht auf eine andere, für sie und die menschliche Gesellschaft heilsamere Weise bestrafte. Doch das Gesetz hatte gesprochen und ich mußte daher ein handelndes Mitglied bei dieser Hinrichtung abgeben.

Als ich den Kreis um das Hochgericht geordnet hatte, erschienen die Verbrecher mit ihren todtenbleichen Gesichtern, und nachdem ihnen das Urtheil noch einmal laut vorgelesen worden war, trat ein muhamedanischer Geistlicher vor sie

und ermahnte sie zur Standhaftigkeit, da sie noch heute Abend an der Tafel des Propheten speisen würden. Diese Rede schien den gewünschten Eindruck zu machen, denn alle zeigten sich gefaßt, als der Oberrichter das Zeichen gab, die Exekution zu vollziehen, und sie rückwärts auf einer Leiter zu dem Orte ihrer Bestimmung geschleppt wurden, wo sie bald alle mit den schrecklichsten Gebehrden zappelnd ihr Leben aushauchten. Trotz dem aber, daß ich die Armen beobachtete, die jetzt zwischen Himmel und Erde schwebten, so waren doch die andern sechs bei ihrer angeblich geringern Strafe des Mitleids noch mehr werth, da sie die furchtbarsten Schmerzen der Geißelung und des Brandmarkens erlitten, und dann einem baldigen Tode in den Bergwerken entgegen gingen. Hestig strömte das Blut aus ihren zerfleischten Rücken, und ihr Angstgeschrei harmonirte gräßlich mit den Gebehrden ihrer hangenden Kameraden, so daß Aug und Ohr auf eine schreckliche Weise affizirt wurde.

Einige Tage nach dieser Exekution kam die Nachricht nach Sourabaya, daß unter den Arbeitern der Kaffeeplantagen in Malang, ein Anruhr entstanden sei, weshalb 400 Mann von unserer Garnison dahin aufbrechen sollten. So war also auf dieser oder jener Insel immerwährende Unruhe, was auch jetzt noch derselbe Fall sein wird, und wobei zu befürchten steht, daß einmal die Bewohner aller auswärtigen Besatzungen, zum Gefühl ihrer Kraft kommen und das Joch abwerfen werden, das für sie oft sehr drückend ist.

Daß an mich wiederum die Reihe kommen würde, die Flamme des Aufruhrs dämpfen zu helfen, stellte ich mir nicht

vor, da man mich erst auf den Molukken in dieser Absicht gebraucht hatte; aber ich irrte mich, und es schien, als hätte man mich zum Rebellenjäger ausersehen, denn kaum hatte ich mich umgekleidet, als der Adjutant in mein Zimmer trat, und mir den Befehl zum Ausrücken brachte. Ich war hierüber verwundert und fragte, warum ich schon wieder in Anspruch genommen werden sollte, da ja der Kapitain E., der einzige Sohn Israels unter den sämtlichen Offizieren auf Java, noch gar nicht auf Kommando gewesen sei. Aber lächelnd erwiederte der Adjutant, daß dieser krank sei, was die Juden ihrer natürlichen Feigheit halber zu solcher Zeit gewöhnlich sind, weil hier kein Geldgeschäft zu machen ist, wobei sie stets eine große Lebhaftigkeit zeigen, da Geld ihr Hauptgötze ist, dem sie alle fröhnen. Zugleich war der Kapitain ein guter Freund vom Obristlieutenant K., der öfters in Geldverlegenheit war, woraus ihm dieser stets zu helfen pflegte.

Da schon in zwei Stunden aufgebrochen werden sollte, so ließ ich sogleich meine Feldequipage in Stand setzen, wobei ich einen neuen Beweis der Anhänglichkeit meiner Mirza erhielt, die mich durchaus begleiten wollte, um mir ihre pflegende Hand reichen zu können, wenn mir ein Unfall begegnen sollte: aber da es streng verboten war, bei solchen Gelegenheiten Frauenzimmer mitzunehmen, so konnte ich ihren Wunsch nicht erfüllen, worüber sie sehr traurig wurde.

Die Hitze war äußerst drückend, als wir ausmarschirten, und es war gut, daß außer 30 Europäern das ganze Korps aus meinen Barfüßern bestand, die an das Klima gewöhnt, mit großer Leichtigkeit vorwärts schritten.

Bei

Bei unserer Ankunft in Malang, wo ein Detachement von Passourouang und Probolingo zu uns stieß, erfuhren wir, daß die Rebellen eine halbe Stunde von uns entfernt und ungefähr 1200 Mann stark waren. Sogleich wurde der Plan gefaßt, sie zu umzingeln, und hierzu die nöthigen Anstalten getroffen. Unsere Artillerie setzte sich mit einem Theile der Mannschaft in Bewegung, und ich ging mit einer Abtheilung durch die Plantage, um die Rebellen, die sich darin aufhalten mochten, daraus zu verjagen, und aufs freie Feld zu treiben, damit das Geschütz gegen sie gebraucht werden konnte. Jedoch war ich bis an das äußerste Ende derselben gekommen, ohne eine verdächtige Person angetroffen zu haben.

Eine halbe Stunde von mir marschirte der erste Zug immer vorwärts, ohne mir das verabredete Zeichen von der Nähe des Feindes zu geben, bis endlich, an einem dichten Haine, ein Signalschuß mir die Gewißheit gab, daß es jetzt zu einem Angriffe kommen würde. Bald stürzten aus dem Dickicht eine große Menge Indianer mit langen Spiesen und kleinen Schwerten bewaffnet hervor, um vor dem Haine eine breite Reihe zu bilden, und unsern Angriff zu erwarten, dem sie eine verzweifelte Gegenwehr entgegen stellen zu wollen schienen, denn sie erhoben ein furchtbares Geschrei, und versuchten uns durch ihre Drohungen zu schrecken, indem sie ihre Spieße trotzig erhoben und sie heftig schüttelten. Aber das waren unwirksame Mittel, und nur noch mehr wurden die Soldaten gereizt, die ihnen sogleich ihre Ueberlegenheit zeigen zu können wünschten, und ungeduldig den Befehl zum Angriff erwarteten. Doch sollte erst die ganze Rotte umgangen und von ihren Schlupfwinkeln abgeschnitten wer-

den, ehe den kampflustigen Soldaten gestattet werden konnte, den angethanen Hohn zu rächen. Kaum aber merkten die vorher noch so Trostigen unsern Plan, als sie, ohne auf das Geschrei ihrer Anführer zu achten, die sie zum Stehen ermahnten, in eiligster Flucht sich zerstreuten, und dem Gebüsch zueilten, welchem Beispiele denn endlich auch die Anführer, die sich verlassen sahen, folgten; doch war ich zweien von ihnen so zu Leibe gegangen, daß sie zwischen Tod und Gefangenschaft zu wählen hatten. Sie sahen ihre bedrängte Lage, und entschlossen sich aus Liebe zum Leben zu wehrem. Sie legten ihre Waffen nieder und ergaben sich mir auf Gnade und Ungnade. Kaum hatten dieses die andern Anführer, die sich in den Büschen versteckt hatten, gesehen, so zerstreuten sie sich immer tiefer in das Holz hinein, da mit der Gefangenschaft ihrer Anführer ihr Muth vollends gesunken war, und somit hatte das ganze Spiel ein Ende. Die Gefangenen antworteten mir auf meine Frage, was sie zu dem Aufruhr bewogen habe, mit vieler Freimüthigkeit, daß sie unmöglich die Plackereien ihrer Aufseher länger hätten ertragen können, und daß ein wiederholter Aufstand zu befürchten wäre, wenn man sie nicht menschlicher behandeln würde. Ich glaubte wohl, daß die Klagen dieser Armen gegründet waren, und stattete hierüber an das Gouvernement Bericht ab, welches die Wirkung that, daß man den Unzufriedenen Amnestie zusicherte und ihnen künftighin bessere Behandlung versprach, da die Aufseher einer strengern Controle unterworfen sein sollten, worauf es wieder völlig ruhig ward, und alle Arbeiter zu ihrem Geschäft zurückkehrten. So hatte es also doch für die Bedrückten eine gute Folge gehabt, daß sie, ihrer Menschenwürde sich bewußt, sich er-

hoben hatten, gegen ihre Unterdrücker, ein Versuch, der nicht immer mit dem besten Erfolg gekrönt wird, ja öfters die Ketten der Knechtschaft fester schmiedet, wie wir dieß bei dem edlen Griechenvolke sahen, welches zu verschiedenen Zeiten versuchte, das türkische Tyrannenjoch sich vom Nacken zu wälzen, und hierdurch nur seine jammervolle Lage verschlimmerte, bis denn endlich doch noch gelang, was schon vor langen Zeiten des Volkes sehnlichster Wunsch gewesen war, aber eben dadurch gelang, daß die Knechtschaft immer lastender auf ihm ruhte, denn je stärker der Druck, desto heftiger der Gegenruck.

Indeß dauerte unser Aufenthalt zu Malang noch volle drei Wochen, wobei wir die großen Kaffeeplantagen kennen lernten, aus denen das Gouvernement so bedeutende Einkünfte zieht. Diese bestehen aus vielen Tausenden von pyramidenförmigen Bäumen, welche 8 Fuß von einander gepflanzt sind. In der Mitte von vier solchen Bäumen stehen gewöhnlich andere hohe Frucht bäume, welche den jungen Sprößlingen Schatten geben, damit sie der Strahl der brennenden Sonne nicht versengt. An den Wurzeln der Zweige und Blätter brechen die Blüthen hervor, welche von weißer Farbe sind, hierauf setzt eine grüne Beere an, die endlich firschorth wird, und so ihre Reise erlangt hat. In jeder befinden sich zwei an einander liegende Kerne, von denen jeder einen besondern Keim hat, der, wenn die Bohne sogleich nach ihrer Reise in den Boden eingelegt wird, einen neuen Baum treibt; ist sie aber schon älter, so verdirbt der Keim und geht nicht auf, weshalb es unwahr ist, daß man den Kaffee, ehe man ihn verpackt und verschickt, erst abbrühe, um die Anpflanzung desselben anderwärts zu verhüten. Zu

jeder Zeit schmücken den Baum Blüthen und Früchte, weshalb letztere jährlich zweimal eingesammelt werden, aber mit großer Mühe, da an manchem Baume täglich nur einige wenige Bohnen reif sind. Viele tausend Menschen sind zu dieser Zeit beschäftigt, werden aber, wie ich schon erwähnt habe, für ihre Mühe sehr schlecht belohnt, weshalb es an Unzufriedenen nie fehlt, die das Signal zum Aufruhr geben.

Doch habe ich bemerkt, daß man in Java mit der Behandlung des Kaffees gegen Westindien zurück ist, wo man den Baum dadurch tragbarer und dauernder macht, daß man ihn verschneidet, statt daß man ihn in Java hoch aufwachsen läßt, wodurch der Saft ins Holz, aber nicht in die Früchte treibt, und in 10 — 12 Jahren sein Ende erreicht, so daß er 8 — 10 Jahre an seinem eigentlichen Leben verliert.

Die Ursache, warum man diesem Uebel nicht abzuheilen sucht, liegt gewiß meistens in der Unwissenheit der Oberaufseher, welche, da sie sehr gut bezahlt werden, fast aus lauter holländischen Adelligen bestehen, welche keine Kenntnisse von der Behandlung des Kaffeebaums haben. Die niedern Aufseher aber, welche die Sache wohl besser verstanden, müssen schweigen, um den adeligen Herren nicht zu zeigen, daß sie klüger sind, als sie, weil ihnen das vielleicht als ein Vergehen angerechnet werden dürfte, wie ja Aehnliches oft im menschlichen Leben vorkommt.

Nachdem in Malang die Sachen so geordnet waren, daß man für jetzt keinen Aufstand wieder zu erwarten hatte, so kehrten wir nach Sourabaya zurück, wo wir auf einem freien Plage eine große Menge Menschen versammelt sahen. Als wir näher kamen, fand ich, daß man eben die Straß-

gerechtigkeit an einem Indianer ausübte, der an einen Pfahl gebunden, mit einem breiten eisernen Ringe um den Hals, den brennenden Strahlen der Sonne zugekehrt war. Auf meine Frage, was dieser Mensch verbrochen, erfuhr ich, daß er, vom Wollustfieber geplagt, ein kleines Mädchen geschändet habe, und nun verurtheilt sei, drei Tage nach einander von Morgens 9 Uhr bis Mittags um 4 Uhr gerade im heftigsten Sonnenbrande, ohne Genuß von Speise und Trank an diesem Pfahle der gaffenden Menge zum Schauspiele zu dienen. Wie die That, so der Lohn, dachte ich bei mir selbst, und marschirte mit meiner Mannschaft vorwärts, um sobald als möglich meine Wohnung zu erreichen, und von den Strapazen auszuruhen.

Freudig kam mir meine Mirza entgegen, und wer beschreibt mein Entzücken, als sie mir einen Brief aus Europa von meinen Brüdern überreichte. Mein Auge strömte über von Freudenthränen, als ich den Boten brüderlicher Liebe und Freundschaft in den Händen hielt, und las, daß die geliebten Herzen im theuern Vaterlande noch warm für mich schlugen, daß meine innigst verehrte Mutter mit ihren Söhnen und Enkeln noch gesund und glücklich war. Ach der Augenblick, wo ich dieß alles las, war einer der glücklichsten meines Lebens und keine Krone hätte das Vergnügen aufgewogen, das ich bei der entzückenden Nachricht empfand. Meine gute Mirza theilte meine Freude, die sie in den herzlichsten Ausdrücken kund gab, als ich ihr sagte, was für eine herrliche Botschaft dieser liebe Brief für mich enthielt. Aber 2 Jahr und 4 Monate war dieser alt, als er zu mir gelangte, und zwar aus dem Grunde, weil ihn meine Brüder einem Kaufmann aus der Kapstadt, der in meiner vaterländischen Gegend in Ge-

schäften reiste, zur Besorgung übergeben hatte. Da nun wenig direkte Gelegenheit vom Kap nach Java war, so hatte der Brief sich ziemlich in der Welt umgesehen, und hatte die Molukken und Borneo besucht, bis er endlich an das Oberpostamt nach Batavia kam, von wo aus er an mich befördert wurde, und so hatte er also einen Weg von wenigstens 5000 Meilen gemacht.

Zu der damaligen Zeit schienen die Hinrichtungen auf Java an der Tagesordnung zu sein, denn kaum waren einige Wochen seit der angegebenen Exekution verstrichen, so wurden wieder einige Seeräuber aufgehängt, und zwei andere Uebelthäter gekielhaalt, eine Strafe, welcher ich den Tod vorziehen würde, besonders da der Uebelthäter, dem dieselbe auferlegt wird, meistens sein Leben dabei einbüßt. Eigentlich ist sie nur auf Schiffen gebräuchlich, wurde aber jetzt der Veränderung halber auch hier angewendet; doch mußten die Verbrecher auf ein in der Nähe befindliches Schiff gebracht werden, da die Strafe in einer Wasserparthie bestand. Da ich einer solchen Exekution noch nicht beigewohnt hatte, so trieb auch mich die Neugier nach dem Schiffe und ich fand, daß die Raffinerie der Menschen in Rücksicht der Strafen groß ist. Drei arme Kerls wurden so tief in das Wasser gesenkt, daß sie durch zwei an ihrem Körper angebrachte Leinen unter dem Kiele weggezogen wurden. Als sie glücklich wieder herausgezogen waren, wurden sie an den hintern Mastbaum gebunden, und erhielten noch eine gehörige Anzahl Geißelhiebe. Die armen Teufel hatten von Glück zu sagen, daß sie mit dem Leben davon kamen, denn sehr oft werden sie todt und mit zerschmettertem Kopfe wieder herausgezogen. Desters schließt die Strafe damit,

daß die Verbrecher in Ketten geschmiedet und nach den Bergwerken geschafft werden, wo sie ihr elendes Leben gewöhnlich bald aushauchen, wenn nicht eine starke Körperkonstitution die Qualen verlängert. Zuweilen besteht aber die ganze Strafe nur darin, daß der Verbrecher mit einem Stocke zwischen den Beinen durch ein Tau an die große Raa oder Segelstange befestigt, und sodann ins Wasser herabgelassen wird, welches nur fünf bis sechs Fuß tief und zwar sehr schnell geschieht.

Achtunddreißigstes Capitel.

Unglücksperiode. Rückreise des Generals Anthing nach Europa. Neue Intriguen des Lieutenant-Colonel. Religionszwist in Sourabaya.

Ueber Maurerei. Unangenehmes Zusammentreffen mit dem Colonel Bojons.

Nach Verlauf von einigen Tagen wurde ich zu ganz ungewöhnlicher Zeit zum Lieutenant-Colonel Kuip gerufen, woraus ich mir nichts Unangenehmes versprach, da dieser Mensch mein größter Feind war, und nur dadurch, daß ich mein Gefühl vor ihm hatte sprechen lassen, was von der niedrigen Gesinnung desselben zeugte.

Was ich geahnet, traf richtig ein, denn mit einem giftigen Basiliskenblicke wurde ich bei meinem Eintritte in das Zimmer empfangen, und mit dem Gruße bewillkommet, daß man schon wieder Beschwerde gegen mich führe, und mit diesen Worten zeigte er mir eine mich betreffende gerichtliche Klage, worin der Weinhändler L. vom Kap von mir die Bezahlung für den gelieferten Wein verlangte. Ich war wie versteinert als ich dieß gelesen hatte, da das Geld schon längst an den Kaufmann B. in Batavia, der mir als Lieferant gedient hatte, abgegangen war, unter der Bedingung, daß er dafür, dem Wunsche L's gemäß, Kaffee nach

der Kapstadt schicken sollte. Ich erklärte daher dem Lieutenant-Colonel, der eine sichtbare Freude an meiner Verlegenheit hatte, daß ich mich schon längst meiner Schuldigkeit entledigt habe, indem ich ihm den ganzen Hergang der Sache erzählte. Er aber lachte mich mit Schadenfreude an, und erwiderte nur, daß man mich, wenn dem so sei, wahrscheinlich nicht in Anspruch genommen haben würde, doch setzte er hinzu: es steht Ihnen frei, nach Batavia zu schreiben, wornach denn das Resultat über Sie entscheiden wird. Mit diesen Worten entließ er mich, ich aber sandte sogleich einen Brief nach Batavia ab, um sobald als möglich Gewißheit zu erhalten, aber wie erstaunte ich, als ich die Nachricht von dem Tode des Kaufmanns B. erhielt, und zugleich die Erklärung der Wittve desselben, daß sie von dem ganzen Handel nichts wisse.

Das war nun wieder eine neue Noth, und ich sah zum zweiten Male, daß im Weinhandel für mich kein Glück zu machen war, lebhaft trat mir daher mein erstes Geschäft der Art, als Dresdner Lotteriekollekteur in Chemnitz vor die Seele, wobei ich einsah, daß ich durch Schaden noch nicht klug geworden war, denn mein zweiter Streich war im Grunde eben so unbesonnen als der erste, da ich ja nicht wissen konnte, ob nicht durch irgend einen Zufall das mir anvertraute Gut Schaden leiden würde, wobei man immer an mir Ansprüche zu machen hatte. Nun war zwar glücklich das Geld dafür gelöst, und zur weitem Besorgung abgeschickt, aber demungeachtet sollte mich der Nachtheil meiner Unklugheit treffen, und zwar war es der Tod, alles Lebens und aller Freude hämischer Feind, der mir einen Strich durch meine Rechnung machte, denn wäre B. nicht gestor-

ben, so würde doch vielleicht der bestellte Kaffee richtig nach Afrika abgegangen, und mir eine Verlegenheit erspart worden sein. Nun aber beschloß ich steif und fest, künftighin den Wein für meine Person nur dazu zu gebrauchen, wozu er bestimmt ist, und jedes andere Geschäft mit ihm zu vermeiden. Nur wunderte ich mich, daß er mir gerade immer solche Streiche spielte, da ich doch von jeher freundschaftlich gegen ihn gesinnt gewesen war; doch was half es, hatte er mir auf dem Kap süß geschmeckt, so mußte ich mir es gefallen lassen, daß er in Indien für mich bitter geworden war.

Um aber nichts zu unterlassen, mir Hülfe zu verschaffen, so reichte ich eine Klage gegen die Wittwe B's ein, und ließ den Mandatar des Weinhändlers L. ersuchen, mir so lange Nachsicht zu verstaten, bis ich von der Verklagten bezahlt sein würde, da ich Beweise für meine Aussage aufzubringen hätte, aber dieser war damit nicht zufrieden, weil er wahrscheinlich den Schneefengang der heiligen Justiz in Batavia kannte, und so wurde ich angehalten, unverzügliche Zahlung zu leisten. Es blieb mir daher in meiner Noth nichts weiter übrig, als die Hülfe meines theuern ältesten Bruders in Naumburg in Anspruch zu nehmen, auf welchen ich einen Wechsel nach der Kapstadt sandte, und mit dessen Bewilligung ich 100 Pickel Kaffee nach Europa senden wollte, um hierdurch meine Schulden bei ihm abzutragen. Zugleich wendete ich mich an meinen Freund, den Kaufmann M. in Sourabaya, mit der Bitte, mir den zu diesem Zwecke bestimmten Kaffee abzulassen, indem ich mich durch einen ausgestellten Schein verpflichtete, monatlich 100 Rupien abzuführen. Dieser war sogleich bereitwillig dazu und nun handelte sich nur noch um die Assurance,

wofür sich aber zu damaliger Zeit noch keine Gesellschaft in Java gebildet hatte. Ob sich nun gleich eine solche in Bengalen befand, so wurde doch, da man wenig Gelegenheit dahin hatte, beschloffen, nach dem Beispiele der meisten dortigen Handlungshäuser, die Ladung in Amsterdam zu versichern, und sogleich wurde einem schnellsegelnden Kriegsfahrzeuge, welches dahin bestimmt war, dieses Geschäft übertragen.

Unglücklicher Weise glaubte ich um so eher zu meinem Gelde bei der Wittwe B. zu kommen, wenn ich mich deshalb an den General-Auditeur wendete, und ihn bat, mir zu meiner Forderung behülflich zu sein.

Dieses konnte dem General Anthing nicht unbekannt bleiben, dessen Gunst für mich gänzlich verloren war, da ich beim Generalgouverneur über ihn Beschwerde geführt hatte, und ich brauchte mich daher gar nicht zu wundern, als er mir unbestimmten simplen Arrest ankündigen ließ, dafür, daß ich mich in kaufmännische Angelegenheiten gemischt hatte. Aber ich lernte bei dieser Gelegenheit zugleich die kleinliche Denkungsart des Generals kennen, der sich auf eine solche Weise an mir zu rächen suchte. Doch hörte ich seinen Befehl ruhig an, indem ich meinen Ingrimme hierüber in meiner Brust verbarg, um diesem für mich so gefährlichen Manne nicht neuen Stoff zu geben, sein Rachegefühl gegen mich hervorbrechen zu lassen, vorzüglich da ich durch meine dienstlichen Verhältnisse den ganzen Tag im Freien gehalten wurde, und da sich überdieß ein großer Garten an meiner Wohnung befand, den ich noch zu meiner Erholung benutzen konnte.

Wer aber eine herzliche Freude über meinen neuen Unfall empfand, das war wiederum kein anderer, als der Lieutenant-Colonel Kuip, der mir mit triumphirender Miene zurief: Nun können Sie eine Weile brummen! Ich gab ihm keine Antwort auf seine höfliche Anrede, dachte mir aber das Beste, und zeigte ihm durch meine Miene, was in meinem Herzen vorging, wobei ich mich nur wunderte, daß er mir nicht verbot, inwendig zu raisonniren.

Da es im menschlichen Leben gewöhnlich ist, daß ein Unglück nie allein kommt, sondern in Gesellschaft einherstreitet, so war des Geschickes feindlicher Räder auch für mich noch nicht geleert, denn fünf Tage später erhielt ich von dem Kaufmann M. eine neue Hiobspost, die meine Standhaftigkeit auf eine harte Probe setzte. Das Fahrzeug, auf welchem sich der Kaffee befand, war in der Nacht bei einem schweren Wetter gesunken und hierdurch ein neuer Schaden für mich entstanden. Hestig war ich bei dieser Nachricht ergriffen, und wußte in dem ersten Augenblicke nichts zu antworten, aber bald ermannte mich ein Ausspruch der Bibel: aus sechs Trübsalen will ich dich erlösen, und in dem siebenten soll dir kein Haar gekrümmt werden. Der Gedanke, daß die Nachricht hiervon nicht vor abgeschlossener Affekuranz in Amsterdam ankommen würde, ließ meine Hoffnung nicht ganz sinken, doch in was für eine schreckliche Lage wurde ich versetzt, als bald darauf in den öffentlichen Blättern von Batavia stand, daß das Fahrzeug bei der Todtenküste an der südlichen Seite des Raps gescheitert, und die ganze Ladung versunken sei, da ich fürchtete, daß diese Nachricht nun bald auch nach Amsterdam gelangen würde,

wie es auch wirklich der Fall war, so daß von einer Affekuranz nicht die Rede sein konnte.

Ich war unterdessen äußerst ökonomisch geworden, und hatte mich nur auf die nothwendigsten Bedürfnisse beschränkt, so daß ich nicht nur monatlich 100 Rupien für den Kaffee abtragen, sondern auch noch allemal 50 Rupien bei dem Quartiermeister des Bataillons stehen lassen konnte. Aber ich hätte besser gethan, dieselben zu verzehren, oder wenigstens in meine Verwahrung zu nehmen, da ein neues Unglück auf mich wartete. Der Colonel Bojons ließ nemlich unvermuthet die Kasse revidiren, wobei sich ein Deficit von 1200 Rupien ergab, so daß auch von meinem ersparten Gelde nicht ein Deut zu finden war. So hatte mich also mein allzugroßes Zutrauen zu den Menschen wiederum in Schaden gebracht, und ich beschloß, von nun an mißtrauischer zu werden, um mich vor fernerm Nachtheile zu sichern.

Der Lieutenant-Colonel Kuip war über diese Defraudation so entriistet, daß er dem Quartiermeister in seiner rohen Hitze die Epauletten von den Achseln riß, und ihm vor die Füße warf, so daß sich dieser aus Ehrgefühl eine Stunde darauf in den nahen Fluß stürzte, und seinem Leben ein Ende machte.

Auf diese Weise konnte ich also nicht auf Ersatz, der mir aus den monatlichen Abzügen des Quartiermeisters geworden sein würde, rechnen, denn mit meinen desfallsigen Ansprüchen auf die Gouvernementskasse ward ich abgewiesen. Ich wurde nun ganz muthlos, da ich sah, daß mich das Glück auch nie begünstigte, statt daß Andern Alles gelang, sie mochten unternehmen, was sie nur immer wollten. Diese Bemerkung, die ich auf meinem Lebensgange gar oft machte,

war gewiß niedererschlagend und ließ mich trübe Blicke in die Zukunft thun, da ich glaubte, Fortuna werde nimmer mir lächeln, und bisher habe ich mich wenigstens nicht unter ihre Lieblinge rechnen können. Doch wie auch immerhin des Schicksals Loose fallen, der Mensch darf nicht murren, sondern muß geduldig ertragen, was ihm auferlegt wird, und stets auf schönere Zeiten harren. So entschädigt ihn die Hoffnung, wenn der Genuß ihm versagt ist, und meistens ist jene ja süßer noch als dieser, doch dann freilich auch der Verlust der Hoffnung schmerzlicher, als der des Genusses.

Unterdessen wurden auf der Werfte große Zubereitungen zu einer neuen Expedition nach Palembang gemacht, und 4 Linienschiffe, 12 Kanonenboote und 14 Transportschiffe, mit 3000 Soldaten bemannt, waren zu dieser Unternehmung bestimmt. Alles hatte ein äußerst kriegerisches Ansehen, und es schien, als werde dieser zweite Versuch glücklicher sein, als der erste.

Ein scheinbar glückliches Ereigniß, nach so vielem Kummer, war die Zurückreise meines Feindes, des General Anthing, nach Europa, an dessen Statt der Generalmajor v. G. das Interimskommando über die Truppen erhielt, bis zur Ankunft des Generals de K. Hierdurch hatte auch mein Arrest aufgehört, nicht aber die feindliche Gesinnung des Lieutenant-Colonel Kuip, der Alles aufbot, mir das Leben zu verbittern.

Ein neuer Grund des Hasses gegen mich zeigte sich bald. Noch immer hatte ich nemlich die vier Barfüßer-Kompagnien der Inländer unter meinem Kommando, an welche jeden Morgen und Abend der für sie bestimmte Araf

ausgetheilt wurde. Da aber öfters durch die Genügsamkeit derselben des Monats einige hundert Kannen davon übrig blieben, so sollten diese nach dem Willen des Lieutenant-Colonel der Verwaltungskasse übergeben werden. Dieses schien mir unbillig gegen meine Leute, denen dieser Vortheil doch wohl allein gehörte, und ich trug daher dem Colonel Bojons meine Meinung vor, den Betrag der Ueberbleibsel unter diese vertheilen zu lassen, was auch wirklich zur großen Kränkung dessen geschah, der eine andere Verwendung derselben gewünscht hatte. Da er wußte daß ich ein Liebhaber der Jagd war, so brachte er es durch seinen Groll gegen mich bald dahin, daß mir auch dieses Vergnügen geraubt wurde, denn durch seine Vermittelung ward ich von nun an in die häufigen Kriegsräthe kommandirt, wobei mir keine Mußezeit mehr übrig blieb, da kein im Kriegsrathe sitzender Offizier eine Nacht über außerhalb der Stadt bleiben durfte, was öfters bei meinem Jagdvergnügen geschah, da ich vorzüglich die Jagd der wilden Büffel liebte, von denen sich acht Stunden weit eine große Menge aufhielt.

Diese Thiere zeichnen sich durch ihre schwarze, glänzende Haut, und durch das wilde Feuer ihrer Augen aus, die in einem kleinen, dicken Kopfe liegen. Mit einer grenzenlosen Wuth kommen sie, wenn sie angeschossen sind, auf die Jäger los, die dann sogleich auf einen starken Baum zu flüchten suchen. Aber das unbändige Thier sucht nun mit der ganzen Kraft seiner Hörner den Baum zu entwurzeln, um seines Feindes habhaft zu werden, jedoch ist sein Schicksal bald entschieden, denn ein zweiter und dritter Schuß macht seinem Leben dann ein Ende, worauf man aus seinem Fleische ein gutes, kräftiges Mahl bereitet.

Ich sahe nun wohl ein, daß mir unter solchen Umständen, wo ich unter der Kontrolle eines Mannes stand, der stets mit feindlichem Auge auf mich sahe, wenig Freunde erblühen konnten, und hatte daher allen Muth verloren. Alles war mir gleichgültig geworden, und mit Verdroffenheit verrichtete ich meine Geschäfte, so eifrig ich mich sonst dabei gezeigt hatte, und es war fest bei mir beschlossen, mir nicht länger mein Leben verbittern zu lassen, sondern lieber aus einem Dienste zu treten, wo man mir so ungerecht und hämisch entgegentrat, nur machte mir freilich der Gedanke, so weit von meinem Vaterlande, meinem Zufluchtsorte entfernt zu sein, die größte Unruhe; doch lieber wollte ich das Aeußerste wagen, als immerhin einem groben Menschen zum Stichblatte zu dienen, dem es Freude machte, mir nichts als Kränkungen zuzufügen. Bei der ersten Gelegenheit, wo er mir wieder einen Streich spielen würde, wollte ich um meinen Abschied bitten, um die militärischen Verhältnisse, die mir durch mancherlei Dinge verleidet worden waren, mit den bürgerlichen zu vertauschen, in denen man weniger den Intriguen ausgesetzt ist.

Zu damaliger Zeit brachen in Sourabaya der Religion halber einige Unruhen aus, welche ein Uhrmacher, der an der Spitze einer frommen, oder vielmehr frömmelnden Sekte stand, erregte, da er an der reinen Lehre des erst seit kurzem angekommenen reformirten Predigers Anstoß nahm, weil er seine Ansichten falsch nennen hörte. Seine Anhänger, deren nicht wenige waren, schrien über die Ungläubigkeit des Geistlichen, da er den Aussprüchen der Vernunft Gehör gab, und nicht blindlings glaubte, was Menschen aus frühern Jahrhunderten

hundertten, wo man noch auf einer niedern Stufe der Kultur stand, als Glaubenssätze aufgestellt hatten.

Ein großes Aergerniß war es für sie, wenn er manche Stelle der Bibel nach seinen gereinigteren Grundsätzen erklärte, die sie bei ihrer krähwinkelschen Philosophie ganz wörtlich nahmen. Bei diesem Sinne wurde aller Frohsinn und jede geistige Kraft unterdrückt und alle Vergnügungsorte wurden als Werkstätte des Teufels angesehen und geflohen, wodurch Heuchler und Kopfhänger gebildet wurden. Bald kam es so weit, daß die Sekte, welche sich einer höhern Einsicht in religiösen Dingen rühmte, die Kirche nicht mehr besuchte, sondern sich nur in ihren Konventikeln, wo höchst krankte Ansichten vorgetragen wurden, erbaute, und mit höchst unchristlicher Milde auf die Andersdenkenden losging, wodurch sie ihre pharisäischen Grundsätze beurfundete.

Der brave Geistliche, der diese Verirrung schmerzlich fühlte, führte hierüber Klage bei dem geistlichen Gericht in Batavia, welches die Sache untersuchte, und bald darauf bei dem Gouvernement bewirkte, daß der Uhrmacher 3 Monate ins Gefängniß gesetzt, und allen Mitgliedern der frommelnden Sekte jede weitere Zusammenkunft streng untersagt wurde, da man gefährliche Folgen für die Zukunft daraus befürchtete. Diese Maasregel that die erwünschte Wirkung, daß nach und nach alle Irrgläubigen zu der vernünftigen Religion zurückkehrten, ob sich gleich Anfangs einige der Hartnäckigsten diesem Befehle widersetzten, und ihre Versammlungen bei nächtlicher Weile noch forthielten, wofür aber Alle ins Gefängniß wandern mußten, in welchem sie endlich zur Vernunft zurückgebracht wurden. Dieser Vorfall ward nun zum Gegenstand der Unterhaltung in der ganzen

Stadt, da man dort ebenso wie bei uns in allen Gesellschaften die Ereignisse des Tages aus der nächsten Umgebung zur Sprache brachte, und durch Zusätze und Auslassungen entstellte.

Bei dieser Gelegenheit gerieth ich in Streit mit einem Freimaurer, einem Mitgliede der dortigen Loge, weil ich behauptete, der Staat müsse alle heimliche Gesellschaften aller Art streng verbieten, da man nicht wissen könne, ob nicht vielleicht darin staatsgefährliche Zwecke gefördert würden. Von der Freimaurerei, erwiederte er mir, werden Sie dieses doch nicht gelten lassen wollen, denn ob bei dieser gleich auch Zusammenkünfte statt finden, bei denen keine Laien gegenwärtig sein dürfen, so ist sie doch wohl schon durch die Zeit gegen jeden Verdacht gesichert, und noch dazu haben ja stets die größten Staatsmänner dieser Gesellschaft angehört, welche daher von ihnen nicht als gefährlich angesehen werden konnte. Ich war von der Unschädlichkeit, ja von dem mannichfaltigen Nutzen der Maurerei zwar überzeugt, wollte aber doch meinem Gegner nicht auf einmal das Feld räumen, und entgegnete ihm, daß das längere Bestehen derselben nicht gerade für ihre Unschädlichkeit zu sprechen vermöge, da, was noch nicht vorgefallen sei, immer noch vorkommen könne, weshalb auch in mehreren Staaten die Logen auf Befehl der Fürsten geschlossen worden wären. Was er aber von den Mitgliedern selbst sagte, unter denen sich immer die angesehensten Männer befänden, so mußte ja die Maurerei dem Mißtrauischen um so gefährlicher erscheinen, je mehr Einfluß jene besaßen.

Die Hitze des Streites, der übrigens keineswegs feindselig war, verwickelte uns immer tiefer in dieses Gespräch, wobei ich immer mehr Belehrung über eine Gesellschaft er-

hielt, über welche bei dem gemeinen Manne noch immer gar sonderbare Ansichten herrschen. Keinen weltbürgerlichen Sinn zu fördern, erwiederte mir mein Gegner auf die verschiedenen Einwürfe, die ich ihm machte, um mich selbst immer mehr in dieser Sache zu belehren, das ist der Zweck der Maurerei, und sie soll daher verbinden, was Staat und Kirche getrennt hat. Wenn dieser dazu bestimmt ist, durch äußere Anstalten das Recht und die Wohlfahrt der Bürger zu sichern und diese denselben Zweck zu realisiren strebt durch die Religion, so strebt das Maurerthum das menschliche Leben im engern Bruderkreise so darzustellen, wie es sein mußte, wenn Staat und Kirche immer ihren Zweck erreichten, so daß bei ihm ein religiöser, ethischer, kosmopolitischer Zweck vorhanden ist.

Ich konnte einem solchen Streben meinen Beifall nicht versagen, da ich einsah, daß, je mehr ächte Maurer in der Welt wären, diese selbst desto glücklicher werden würde; aber eben die große Abgeschlossenheit, wodurch nur Wenigen der Zutritt verstattet ist, schien mir ein Fehler zu sein, und ich bemerkte, daß wenigstens die Form nicht mehr zeitgemäß sei, und daß das alte Zunftwesen darin aufhören müsse, um den angegebenen Zweck in weiterer Ausdehnung zu erreichen, und so das Glück allgemeiner zu machen. Jener aber meinte, das sei deshalb nicht nöthig, weil ja die Maurer ihre Grundsätze im Leben ganz offen darlegen könnten, um dadurch die Nichtmaurer von ihrem Thun und Treiben zu unterrichten, daß aber, wenn die Logen geöffnet wären, der gesellschaftliche Zweck, welchen die Maurerei zugleich mit habe, verloren gehe, so wie man ja auch in andern Gesellschaften des bürgerlichen Lebens eine Auswahl der Mitglieder treffe.

Hierin konnte ich ihm aber deshalb nicht ganz recht geben, weil der Zweck, allgemeine Ausbildung zu befördern, eine solche Beschränkung nicht zulassen kann, wenn nicht der gesellige Verein die Hauptsache ist, und ist dieses der Fall, warum so viele Ceremonien, die an die alten Zunftgesetze der Handwerker erinnern, welche man in unsern erleuchteten Zeiten mit Recht abgeschafft hat?

Genug das Wesen der Maurerei ist wohl über jeden Tadel erhaben, nur dürften die ängstlichen steifen Formen nicht mehr darin herrschen, welche den gemeinen Mann von jeher zu den sonderbarsten Meinungen über diesen Verein verleiteten. Auch jetzt glauben noch manche steif und fest, man versuche hier Gold zu machen, und werde in geheimen Dingen unterrichtet, die kein Eingeweihter bei Todesstrafe den Profanen mittheilen dürfe. So albern nun aber auch dieser Glaube ist, so wurde er doch dadurch angeregt, daß sich der von einem gewissen Andrea gestiftete Rosenkreuzerorden im vorigen Jahrhundert zur Maurerei gesellte, von dem es freilich gewiß war, daß die Mitglieder desselben bei ihrer religiösen Schwärmerei und ihrem unreinen Mysticismus die Kabbala und Theosophie eifrig studirten, um den Stein der Weisen, der noch heute von Manchem vergebens gesucht wird, aufzufinden, wodurch sie sich dann ewige Jugend und Reichthum, die erwünschtesten Güter dieser Sinnenmenschen, zu verschaffen gedachten. Ja manche hielten und halten sie noch für einen Zweig der Jesuiten, wahrscheinlich wegen der Ähnlichkeit des Aufnahmerrituals, worüber Vieles geschrieben worden ist. Ja es hat nicht an Solchen gefehlt, die sie für heimliche Juden gehalten haben, weil sie Träger der jüdischen Symbolik sind, und von einem Tempel und von

Säulen Salomonis reden, und weil sie ihre Zeitrechnung mit den Juden von Erschaffung der Welt beginnen, nicht aber von dem Jahre des Heils, wo Jesus Christus auf Erden erschien, der doch allein der Weg zum Leben ist, so daß den Maurern wirklich zum Vorwurf gemacht werden könnte, daß sie in ihrem Aeußern zu wenig Christliches an sich haben, und gerade unsern heftigsten Segnern nachahmen.

So wie über die Tendenz der Maurerei, wurden auch über den Ursprung derselben verschiedene Meinungen ausgesprochen. Man will diesen nemlich bald in den griechischen oder gar den ägyptischen Mysterien auffinden, bald in dem pythagoreischen Vereine, bald auch in der Sekte der Essener, deren Grundsätze mit denen Christi übereinstimmen. Doch mag die verbreitetste Meinung wohl die wahrste sein, daß sie aus den Baukorporationen des Mittelalters stammt, welche aber wiederum aus den Baukollegien der Römer unter Numa herzuleiten sind. Diese Baukorporationen bestanden in einem Vereine von Handwerkern, deren Geschäft die Errichtung von Bauten erforderte, und welche unter einem oder mehreren Baumeistern standen, nach deren Leitung sie die riesenhaften Gebäude errichteten, welche wir jetzt noch mit heiligem Schauer betrachten. Da nun unter diesen Handwerkern, welche aus allen Gegenden zusammenkamen, verschiedene Religions-Meinungen herrschten, so mußten sie, damit das Ganze bestehen konnte, allgemeine Duldung sich zum Gesetz machen, und sie kleideten zu diesem Zwecke ihre Religionslehren in Symbole, worunter alle das Nämliche, wenn auch jeder auf seine eigenthümliche Weise, verstanden, weshalb immer Friede und Eintracht erhalten wurde. Da

sie aber das System ihrer Symbolik aus dem Heidenthume und dem Gnostizismus hergenommen hatten, so mußten sie ihre Gebräuche freilich vor der päpstlichen Parthei verheimlichen, um des Schutzes nicht verlustig zu gehen, dessen sie sich zu erfreuen hatten. Diese Gesellschaften bestanden in ihrer ursprünglichen Form fort bis zu Anfange des 18ten Jahrhunderts, wo sich daraus unsere Freimaurerei erst bildete, die nun nicht mehr eine Baukunst blieb, sondern eine andere Tendenz annahm, welche in allgemeiner Bruderverliebe bestand, wodurch das schöne Gebäude der allgemeinen Wohlfahrt errichtet werden sollte. Diese Umänderung des Zweckes dieses Vereins wurde durch die politischen Unruhen in England, zur Zeit Cromwells, der das Königthum zerstört hatte, bewirkt, und so besteht die Maurerei noch jetzt als eine Gesellschaft, die sich dem Reinmenschlichen widmet, und daher Mitglieder aller Religionspartheien und aller Staaten unter sich aufnimmt, die dann unter Symbolen die allgemeinen Wahrheiten finden, ohne daß die Auktorität dieses oder jenes Religionsstifters in Anschlag gebracht wird. Da nun aber die Zeiten vorbei sind, wo sie ihr Wirken heimlich halten mußten, so brauchten sie wohl jetzt nicht mehr mit solcher Aengstlichkeit ihre Logen zu verschließen, und dem Anblicke der sogenannten Profanen Alles zu entziehen, was auf ihren Verein Bezug hat.

Da ich aber beschlossen hatte, heute noch einen Freund zu besuchen, so brach ich das Gespräch mit dem Maurer ab und begab mich Abends 8 Uhr, wo es schon ziemlich dunkel war, nach dem Chinesischen Campong, wo der wohnte, dem ich meinen Besuch zugeeignet hatte. In der Dunkelheit aber täuscht mich die Aehnlichkeit der Häuser, und ich komme in

eine fremde Wohnung, wo ich ein junges schönes Frauenzimmer auf europäische Art gekleidet auf einem Sopha sitzend antreffe. Bei meinem Anblick schien sie betroffen, und erhob sich sogleich, um schüchtern nach der Ursache meines Besuches zu fragen. Ich aber, von der Schönheit dieses Mädchens ergriffen, stand da wie angewachsen und konnte kaum die Entschuldigung hervorbringen, daß ich einen Freund besuchen wolle, aber jetzt sehe, daß ich in der Wohnung desselben geirrt, und daher einen Fehler begangen habe, den sie mir verzeihen möge. Aber die Höflichkeit, womit sie meiner Entschuldigung begegnete, bestimmte mich, noch einige Augenblicke ihre Unterhaltung zu genießen, und ich erfuhr hierbei, daß sie ihre Eltern, welche von europäischer Abkunft gewesen waren, verloren habe, und nun dem Kolonel B. verdanke, daß sie sich in günstigen Umständen befinde. Ich merkte nach diesem Geständnisse sogleich, was meine Leser ebenfalls vermuthen werden, und eilte mit meinem Abschiede nicht, vorzüglich, da mir das Mädchen und ihre Unterhaltung gar sehr gefiel, sondern hatte mich wirklich ordentlich festgesetzt, als ein Sklavenmädchen hastig mit dem Ausruf in das Zimmer trat: der Herr Kolonel kommt eben zum Hause herein! Um Gotteswillen rief sogleich das Mädchen aus, was fangen wir an, Ihr Besuch wird bei dem Kolonel Verdacht erwecken, entfernen Sie sich so schnell als möglich. Als ich ihr aber ängstlich erwiderte, daß ich ihm dann in die Arme laufen würde, so öffnete sie geschwind einen Wandschrank und schob mich *nolens volens* hinein, indem sie ihn hinter mir verriegelte. Kaum war ich hier unter Kleidungsstücken begraben, so trat der Kolonel zum Zimmer herein, und ich hörte sogleich, auf welchem Fuß er

mit dem Mädchen lebte. Ich hätte schon jetzt in meinem dunkeln Käfig erstickten mögen und Angst und Bangigkeit besiel mich, als ich mir dachte, daß der Besuch vielleicht länger dauern möchte, als ich es in meiner schrecklichen Lage wünschen konnte. Unglücklicher Weise kam mir das Niesen an, das ich vergebens zurück zu halten suchte. Sogleich sprang der Kolonel hastig auf und fragte, was das sei, indem er den Riegel des Schrankes zurückschob, und zu seinem größten Erstaunen Jemanden fand, den er wahrscheinlich nicht hier vermuthet hatte. Ei, ei, rief er aus, da sehe ich gar eine Mannsperson und äußerst beschämt trat meine Person aus dem Kasten hervor, Entschuldigungen stammelnd, die dem Kolonel nicht wahrscheinlich vorkommen konnten. Das Mädchen stand mehr todt als lebendig am Fenster und rang zitternd die Hände, indem sie die Sache zu erzählen suchte, wie sie wirklich war. Ich betheuerte durch mein Ehrenwort die Wahrheit ihrer und meiner Aussage und bat unterthänigst um Verzeihung. Aber der Kolonel war außerordentlich wüthend, nicht sowohl gegen mich, als gegen das Mädchen, das bitterlich weinte, wobei mir der Angstschweiß über den ganzen Leib ausbrach. Ich wollte den Sturm nicht weiter abwarten, empfahl mich unter vielen Verbeugungen und machte, daß ich zum Hause hinauskam.

Ich hatte nun alle Lust verloren, heute noch irgend einen Besuch abzustatten, und wanderte, mit dem Gedanken beschäftigt, was für Unannehmlichkeiten für mich daraus entstehen würden, meiner Wohnung zu, ärgerlich über meinen Freund, daß er gerade in einer so gefährlichen Nachbarschaft wohnen mußte, wo ich in so große Verlegenheit gekommen war. Je mehr ich mir die Sache überlegte, desto

mehr fühlte ich, wie sehr ich mich zu schämen hatte, vom Kolonel in einem Kleiderschranke und in einer armen Sündergestalt erwischt worden zu sein, und ich verwünschte das niedliche Gesichtchen seines Schüglings, das mich durch seinen Reiz gefesselt hatte. In meinem Aerger hierüber beschloß ich sogar, kein Frauengesicht wieder anzusehen, da ich sahe, was für Folgen daraus entstehen konnten, doch war dieses nur eine vorübergehende Idee, denn ich mußte lügen, wenn ich sagen sollte, daß ich meinem Vorsatz treu geblieben wäre, ja es geschieht gerade mit großem Vergnügen, was ich damals in meinem Leben nicht wieder zu thun mir vorgenommen hatte, da ich mich so gern an dem Anblick des Meisterstückes der Schöpfung ergötte, was mir auch wohl eher zum Lobe, als zum Tadel gereichen kann, da ja das ästhetische Gefühl das moralische erzeugt, dessen Ausbildung uns dem Ziele unserer Bestimmung entgegenführt. Drum will ich auch, so lange ich lebe, meinen Blick nicht abwenden, wenn mir eine von Ebens Töchtern begegnet, welche die Natur mit Liebreiz ausgestattet hat.

Neununddreißigstes Capitel.

Angenehmer Besuch von meinem Freund W. Neue Anschwärzungen.
Mein Abschied und meine Abreise nach Batavia. Sturm. Bemerkungen über die in Batavia ausgebrochene Cholera morbus, so wie über die Pest.

So mißmuthig ich aber auch an jenem Abend in mein Zimmer trat, so wurde ich doch auf eine Weise überrascht, die mich ganz umstimmte, und mich den unangenehmen Vorfall vergessen ließ. Mein Freund W., dessen ich schon früher Erwähnung that, wo ein ungeschicktes Billardspiel mir seine nähere Bekanntschaft verschaffte, eilte mir entgegen, und schloß mich in herzlicher Freude des Wiedersehns in seine Arme. Ich wußte Anfangs nicht, ob ich meinen Augen trauen sollte, da ich seit unserer Trennung in den Niederlanden nichts wieder von meinem Freunde gehört hatte und ihn jetzt so unvermuthet vor mir stehen sahe.

Es ist aber ein wohlthätiges Gefühl, wenn zwei gleichgesinnte Seelen, nachdem sie das Schicksal von einander gerissen hatte, sich wieder finden. Das Herz ist dann so voll, daß man nicht weiß, wo man nach den mancherlei Erfahrungen, die man unter der Zeit machte, und die man sonst dem Freunde mitzutheilen gewohnt war, anfangen

soll, zu erzählen. Nach unserem gegenseitigen herzlichen Willkommen erfuhr ich von W., daß er eben auf der Reise nach Makassar begriffen sei, um eine ihm daselbst angewiesene Kompagnie daselbst zu übernehmen. Zu meinem größtem Vergnügen mußte das Schiff, mit welchem er angekommen war, reparirt und neu calfatert werden, denn so hatte ich die Freude, einige Tage lang die Gesellschaft meines theuren Freundes, der jetzt schon längere Zeit im Grabe schlummert, genießen zu können.

Er hatte bisher in Batavia gestanden, war aber ebenfalls so unglücklich gewesen, vom General A. mit ungnädigen Augen angesehen zu werden, und hatte aus diesem Grunde selbst um eine andere Station nachgesucht, nach welcher er sich eben jetzt begab. Wir hatten daher Beide Ursache, uns zu freuen, daß unser gemeinschaftlicher Feind wieder nach Europa zurückgekehrt war. Jedoch wird der geneigte Leser bald hören, daß wenigstens für mich kein freundlicherer Mann an dessen Stelle gekommen war.

Indessen war ich mit meinem Freund W. wahrhaft vergnügt und unsere Herzen schlossen sich ganz vor einander auf. Wir gedachten vereint der theuren Herzen im fernen Vaterlande und erinnerten uns an die Zeit, die uns in den Niederlanden so eng verbunden hatte, wobei W. nicht unterließ, mir seine dankbaren Gesinnungen zu erkennen zu geben. Unter andern erzählte er mir auch von einem Ereignisse, welches sich einige Monate vor seiner Abreise in Weltevreden zugetragen hatte, und wobei der Generalgouverneur seine strenge Gerechtigkeitsliebe, die kein Ansehn der Person gestattete, beurkundete. Ein gewisser Major Hengst hatte

nemlich unter seinen Bedienten einen jungen Indianer von 14 Jahren, welcher plötzlich vermist wurde, so daß man keine Spur von seinem Verschwinden entdecken konnte.

So wie nun aber das Auge im Himmel Alles sieht, und hierdurch jedes Unrecht, sei es auch noch so klar gesponnen, ans Sonnenlicht gebracht wird, so wurde auch hier nicht lange nachher ein gräßliches Verbrechen durch der Nemesis rächende Hand entdeckt. Ein inländischer Unteroffizier hatte sich eines Vergehens schuldig gemacht, und wurde deshalb verhaftet. Dieser Mensch, der vielleicht nicht zum Bösewicht gemacht war, empfand in seinem Gefängnisse, wo das böse Gewissen eines Verbrechers fast immer aufwacht, wenn es vorher auch schlummerte, die schrecklichste Unruhe, und er erbot sich, eine Schandthat zu entdecken, der er sich vor einiger Zeit schuldig gemacht habe, und welche ihm jetzt die fürchterlichsten Qualen verursache. Er ward verhört, und es fand sich in ihm der Mörder des jungen Indianers, zugleich aber auch, daß der Major, in dessen Diensten der Ermordete gestanden hatte, ihm die blutige That befohlen habe. Dieser wurde nun sogleich auf die Aussage des Unteroffiziers verhaftet und ebenfalls verhört, wobei sich bald ergab, daß er schuldig war, denn er bekannte, daß er den Knaben zum Gegenstande seiner thierischen Lüste gebraucht, und dann aus Furcht, seine Schandthat würde ruchbar werden, seinen Tod beschlossen habe, wozu ihm der Unteroffizier hilfreiche Hand geleistet hätte. Alles staunte bei diesem Geständniß, und entsetzte sich vor der schrecklichen That. Ein Kriegsgericht verdamnte bald beide Missethäter zum Strange, welches Urtheil auch von dem Generalgouverneur bestätigt wurde.

Immer aber hatte der Major geglaubt, daß diese Strafe an einem europäischen Offiziere nicht ausgeübt werden würde, und hatte sich mit der Hoffnung geschmeichelt, sein ehreloses Leben werde ihm geschenkt werden.

Diese Hoffnung hatte ihn sogar bis zum Richtplatze begleitet, wo er sich nach der Aussage meines Freundes, welcher der Exekution beigewohnt hatte, überall ängstlich umsah, um das Gnadenzeichen für sich zu erblicken, aber er täuschte sich, und kam zur schrecklichen Gewißheit seines schimpflichen Todes, als sich ihm die Freiknechte mit dem Stricke näherten, um seinem Leben ein Ende zu machen. Noch erlebte er den schrecklichen Anblick, seinen Kumpan vor sich aufgeknipt zu sehen, worauf er mehr todt als lebendig auf der Leiter in die Höhe geschleppt wurde, wo ihm bald der verhängnißvolle Strick zu Theil ward.

Nachdem ich einige vergnügte Tage in Gesellschaft meines Freundes zugebracht hatte, schlug die Stunde unserer Trennung, auf welche kein Wiedersehn erfolgen sollte. Trübsal gerührt nahmen wir von einander Abschied, und empfahlen uns gegenseitig dem Schutze des Höchsten, der meinen Freund einige Zeit darauf zu sich nahm, mich aber behütete in den mancherlei Gefahren, die mich drohend umgaben, um mich wohlbehalten wieder zurück in die Heimath zu führen.

Wahrscheinlich würde ich um diese Zeit Kommandant von Probolingo, welches wegen Raub und Mord in so üblem Rufe stand, geworden, und hierdurch vielleicht bald in die Unterwelt befördert worden sein, wie sich von jeher die Meisten, welche diese Stelle dort bekleideten, keines langen Lebens zu erfreuen hatten, wenn ich nicht gerade bei dem Tode des bisherigen Kommandanten im Kriegsrathe

geessen hätte, wo über Leben und Tod eines Chirurgus entschieden werden sollte, der sich so sehr vergangen hatte, auf einen seiner Obern die Pistole abzuschießen. Da aber in diesem Falle kein neues Mitglied für mich eintreten konnte, so halfen dem Kolonel Kuip seine Bemühungen, mir obige Stelle zu verschaffen, nichts, was ihm bei seinem christlichen Sinn, mein Glück zu befördern, wohl sehr nahe gegangen sein mag. Genug der Nachkomme Abrahams, Isaaks und Jakobs, der bisher seines Geldes halber mit ähnlichen Aufträgen nicht behelligt worden war, wurde zu seinem größten Erstaunen zum Kommandanten in Probolingo ernannt, und mochte er zwanzig Mal sein *Au wai* geschrien ausrufen, um den ehrenvollen Posten von sich abzulehnen, so mußte er doch dem Befehle gehorchen, und aus Sourabaya wandern, wo es ihm so sehr gefallen hatte.

Zu gleicher Zeit traf mich bei dem Tode eines Kapitäns in Sourabaya, dem der Lieutenant Kolonel das Leben ebenfalls sehr schwer und den Tod leicht gemacht hatte, wiederum das Loos, zum Kommissair über dessen Hinterlassenschaft ernannt zu werden, mit dem Auftrage, die Brieffschaften desselben seinem ungnädigen Vorgesetzten zu übergeben, welches ich auch durch den Kapitain M., einen geheimen Spion des Lieutenant Kolonel that, den ich ersuchte, bei Eröffnung eines Koffers, den ich in meine Wohnung hatte schaffen lassen, mit gegenwärtig zu sein. Bei dieser Gelegenheit fand ich auch ein versiegeltes Paquet mit den Worten: Sogleich nach meinem Tode zu verbrennen! Der letzte Wille eines Verstorbenen war mir heilig, daher that ich augenblicklich demselben ein Genüge und übergab das Paquet den Flammen.

Unter den verschiedenen Habseligkeiten des Kapitäins befanden sich auch einige Paar Stiefeln, von welchen mich mein Wirth um ein Paar, als Entschädigung für den mir eingeräumten Ort, zu der Hinterlassenschaft des Verstorbenen, welche erst nach 14 Tagen verauktionirt werden sollte, ersuchte. Ich trug kein Bedenken, ihm zu erlauben, die passendsten auszulesen, da sie alle von geringem Werthe waren, und ich voraus sah, daß er wahrscheinlich für das eingeräumte Lokal mehr ansetzen würde, wenn ich ihm seine Bitte abschläge. Aber sei es nun, daß M. bei dem Auspacken des Koffers auf die alten Stiefeln reflektirte und sie in der Versteigerung zu seinem Eigenthum zu machen gedachte, oder mich in eine Verlegenheit bringen wollte, genug er vermistte das Fehlende so gleich, als das Verzeichniß der vorgefundenen Sachen aufgenommen wurde und redete mich dabei, wie es mir vorkam, etwas barsch an. Ich wurde daher zu trozig, um ihm Rechenschaft davon zu geben, bei dem Gedanken, als wolle er, den ich so ganz verachtetete, die Aussicht über mich führen, und stellte mich daher über das Verschwinden der Stiefeln verwundert. Er that weiter nichts, als daß er sich öffentlich bei meinen Kammeraden über diesen geringfügigen Gegenstand aussprach, und gegen mich Verdacht erweckte, wie ich am andern Morgen auf der Parade merkte. Man erklärte mir hier, daß ich nach der Aussage des Kapitäin M. bei einem Spitzbuben wohne, dessen Haus keiner von den Offiziren mehr betreten könne. Ueber eine solche Beschuldigung meines Wirthes, da ich ihn als einen ehrlichen Mann hatte kennen lernen, war ich äußerst entrüstet, und verlangte, daß M. seine Aussage in meiner Gegenwart

wiederholen solle, wenn er Herz dazu habe. Dieser aber war eben in das Hospital zu Sembang zur Untersuchung beordert, und befand sich daher nicht gegenwärtig, um meine Erklärung selbst zu vernehmen.

Schon früher seiner Spionereien halber gegen ihn aufgebracht, äußerte ich nun öffentlich vor dem ganzen Offizierkorps, daß ich ihn für einen Schurken ansähe. Ich glaubte nach dieser Aeußerung, die er natürlich wieder erfahren mußte, daß er Genugthuung von mir fordern würde, wozu ich mich auch gern verstanden hätte, aber ich irrte mich, denn M. ließ den Schurken auf sich sitzen, und verlor dafür die wenige Achtung, die er noch bei einigen Offizieren genossen hatte. Sobald mein Hauswirth den Vorfall erfahren hatte, gab er die Stiefeln sogleich freiwillig zurück und erstand sie später in der Auktion für 3 Rupien, berechnete aber 12 Rupien für die Aufbewahrung der Habseligkeiten des verstorbenen Kapitains. —

Jetzt war ich aber dem Kolonel = Lieutenant noch verhaßter geworden, da ich seinen Günstling, der ihm immer neue Posten hinterbrachte, so empfindlich beleidigt hatte. Ich ward daher bei dem General v. G. von ihm so angeschwärzt, als er es früher bei dem General A. gethan hatte, und so konnte es nicht fehlen, daß ich gar bald die Folgen davon spürte. Bei einer Musterung, welche einige Zeit darauf über uns gehalten wurde, ließ mich der General hart an, und bemerkte, daß ich mich sehr schlecht ausgeführt haben müsse, da er im Strafbuche meinen Namen fast auf jeder Seite lese, was nun freilich der Fall war, da, was ich später erfuhr, mein Arrest, den mir die Weingeschichte zu Wege gebracht hatte, jede Woche mehrere Male eingetragen worden war,

war, was der General für Folgen neuer Vergehungen nahm. Ich wollte mich vertheidigen, doch ließ man mir nicht Zeit dazu, und ich sahe nun ganz deutlich, daß man meinen Untergang beschloßen hatte. Voll Mißmuth kam ich in meine Wohnung zurück, und hielt, tief ergriffen von dem Unrecht, das man mir schon lange Zeit zugefügt hatte, um meinen Abschied an, indem ich die Bitte hinzufügte, mir einen angemessenen Civilposten zukommen zu lassen, worin ich keine Fehlbitte zu thun glaubte, da der vier Wochen lang in Probolingo angestellt gewesene Kommandant auf sein Ansuchen seinen Abschied erhielt und als Salzinspektor mit einem ansehnlichen Gehalt in Batavia angestellt worden war. Doch waren freilich hier die Verhältnisse anders, denn dieser hatte mächtige Gönner und ich stand allein, ein triftiger Grund zur Nichtbeachtung meiner Bitte, wie es ja stets im Leben der Fall ist.

Einige Tage darauf erhielt ich einen anonymen Brief, worin mir gerathen wurde, mich vor dem General von G. in Acht zu nehmen, da er mein Verderben suche, was nun eben keine erfreuliche Nachricht war, denn was wollte ich anfangen, wenn ich, was wohl nicht zweifelhaft sein konnte, meinen Abschied erhielt, ohne weiter berücksichtigt zu werden? Ich ergriff daher in meiner Angst noch einmal die Feder, um einigermaßen Vorkehrungen gegen ein widerrechtliches Verfahren von Seiten des Gouvernements zu treffen, indem ich dem General-Gouverneur treu und offen Alles mittheilte, was ich schon lange Zeit durch die Intriguen des Lieutenant-Colonel Kuip gelitten hatte, und bat nochmals unterthänigst um eine Civilversorgung, was für mich von guten Folgen war, denn ich erhielt bald darauf mit meinem Abschiede die

Versicherung, daß ich, wenn auch keinen Civilposten, doch meine Gage fort erhalten sollte, bis sich eine Gelegenheit finden würde, meine Dienste in Anspruch zu nehmen. Hierdurch fiel mir ein Stein vom Herzen, der mich bisher schwer gedrückt hatte, so daß ich Sourabaya, wo ich so viele Kränkungen erfahren hatte, mit Vergnügen verließ, als ich Befehl erhielt, nach Batavia zu kommen, wohin ich sobald als möglich mit dem Schiff, das den Namen „die drei Brüder“ führte, abreiste.

Als wir auf der Höhe von Samarang ankamen, erhob sich ein heftiger Sturm, wobei uns der Untergang des Schiffes unvermeidlich schien. Furchtbar schlugen in der rabenschwarzen Dunkelheit die Wellen über dem Verdecke zusammen, und grauenvoll brauste die Brandung der Wogen, da wir uns in der Nähe des Gestades befanden. Bald schleuderte uns das empörte Element hoch empor, bald tief in den Abgrund hinab, und zwar mit einer solchen Gewalt, daß ich glaubte, Gott habe mich aus so manchen Gefahren errettet, um mich endlich im Meere umkommen zu lassen, denn so schrecklich hatte ich noch keinen Sturm erlebt. Ein jeder war auf seinen Untergang gefaßt, und glaubte ihn zu finden, als das Schiff auf einmal einen heftigen Stoß erhielt und der Kapitain ausrief: wir sind gestrandet!

Dieser Schreckensruf mußte uns Allen um so furchtbarer sein, da wir in der finstersten Nacht den brausenden Fluthen und dem tobenden Sturme preis gegeben waren, und weder vor- noch rückwärts konnten, sondern nur zum Spiele der aufgeregten Elemente dienten. In dieser trostlosen Lage befahl der Kapitain das große Boot auszusetzen, um zu suchen, mit der Mannschaft das Land zu gewinnen, was jedoch ein

großes Wagstück war. Schon waren 14 Personen hineingesprungen, als es durch eine ungeheure Wasserwoge, die uns Alle zu verschlingen schien, vom Schiffe getrennt, und weit hinweg geschleudert wurde, ohne daß ich, der ich mich unglücklicher Weise mit dem Steuermann und drei Matrosen noch im Schiffe befand, in der dichten Dunkelheit es wieder zu Gesicht bekam. Wir befanden uns nun wirklich in einer trostlosen Lage, denn nur die Golle, ein kleines, rundgebautes Boot, war noch am Bord, in welchem aber kein Heil für uns zu liegen schien. Doch in der Noth ist jedes Mittel willkommen, sei es auch noch so gering, und so zögerten wir nicht lange, sondern setzten unser einziges Rettungsmittel aus, sprangen hinein, empfahlen uns dem lieben Gott, und stießen vom Schiffe ab.

Jeden Augenblick suchte eine furchtbare Welle uns zu verschlingen, aber in der Gefahr wuchs unsere Kraft, so daß wir das ungestüme Meer mit kräftigem Arme durchschnitten.

Bis hieher hatte dunkle Nacht uns umgeben, jetzt aber trat der Mond hervor, und beleuchtete mit seinem Silberlichte die grauensvolle Fläche des Meeres, wo Berge an Berge sich thürmten, und eben so viele Abgründe sich aufthaten. Dieser Anblick war freilich nicht geeignet, unsern Muth zu heben, und wahrscheinlich würde er nur noch mehr gesunken sein, wenn wir nicht zugleich mit Freuden wahrgenommen hätten, daß wir uns nicht weit mehr von der rettenden Küste befanden, weshalb wir unsere Anstrengung verdoppelten, und der freundlichen Leuchte am nächtlichen Himmel für den Trost dankten, den wir empfanden, als wir das Ziel unserer Leiden vor uns sahen.

Schon waren wir nahe am Ufer, und freudig klopfte schon das Herz in meiner Brust, der Todesgefahr entgangen zu sein, als durch das Versehen des Steuermanns, das Boot eine schiefe Richtung bekam, so daß es die Wellen nicht in gerader Linie durchschnitt, und von der Gewalt des Wassers ergriffen, umgeworfen wurde. Kaum aber hatten wir unser Lager im Meere aufgeschlagen, als uns eine zweite Welle ergriff, und an den Strand warf, wo wir, kaum Grund spürend, uns nicht wenig spudeten, das Trockene zu suchen.

Die Todesangst, in der wir geschwebt hatten, und die Anstrengung, durch welche wir dieselbe vermeiden wollten, hatte unsere Kräfte aufgerieben, und wir warfen uns daher völlig durchnäßt auf den Boden nieder, um einige Minuten auszuruhen. Die Seeleute waren übrigens sehr bald wieder munter und fröhlich, und scherzten über die ausgestandenen Gefahren, wie es bei diesen Leuten gewöhnlich ist, ich aber konnte mich nicht sobald erholen, denn die Angst lag mir noch in allen Gliedern, da ich bei dem Umschlagen des Bootes das Ende meines Lebens vermuthet hatte, und ich halb todt aufs Land geworfen worden war. Ob ich nun gleich mich schnell erhoben hatte, um nicht von einer neuen Welle weggespült zu werden, so war dieß doch das letzte Aufglühn meiner schon sehr erschöpften Kraft, und ich lag einige Zeit fast regungslos unter meinen Leidensgenossen, denen man nicht ansehen konnte, in was für einer großen Gefahr sie sich befunden hatten, wenn nicht ihre nasse Kleidung gezeigt hätte, daß sie dem Wasser entlaufen waren. Einer von ihnen sah sich um, ob nicht vielleicht in der Nähe Menschen wohnen möchten, und fand nicht weit vom Strande einige Bambushütten, auf welche wir losgingen. Wir fanden gut-

müthige Fischer, die uns willig aufnahmen, nachdem wir ihnen unser Unglück erzählt hatten, ob sie gleich anfangs ängstlich schienen, als sie Europäer bei nächtlicher Weile vor sich erblickten. Sie machten sogleich ein großes Feuer an, um unsre Kleidungsstücke zu trocknen, und theilten gastfreundlich mit uns, was ihre Armuth ihnen erlaubte.

Beim Anbruch des Tages sahen wir das große Boot ungefähr eine Viertelstunde von uns in einer Bucht liegen, und gingen sogleich darauf los. Hier wurden wir mit der größten Freude empfangen, da man uns schon für verloren gehalten hatte.

Sogleich ward nun zur Untersuchung des Schiffes geschritten, um zu sehen, ob es durch Entledigung der Ladung die zu der Expedition nach Palembang bestimmt war, wieder flott gemacht werden könnte, insofern der Kiel nichts gelitten hätte. Zu unserer größten Freude fanden wir, daß nur wenig Wasser in das Schiff gedrungen war, so daß es, nachdem 500 Säcke Reis ausgeladen und in dem Boote ans Land geschafft waren, bei eintretender Fluth wieder flott wurde. Hierauf erhielt es die vorige Ladung wieder, und so setzten wir glücklich unsere Reise nach Batavia fort, auf dessen Rhede wir den zweiten Tag Anker warfen.

Zur damaligen Zeit war in der Stadt und der Umgegend die gefährliche Cholera morbus ausgebrochen, woran täglich viele Menschen starben. Diese Krankheit kündigte sich durch einen heftigen Schmerz in der Herzgrube an, so daß die Kranken hierbei ein lautes Geschrei erhoben; hierauf folgte Erbrechen und Durchfall, wobei das Gesicht eine Leichenfarbe annahm und eine eisige Kälte sich durch die Glieder verbreitete, indem sich das Blut in den Höhlungen des Kör-

pers anhäufte, wie die Aerzte versicherten, und das Herz mit Gewalt das angehäuſte Blut fortzuſtoßen ſich bemühte. Die Augen färbten ſich hochroth und brennender Durſt vermehrte die ſchreckliche Qual. Dann endete gewöhnlich heftiges Nafenbluten das nur noch vegetirende Leben, wenn ein warmes Bad, Opium und Naphtha, die gewöhnlichen Gegenmittel nicht anſchlugen. Merkwürdig war hierbei, daß unter den Kindern und Frauen, die doch von ſchwächerer Körperkonſtitution waren, das Uebel am wenigſten wüthete.

Dieſe Krankheit iſt der Peſt, welche vorzüglich im weſtlichen Aſien einheimiſch iſt, aber auch in Teutſchland mehrere Male die ſchrecklichſten Verheerungen angerichtet hat, ähnlich, da ſie auch durch ein und dieſelbe Urſache herbeigeführt wird, denn Hiße und ungeſunde Luſt begünſtigen ihre Erzeugung und Fortpflanzung. Der morafiſte Boden in der Gegend von Batavia iſt daher der Grund, daß dieſe Krankheit nicht ſelten iſt.

Vielleicht wäre das Präſervativmittel gegen die Peſt, welches zuerſt von dem engliſchen Generalkonſul in Alexandria, Georg Baldwin, empfohlen wurde, auch hier anzuwenden. Dieſes beſteht nämlich in häufigen Einreibungen des ganzen Körpers mit Del, wobei das Zimmer mit Wachholz verbeeren fleißig durchräuchert wird.

Auf eine ähnliche Weiſe, wie der Arzt Eduard Jenner, welcher bemerkte, daß die Perſonen, welche mit pockenbehafteten Kühen umgingen, von den Menſchenpocken nicht befallen wurden, 1796 auf den Gedanken gerieth, das Gift von kranken Kühen dem menſchlichen Körper einzupimpfen, um ihn von einem ſchrecklichen Uebel zu befreien, das ſo viele

Dpfer gefordert, und so vieles Unglück verbreitet hat, versiel auch Baldwin auf jenes Präservativmittel gegen die Pest, da er sahe, daß nicht ein einziger Delträger an dieser Krankheit gestorben war, die gar lange Zeit in Europa wüthete, und noch im Jahre 1720 in Frankreich viele Dpfer forderte. Da man aber der Natur und Heilart derselben näher gekommen war, so ist sie jetzt aus unsern Gegenden seit 150 Jahren verschwunden. Früher aber, wo man diesem schrecklichen Uebel nur durch Dpfer, Prozessionen und Gebete Einhalt zu thun suchte, wüthete es mit furchtbarer Gewalt, vorzüglich in großen volkreichen Städten, wie uns Thucydides die Pest in Athen schildert, die im Jahre 430 zur Zeit des verheerenden peloponnesischen Krieges vorzüglich deshalb ausbrach, weil Alles vom Lande in die Stadt sich flüchtete, und durch die große Menschenmenge die Luft verderbt wurde. So erzählt uns der jüdische Schriftsteller Josephus von der Pest in Jerusalem im Jahre 72, zur Zeit als die Römer die Stadt belagerten, welche ebenfalls von einer großen Menschenmenge angefüllt war. Rom mit seiner Menge Einwohnern wurde zu verschiedenen Zeiten davon heimgesucht, vorzüglich aber im Jahr 262, wo an einem Tage 5000 Menschen gestorben sein sollen. Im Jahre 544 reichten zu Konstantinopel 1000 Todtengräber nicht hin, die Dpfer des schrecklichen Typhus zu beerdigen.

Ueberhaupt aber machte die Pest zu dieser Zeit ihren gewöhnlichen Kreislauf in Italien, Griechenland, Asien und Afrika, und 555 kam sie auch nach Deutschland, da teutsche Kriegsheere, in Italien davon ergriffen, sie ihrem Vaterlande mittheilen, wodurch eine lange Zeit hindurch Jammer und Elend die blühendsten Gegenden drückte.

Wenn sie aber anfangs nur in der Gegend des Rheins wüthete, so kam sie im 7. Jahrhundert auch nach Sachsen und im 9. Jahrhundert wurde ganz Deutschland, auf einmal von der fürchterlichsten Seuche verheert. Hungersnoth war gewöhnlich ihr Begleiter oder Vorgänger, wodurch immermehr Krankheitsstoff in den Körper einzog, so daß im 11. Jahrhunderte die Pest 6 Mal das teutsche Land entvölkerte. Der Haß gegen die Juden, die man für die Urheber dieser Krankheit durch Vergiftung der Brunnen hielt und vieler Aberglaube verhinderten das Nachdenken der Aerzte, wirksame Mittel dagegen aufzufinden, weshalb sie ungestört ihren verheerenden Fuß aus einem Lande ins andere setzte. So wüthete sie vom 6. bis zu Ende des 17. Jahrhunderts in unserm Vaterlande gar schrecklich, wo man die durch immer mehr wachsende Kenntnisse veranlaßten Vorkehrungen traf, so daß wir bis jetzt keine Spur mehr davon finden. —

Was die Cholera betrifft, so wäre es wohl möglich, daß sie auf ihrem Zuge, den sie seit 1817 aus Bengalen wo sie endemisch ist, begonnen, auch unsere Gegenden heimsuchte, so daß man von ihr wie Chateaubriand von der Revolution sagen kann: *elle fera le tour du monde*; denn seit der Zeit des Ausbruchs über die bengalischen Grenzen ist sie um keinen Schritt zurückgegangen, sondern wälzt sich trotz aller Vorsichtsmaassregeln immer vorwärts und wenn es wahr ist, daß sie dem Laufe der Flüsse folgt, so werden Kordons und Quarantaineanstalten wohl die Schritte dieser Seuche etwas hemmen ihr aber keineswegs „bis hierher und nicht weiter!“ zurufen können. Bevölkerte Gegenden werden am liebsten von der Mörderin besucht, wo sie

der Opfer viele fordern kann, und gern verbindet sie sich mit ihren Freunden, Krieg und Mangel. Da alle Epidemien ihre Reise von Osten nach Westen nehmen, so wird man auch ihren Weg so ziemlich bestimmen können. Sonderbar ist es, daß in Gegenden, wo eine Epidemie herrscht, ihre Kraft geschwächt wird, wovon vielleicht als Grund angegeben werden kann, daß in der einheimischen Krankheitsanlage ein neutralisirendes Gegengift enthalten sei, weshalb wohl auch zuweilen fränkliche Körper eher von der Cholera verschont werden könnten, als kraftvolle und gesunde, in denen sie kein Gegengift findet. Uebrigens ist sie keineswegs so furchtbar wie die Pest, und wer bei der drohenden Gefahr nur stark genug ist, Seelenruhe zu behaupten und nicht zu sehr mit Mangel zu kämpfen hat, der wird nicht leicht ein Opfer derselben werden. Daß die Krankheit aber contagiöser Natur ist, kann wohl nicht bezweifelt werden, und deshalb sind die militairischen Cordons und Kontumazanstalten doch von einigem Nutzen, nur können sie freilich nicht verhüten, daß nicht durch Insekten, welche auf einen an der Cholera Erkrankten oder Verstorbenen gefressen haben, dieselbe weiter verbreitet werden, wie man dieses von dem Miltzbrande weiß, und ferner ist ja wohl auch noch der atmosphärische und tellurische Einfluß nicht zu übersehen, so daß man also von jenen Anstalten nicht Alles erwarte. Wenn aber neben denselben ein Jeder Alles zu vermeiden sucht, was überhaupt Krankheitsstoff in den Körper zu bringen vermag, so ist schon sehr viel zur Abwehrung der Gefahr gethan. Hierbei ist nun vorzüglich Reinlichkeit des Körpers, der Kleidung und der Wohnung zu empfehlen, da Unreinlichkeit als das Nest anzusehen ist,

in welches jede Krankheit ihr Basiliskenei legt und darin es ausbrütet.

Da der Herd der Cholera im Mittelpunkte des thierischen Lebens, nemlich dem Nervengeflechte des Unterleibes zu suchen ist, so muß wohl dieser Theil einer besondern Pflege theilhaftig und daher immer warm gehalten werden.

Was die Heilmittel anbetrifft, so waren die oben angegebenen in Batavia die einzigen, werden aber wahrscheinlich nicht überall von Erfolg sein, wie es in Indien selbst nicht der Fall war, da sich die Krankheit in verschiedenen Formen, die sich wahrscheinlich nach Klima, Boden und Lebensart gestalten, zeigt und eine jede derselben ein besonderes spezifisches Mittel verlangt, deshalb leistet jetzt, nachdem die Cholera wie zu vermuthen war, auch in Europa ausgebrochen ist, an einem Orte das Magisterium Bismuthi, an einem andern Acidum Halleri und an einem dritten wiederum ein anderes Mittel seine Dienste. Nach den Forschungen einiger Aerzte soll bloß die Kur mit kaltem Wasser zum Ziele führen, andere wollen warmes Kalkwasser und gemeine Thonerde angewendet wissen, und nach homöopathischen Grundsätzen ist Kampher das spezifische Mittel, das in allen Fällen gute Dienste leisten müßte, wenn es wahr ist, daß die Cholera als ein unsern Sinnen entfliehendes lebendes Wesen menschenmörderischer Art sich auf die Körper, die sie sich zum Opfer wählt, setzt, und eben durch den Kampher, welcher Thiere der feinsten Art durch den bloßen Dunst tödtet, vernichtet wird. Doch erst die Zeit muß es lehren, wer hier die Wahrheit schaute.

Eine Stimme aus Moskau räth bei einem Anfälle der Cholera ein Mittel, welches dort große Dienste geleistet

haben soll, weshalb man ihm hier ein Plätzchen gönne. In einem Maaß guten Brantweins läßt man 18 Loth Kampfer, 18 Loth Salmiakgeist, 10 Schoten spanischen Pfeffer an einem warmen Orte destiliren und reibt damit den Körper ein, legt sich dann zu Bette, um zu schwitzen, trinkt Krausemünze und nimmt ein wenig Magnesia. Ob dieses Mittel aber bei uns so gute Wirkung wie in Moskau haben würde, muß der Erfolg beweisen, wenn uns das Unglück ebenfalls treffen sollte. —

Ein französischer Arzt Namens Foy hat sogar durch das Blut eines Cholerafranken sich diese Krankheit einzupfropfen gesucht, indem er noch dazu sich überwand, das Erbrochene desselben zu kosten, wozu freilich ein großer Appetit gehört; doch hat man von der Wirkung dieses Verfahrens nichts vernommen. Daß übrigens die Furcht vor dem Uebel nach und nach schwindet, davon ist wohl das ein Beweis, daß man in einer bekannten Stadt sogar einen Cholerawalzer komponirt haben soll, was nun freilich von großem Leichtsinne zeugen würde.

Wir wollen wachsam sein und Gott vertrauen,
Und dem, was kommt, getrost entgegen schaun.

Vierzigstes Capitel.

Reise nach Weltevreden und Buiten = Zoorgen. Expedition gegen Palembang. Waisenhaus in Batavia. Theater daselbst. Häusliche Niederlassung in Tjomangis. Untergang des Aries marinus.

Da die Garnison in Weltevreden lag, so mußte ich mich dahin begeben, um mich bei dem General von G. zu melden, welcher mich wider meine Erwartung äußerst höflich empfing, was vielleicht der Inhalt meines Abschieds verursachte, da aus demselben die Wohlgelegenheit des General = Gouverneurs gegen mich nicht zu verkennen war.

Da es jetzt meine Geschäfte erlaubten, so nahm ich mir vor, den berühmten botanischen Garten zu Buiten = Zoorgen zu besuchen, in dessen Mitte ein prächtiges Schloß des General = Gouverneurs lag, welcher aber 6 teutsche Meilen von Weltevreden entfernt war. Auf diesem Wege machte ich Bekanntschaft mit einem Deutschen, welcher als Soldat nach Indien gekommen und jetzt als Posthalter angestellt war, bei dem ich in der Folge noch schöne Tage verlebte.

Da der Weg von Weltevreden nach Buiten = Zoorgen sehr schön war, so kam ich schon nach Verlauf von vier Stunden in letzterem Orte an, welcher sich durch seine rei-

zende Lage ganz besonders auszeichnet. Der botanische Garten hatte eine Stunde im Umfange, und war durch die Sorgfalt des Herrn Professor Reinwardt in dem schönsten Zustande, so daß man die größte Mannichfaltigkeit von Pflanzen antraf. Zugleich befanden sich daselbst mehrere schöne Bassins mit krystallhellem Wasser, in welchem sich die prächtigsten Goldfischchen herumtummelten, auch fehlte es nicht an einer Menagerie von Thieren aller Art, die sich durch die größte Munterkeit und Stärke auszeichneten. Das prächtige Schloß war von hohen Tamarinden beschattet, die eine erquickende Kühlung gewährten. Ueberhaupt aber ist dieser Baum in Java, so wie in ganz Indien sehr häufig anzutreffen. Seine Früchte, welche den Bohnen ähnlich sind, in welchen sich Johannisbrodähnliche Kerne befinden, werden von den Indianern in großer Menge zu Markte gebracht, nachdem sie teig geworden sind, welches durch das Uebereinanderlegen beschleunigt wird. In Feigenblätter gewickelt werden sie dann verkauft, und sind im Geschmacke unsern Mispeln ähnlich. Oft werden diese Bohnen auch in Zucker eingemacht, und als vortrefflicher Schiffsproviand gebraucht, da sie dem Scharbock sehr widerstehen; sonst thun sie auch als Abführungsmittel große Dienste.

Unter dem Schatten dieser Tamarinden hatte eine Menge von Zwerghirschen, den niedlichsten Thierchen, welche ich je gesehen habe, ihr Lager, und trotz dem, daß dieselben eigentlich sehr schüchtern und scheu sind, so ging ich doch mitten hindurch, ohne daß eines davon geflohen wäre, ein Beweis, daß vielleicht kein Thier sich schüchtern zeigen würde, wenn es nicht schon Verfolgung erfahren hätte. Die herrlichen Anlagen des ganzen Gartens machen denselben zu

dem angenehmsten Aufenthaltsorte, den man sich nur denken kann.

Nach einem Aufenthalt von zwei Tagen, welche ich in Buiten = Zoorgen sehr angenehm verlebte, kehrte ich nach Weltevreden zurück, wo ich die Nachricht erfuhr, daß das Linienschiff, die Amsterdam, an der Südküste von Afrika gescheitert, die Mannschaft aber gerettet worden. Es hatte für Rechnung des Gouvernements Kaufmannsgüter am Bord, die von bedeutendem Werthe waren, und jetzt ebenfalls im Meere lagen, wo ein gewaltiger Reichthum sich befinden muß, von der Zeit an, wo die Menschen dem unsichern Elemente des Wassers ihre Habe anvertrauten.

Die Nachrichten aus Palembang lauteten äußerst günstig, und versprachen einen glücklichen Erfolg des Unternehmens, als man das erste Mal erfahren hatte, und da ich gern mit eignen Augen sehen wollte, was ich hörte, so fuhr ich mit einem Kauffarthseifahrer, welcher Reis für die Truppen geladen hatte, dahin ab, um Zeuge der Unternehmung zu sein. Wir kamen gerade in dem Augenblicke an, wo die Residenz des Sultans mit Sturm genommen wurde, und sahen hierbei, wie wenig ein dortiger Fürst auf seine Unterthanen im Kriege gegen die Europäer zu rechnen hat, da 30,000 Indianer auf einmal die Waffen streckten, und um Gnade riefen.

Der Sultan ward als Gefangener mit zwölfen seiner Weiber, die ihm der kommandirende General, in dessen Hände er gefallen war, mitzunehmen erlaubte, zuerst nach Java und kurz darauf nach Banda abgeführt. Die Beute, welche die Soldaten an goldenen und silbernen Geräthschaften gemacht hatten, war beträchtlich, doch hatte man nir-

gends baares Geld gefunden, weshalb sich die Nachricht verbreitete, daß dieses auf Befehl des Sultans, von Sklaven vergraben worden sei, die man, um vor Verrath gesichert zu sein, hingerichtet habe. Sogleich nach diesem glücklichen Resultate wurde der alte Sultan, den sein Bruder vom Throne gestürzt hatte, wieder eingesetzt, woraus für die Niederländer große Vortheile in Rücksicht des Handels hervorgingen.

Bei meiner Zurückkunft nach Batavia lernte ich auch das dortige Waisenhaus kennen, welches sich großer Reichtümer erfreut, wodurch es möglich wird, daß fortdauernd gegen 1000 Kinder bis zur Konfirmation erzogen werden können, worauf für das weitere Fortkommen derselben dadurch gesorgt wird, daß man die Knaben auf einen bürgerlichen Beruf vorbereiten läßt, und die Mädchen als Dienstboten unterbringt. Der Grund des Reichthums dieser Anstalt liegt darin, daß ihr alle Gelder unmündiger Kinder, so wie das Vermögen derer, die ohne Erben sterben, übergeben werden müssen. Die Interessen welche dafür entrichtet werden, betragen gewöhnlich 6 pro Cent, statt daß man die Kapitale wiederum mit 9 pro Cent auf hypothekarische Sicherheit ausleiht, woraus also ein Gewinn von 3 pro Cent erwächst.

Noch ist zu bemerken, daß, wenn sich in 33 Jahren die Erben einer Hinterlassenschaft nicht melden, das ganze Vermögen der Anstalt zufällt, ohne daß je wieder Ansprüche daran gemacht werden können, worauf also ein Jeder Rücksicht zu nehmen hat, der eine Erbschaft aus Indien erwartet, denn ist der Verwandte, der ihm durch seinen Tod dieß Glück bereiten sollte, über die gesetzliche Zeit verstorben, ohne

daß die zu machenden Ansprüche erhoben wurden, so wird das fernere Bemühen fruchtlos und dennoch mit großen Kosten verbunden sein. Ich rathe daher einem Jeden, der von dem Tode eines seiner Verwandten in der dortigen Gegend hört, und Ansprüche auf dessen Hinterlassenschaft zu machen meint, sich erst zu erkundigen, wie lange derselbe sich schon in der Ewigkeit befindet, da er so wenigstens die Kosten spart, wenn er mit seinen Ansprüchen nicht hervortritt, sobald die gefegliche Zeit hierzu vorüber ist.

Freilich kann es aber bei dieser Einrichtung wohl manchmal der Fall sein, daß man den Todesfall eines reichen Mannes seinen etwaigen Verwandten in Europa verschweigt, um sein Vermögen im Lande selbst zurück halten zu können, was oft der Fall gewesen sein soll, vorzüglich da die Entfernung zu groß ist, weshalb es wohl Allen, die von daher noch Vermögen erwarten, anzurathen wäre, bei Zeiten einem Geschäftsbureau in Amsterdam die Aufgabe zu machen, ihnen bei einem sie angehenden Sterbefall in Ostindien Nachricht zu geben. Doch ist auch hierbei noch die große Unsicherheit, daß vielleicht dann der Vorname des Verstorbenen auf einmal anders heißt, als die Erben ihn angegeben hatten, und in diesem Falle würde sich Einer wiederum vergebens bemühen, wie ich dieß selbst von einem preußischen Offizier aus Schlesien weiß, der einer Erbschaft halber selbst nach Batavia gereist war, und nicht zu seinem Zwecke gelangen konnte, weil eben ein solcher Fall statt fand.

Nicht genug aber, daß dieser Arme seine Hoffnung aufgeben mußte, so war er auch noch dazu so unglücklich, sein Leben bei dieser Erbschaftsangelegenheit einzubüßen, denn nach einem viermonatlichen Aufenthalte war er todt, vielleicht eben so
sehr

sehr ein Opfer fehlgeschlagener Hoffnung, als des ungesunden Klimas.

Da es Sitte ist, daß alle Waisen in der angegebenen Anstalt erzogen werden, so ist es nicht selten, daß Mädchen welche Vermögen besitzen, bis zu ihrer Verheirathung in derselben verbleiben, da sie unterdessen keinen bessern Zufluchtsort finden können, zumal da sie in allen häuslichen Dingen aufs beste unterrichtet, und so die geschicktesten Hausmütter hier gebildet werden, weshalb sich auch immer die Freier daselbst einfinden, vorzüglich auch, da dem Mädchen, auf welches die Wahl fällt, bei ihrer Verheirathung sogleich das ganze Vermögen ausgezahlt wird.

Der Ursprung solcher Anstalten aber, in welchen elternlose Kinder Erziehung und Unterricht genießen, reicht überhaupt nicht über das 16te Jahrhundert hinaus, und Augsburg hat die Ehre, das erste Haus dieser Art in Deutschland zu besitzen, im Jahre 1572, da man bis dahin die Waisen in Familien erziehen ließ, eine Einrichtung, welche man auch in der neuesten Zeit bei uns wieder nachahmte, da man das Familienleben für zweckmäßiger zur Erziehung der Kinder hielt, als eine Anstalt, wo lauter Waisen bei einander sind, von denen Eins das Andere an die hülflose Lage erinnert, die sie hier zusammengebracht hat.

Und in der That möchte auch diese Einrichtung im Allgemeinen vorzuziehen sein, wenn man bedenkt, in was für einem Zustande manche solcher Waisenhäuser sich befanden; zugleich aber kann man gewiß annehmen, daß sie auch in Rücksicht der Kosten für den Staat vortheilhafter sei, und daher in der Regel mehrere Waisen an der Wohlthat einer solchen Erziehung Theil haben können. Freilich aber muß

in diesem Falle eine gehörige Wahl in Rücksicht der Pflegeeltern getroffen werden, von denen man überzeugt sein kann, daß die Kinder physisch und moralisch gut erzogen werden, weshalb auch die Direktoren der Anstalt von Zeit zu Zeit Erkundigungen einziehen müssen, über den Zustand der Zöglinge, damit der schöne Zweck der möglichst besten Ausbildung derselben erreicht werde.

Bei meinem Aufenthalte in Weltevrede hatte ich auch Gelegenheit, das daselbst befindliche Privattheater, dessen Mitglieder aus Offizieren, Beamten und Kaufleuten bestand, kennen zu lernen, wo dem Publikum alle Monate eine Abendunterhaltung verschafft wurde; doch war sehr zu bedauern, daß die Aktrizen, den Ortsverhältnissen halber, durch männliche Personen ersetzt werden mußten, bei denen übrigens der Bart noch nicht zur Vollkommenheit gediehen sein durfte, um den Anfang des Stückes nicht zu verzögern, wenn vielleicht der Barbier an der Prima Donna sein Amt noch nicht versehen hatte, wie es einst auf einem englischen Theater der Fall war, wo das Publikum äußerst unruhig wurde, weil es schon lange vergebens auf das Beginnen des Stückes gewartet hatte, und endlich durch das Getöse der Zuschauer genöthigt, ein Schauspieler hervortrat, der das Publikum demüthigst bat, sich nur noch einige Zeit zu gedulden, bis die Heldin des Stückes barbiert sein würde.

Um mein Traktament in Empfang zu nehmen, das ich noch ohne Abzug bekam, ging ich zu dem Zahlmeister, und erfuhr hier, daß ich den nächsten Monat auf die Pensionsliste gesetzt werden würde, worüber ich mich deshalb freute, weil ich nun im Geringsten nicht mehr gebunden war, und jährlich 1000 Rupien zu irgend einem Geschäfte verwen-

den konnte. Jedoch war ich, wenn ich diese Pension zeitlebens behalten wollte, genöthigt, dieselbe auf Java selbst zu verzehren, und wollte ich in mein Vaterland zurückreisen, so konnte ich nur zwei Jahre lang darauf Anspruch machen, erhielt aber dann eine Gratifikation von 1000 Gulden und die Zusicherung einer freien Ueberfahrt nach Europa.

Anfangs entschloß ich mich, in Indien zu bleiben, und nicht wieder in mein Vaterland zurück zu kehren, und begab mich daher nach Tjomangis, drei Meilen von Batavia, zu dem Posthalter, welchen ich auf meiner Reise nach Buitenzorgen hatte kennen lernen, der mich als ein Wiedermann, dessen ich nie vergessen werde, empfing, und mir mit dem größten Vergnügen eine Wohnung bei sich einräumte, wo ich mich so gut einrichtete, daß mir nun erst das Leben in Indien zu gefallen anfang, da ich nun ganz unabhängig war, ein Zustand, bei welchem man sich immer wohl befinden muß.

Um diese Zeit lag der *Aries marinus*, ein großes Kauffarthenschiff von 1200 Tonnen, welches einem Rheder aus Rotterdam gehörte, segelfertig, um nach Europa zurückzukehren, und da dieses Schiff sehr bequem eingerichtet war, so benutzten mehrere Europäer, und unter andern auch der Colonel Bojons die erwünschte Gelegenheit, auf ihm die Fahrt in die geliebte Heimath zu unternehmen.

Es war eben bei der Expedition von Palembang mit thätig gewesen, und war vor Kurzem kalfatert worden, jedoch hatte der Kapitain die Unvorsichtigkeit begangen, den Kiel nicht genau untersuchen zu lassen, woraus sich bald die traurigsten Folgen zeigten.

Fröhlich und wohlgemuth betraten die Passagiere in der süßen Hoffnung, das Vaterland bald wieder zu erblicken, das Schiff, und auch ein großer Elephant von Borneo, der für die Königliche Menagerie nach Holland bestimmt war, schloß sich an die Gesellschaft an, und nahm in seinem ungeheuren Kasten einen bedeutenden Raum ein. Ihn sollte also das Schiff aus seiner Heimath in ein fremdes Land führen, während es die menschlichen Passagiere aus der Fremde in die Heimath zu bringen bestimmt war, aber der Ausspruch: der Mensch lenkt und Gott lenkt, sollte auch hier als wahr erkannt werden, denn kaum waren drei Wochen verflossen, so brachte ein dänisches Schiff die traurige Nachricht, daß der *Aries marinus* 300 Meilen von Java entfernt, bei hoher See auf einmal gesunken wäre. Dieser Botschaft aber konnte man um so eher Glauben beimessen, als sie 4 Matrosen dem General-Gouverneur überbrachten, welche auf dem verunglückten Schiffe gewesen waren, aber sich vermittlest des Elephantenkastens, der einer Reparatur halber auf dem Verdecke sich befand, gerettet hatten. Drei Tage und drei Nächte waren sie auf diesem Kasten auf dem Meere herumgetrieben worden, und hätten den Hungertod sterben müssen, wenn sie nicht von dem dänischen Schiffe bemerkt und aufgenommen worden wären.

Besonders wurde der Kolonel Bojons allgemein bedauert, der nach einem vielfach bewegten Leben die Ruhe in seinem Vaterlande gesucht, aber sein Grab im Meere gefunden hatte.

Merkwürdig schien mir hierbei die Erhaltung eines jungen Kaufmanns, welcher sich ebenfalls als Passagier auf dem Schiffe hatte einschreiben lassen, aber zwei Tage vor

der Abfahrt von einer solchen Angst befallen worden war, daß er seine Equipage wieder abholen ließ, und noch längere Zeit blieb wo er war, wodurch er vom Tode gerettet wurde.

Dieses Vorgefühl, dachte ich hierbei, das sich zuweilen bei dem Menschen regt, wenn er einen wichtigen Schritt im Leben thun will, ist doch wohl die Wirkung des prophetischen Geistes, der sich aber deshalb nur dunkel kund geben kann, weil die Fesseln des Körpers ihn beengen. Ich sprach selbst mit diesem jungen Manne, und erfuhr von ihm, daß seine Unruhe und Angst vorzüglich durch einen Traum bewirkt worden sei, wo er sich von großen Gefahren umringt gesehen habe. Ich erwiederte ihm, daß er sich in wachenden Zustände wahrscheinlich die Gefahren vorgestellt habe, deren bei einer Reise zur See natürlich mehr sind als auf dem Lande, aber er erklärte mir, daß dieß nicht der Fall gewesen und daß er gar oft im Traume gesehen habe, was ihm wirklich dann im Leben vorgekommen sei.

Deshalb, und wenn in dem Zeugnisse mehrerer glaubwürdiger Männer irgend ein Gewicht liegt, welche ein zukünftiges Ereigniß in den Bildern des Traums wahrgenommen zu haben versichern, möchte man es wohl nicht ganz für Aberglauben halten, auf diesen oder jenen Traum besonders aufmerksam zu sein. Und daher kommt es auch, daß man Versuche machte, für alle Bilder, die in diesem Zustande unserm Auge vorgestellt werden, eine Bedeutung aufzufinden, aus welchem Streben die Bücher entstanden, die sich mit der Dneiromantie beschäftigen. Mag nun aber auch bei deren Abfassung mancher Betrug, mancher Aberglaube und manche Frivolität statt finden, so möchte es doch wohl

nicht zu leugnen sein, daß jeder Einzelne, wenn er aufmerksam auf die ihm vorschwebenden Allegorien ist, irgend eine Deutung daraus ziehen könnte, da jeder seinen eigenen Ideen- und Bilderkreis hat, der freilich in einem Traumbuche im allgemeinen angenommen wird.

Ueberhaupt aber ist der Traum ein wunderbares Spiel der menschlichen Seelenkraft, das wohl nie ganz gehörig ergründet werden dürfte, obgleich angenommen wird, daß, so wie im wachenden Zustande das Cerebralsystem, so im schlafenden das Gangliensystem thätig ist, so daß abwechselnd das eine und das andere von seiner Funktion ausruht. Daher sagt man auch, aber wohl unrichtig, daß die Träume, weil das Gangliensystem seinen Centralpunkt in den Nervengeflechten des Unterleibes hat, auch von dieser Gegend aus entstünden.

Sollte nicht im schlafenden Zustande des Körpers, wo die Seele immer thätig bleibt, dieser ein hellerer Blick gestattet sein, als da, wo die Sinnenwelt sich vor uns aufthut? Nur stellt sie uns dann freilich das Leben in Allegorien dar, zu denen nicht Jeder den Schlüssel finden kann. Da nun aber der Geist nimmer ruht, so muß man annehmen, daß der Mensch, wenn die Sinnenwelt im Schlafe sich vor ihm schließt, immer fort im Traume lebt, ob man sich gleich nicht immer beim Erwachen desselben bewußt ist. Die Seele blickt in diesem Zustande theils in die Vergangenheit, und führt uns so Bilder aus dem frühern Leben entgegen, theils in die Gegenwart, und beschäftigt sich mit dem, was der Mensch zu dieser Zeit gerade denkt und treibt, theils aber auch in die Zukunft, in dem sie diesen oder jenen Erfolg unserer Bestrebungen schon in der Gegenwart

erblickt. Und so war es bei dem jungen Manne auch gewesen, da er in seinem Traume eine Warnung fand, das Schiff zu besteigen, auf welchem er den Tod gefunden haben würde.

Ueberhaupt aber zeigte es sich, daß die Linienschiffe, welche eine lange Zeit in den warmen Gewässern stationirt hatten, verdorben waren, da mancherlei Würmer und Insekten ihnen geschadet hatten, vorzüglich aber der Bohrwurm, ein äußerst gefährliches Thier, welches man vor ungefähr 100 Jahren auch in Europa kennen lernte, da es von Ostindien aus mit Schiffen nach Holland kam, wo es so furchtbar wurde, daß der ganze Staat, welcher tiefer liegt als das Meer, durch die Zerstörungen dieses Wurmes in den Dämmen untergegangen sein würde, wenn Gott nicht durch Frost geholfen hätte, denn die Bußtage und Gebete, welche man in den Kirchen zu ihrer Vertilgung anstellte, so wie die bedeutenden Preise, die man zu diesem Zwecke aussetzte, waren ein unwirksames Mittel gewesen.

Nach einer genauern Untersuchung wurden daher diese Schiffe für unbrauchbar zur Marine erklärt, denn die Ruyster wurde bei Madura an den Strand gesetzt, und an den Meistbietenden verkauft, der Tromp aber als Blockschiff auf der Rhede von Batavia verwendet.

Eben so unglücklich als der *Aries marinus* war eingegangenen Nachrichten zu Folge das Admiralschiff die *Evers*, auf welchem 5 Monate früher der Admiral B. mit dem Kommissar General C. nach Europa zurück gefehrt war. Es hatte nemlich auf der Höhe von Isle de France, einer südafrikanischen Insel, welche den Engländern gehört, einen

großen Leck bekommen, so, daß die Mannschaft kaum in den ausgesetzten Booten ihr Leben zu retten vermochte, zumal da zum größten Unglück zu derselben Zeit Feuer im Schiffe ausbrach, welches in der allgemeinen Verwirrung entstanden war. Zum Glück aber war es gesunken, ehe die Pulverkammer von dem Feuer ergriffen wurde, wodurch Alle das Leben eingebüßt haben würden, da beim Sinken des Schiffes die Boote kaum 400 Schritte entfernt waren.

Ein amerikanisches Schiff war zur Rettung der Mannschaft herbeigeeilt, und hatte dieselben zu sich aufgenommen, so daß Alle der großen Gefahr glücklich entgingen und von Isle de France aus mit einem Kauffarthesschiffe nach Europa segelten.

Daß aber das Unglück nicht geschehen sein würde, wenn das Schiff nicht mit Gütern beladen gewesen wäre, versicherten mehrere erfahrene Seeoffiziere, worin sie auch ganz gewiß recht hatten, da hierdurch die innern Wände unzugänglich gemacht wurden, in denen man sonst jeden Leck leicht verstopfen konnte. Es ist daher wohl in keinem Falle zulässig, Kriegsschiffe zu Transportschiffen zu benutzen.

Zweiundvierzigstes Capitel.

Ein alter Bekannter. Räuberischer Anfall. Landgut des Herrn M. haelis. Die christliche Gemeinde bei Tjomanjis. Islam.

Als ich eines Tages von einem Spaziergange nach Hause zurückkehrte, traf ich bei meinem Wirth ein Menschen an, dessen Physiognomie mir bekannt vorkam, und meine Vermuthung, ihn schon einmal gesehen zu haben, ward dadurch bestätigt, daß er bei meinem Anblick sogleich auf mich zukam, und mich fragte, ob ich ihn noch kenne. Ich sah den Fremden lange an, konnte mich aber doch nicht erinnern, wo ich schon mit ihm zusammen gewesen sein mochte; doch wie erstaunte ich, als er sich mir als den Unteroffizier vorstellte, den ich bei meinem Aufenthalt in Alkmar bei der Runde in einem Wirthshause hatte arretiren lassen, und der meiner Nachsicht sein Leben zu verdanken hatte.

Recht herzlich freute sich der Mann, mich wieder zu sehen, und drückte mir mit Wärme die Hand, indem er noch immer mit dankbaren Gesinnungen gegen mich an den Vorfall dachte, dessen schreckliche Folgen durch mich abgewendet worden waren.

Er erzählte mir, daß er vor zwei Jahren seinen Abschied bekommen habe, und sich nun in Diensten eines ge-

wissen Michaelis befände, der 5 Stunden von der Stadt bedeutende Güter besaß, und mit welchem ich in Batavia Bekanntschaft gemacht hatte. Dieser hatte ihn als Aufseher über sein großes Schwalbennesterrevier gesetzt. Die Einsammlung dieser Nester nemlich kommt nur dem Besitzer des Grundstückes zu, auf welchem die Vögel nisten, und überall werden deshalb Wachen ausgestellt, um Diebstähle zu verhüten, auf welche wegen des hohen Preises der Nester die Einwohner nicht selten ausgehen, ob dieses gleich mit den größten Gefahren verbunden ist, da man nur mit Leitern und Stricken zu den Klippen, wo sie aufgesucht werden müssen, gelangen kann. Was ich nun bisher nur durch die Beschreibung kannte, das beschloß ich nächstens selbst mit eigenen Augen zu sehen, um bei dieser Gelegenheit zugleich bei Herrn Michaelis einzusprechen, worüber der Aufseher eine besondere Freude äußerte, so daß er, als er Abschied von mir nahm, mich noch einmal an mein Versprechen erinnerte, mit dem Wunsche, daß ich es bald lösen möchte.

Ich machte mich auch wirklich einige Tage darauf zu Fuße auf die Reise, und wanderte, nur mit einem tüchtigen Knittel versehen mit frohem Muthe vorwärts.

Der Sonne halber, welche mit brennenden Strahlen auf meinen Rücken fiel, wählte ich einen Fußweg, der durch ein dichtes Gehölz führte, wo man unter dem Schattendom himmelanstrebender Bäume die erfrischendste Kühlung empfand. Mich herzlich freuend über einen Genuß, der in einem Lande, wie Java äußerst wohlthuend ist, war ich schon an der Grenze der Güter des Herrn Michaelis angekommen, als auf einmal zwei Indianer mit furchtbar trogi-

ger Miene aus dem Gebüſche auf mich loſſprangen, um mir mit ihren Meſſern, die ſie in der Fauſt hielten, das Lebenslicht auszublafen. Sogleich aber ſtellte ich mich zur Gegenwehr an einen dicken in der Nähe ſtehenden Baum, um ihnen mein Leben nicht zu wohlſeil zu überliefern. In dieſer Stellung von hinten geſchützt, ſchwang ich meinen Knotenſtock ſo kräftig um mich herum, daß die beiden Räuber nicht wagten, der unſanften Berührung deſſelben ſich auszuſetzen, ſondern mir immer drei Schritte vom Leibe blieben. Da die Kerle aber mich zu belagern und durch meine beſtändige Anſtrengung kraftlos machen zu wollen ſchienen, ſo wurde mir es doch endlich ganz unheimlich zu Muth, da die Liebe zum Leben bei einer Gefahr gerade am ſtärkſten erwacht. Mein Arm wurde durch das Schwingen des gewichtigen Stockes matt, und ich ſah nichts Gewiſſeres vor mir, als den Tod.

In dieſer verzweifelten Lage nahm ich noch einmal meine ganze Kraft zuſammen und ruſte aus voller Bruſt um Hülfe, ob ich gleich wenig Hoffnung hatte, von irgend Jemandem gehört zu werden. Doch wo es auf die Rettung des Lebens ankommt, da läßt der Menſch nichts unversucht, genug ich ſchrie, als wollte ich Todte zum Leben erwecken, um ſo ſtärker, je mehr die Kraft meines Lebens ſank. Aber auch dieſes bewegte die unverſchämten Kerle, welche wahrſcheinlich um ſo wüthender geworden waren, je unerwarteter ihnen der Widerſtand ſein mochte, nicht, von ihrem Vorhaben abzutehen, ſondern bekamen vielmehr noch mehr Muth, ſo daß ſie immer zudringlicher wurden, und ihre blihenden Meſſer immer näher an mich heranſpazieren ließen, wobei es mir endlich Angſt und bange wurde.

Aber was fiel mir auf einmal für ein Stein vom Herzen, als ein Schuß den Einen der Räuber zu Boden warf, und den Andern zur Flucht trieb. Neues Leben kehrte jezt in meine Glieder zurück, denn mir ward ja Viktoria geschossen, und nicht zu beschreiben vermag ich das Gefühl, mich dem Tode schon in den Händen so plötzlich und unerwartet gerettet zu sehen. Ich blickte zuerst nach der Gegend, von der mir das Heil gekommen war, und sah zu meiner innigsten Freude den Aufseher des Herrn Michaelis, der mir jezt durch seinen Liebesdienst vergalt, was ich einst in Alkmar für ihn gethan hatte. Ich stürzte ihm in der Freude, mein Leben durch ihn erhalten zu sehen, entgegen und dankte ihm tausendmal für meine Rettung. Er aber war innig entzückt, mich in dem Geretteten zu erblicken, lehnte jeden Dank von sich ab, indem er versicherte, daß es ihm Freude mache, meinen Edelmuth, dem er sein Leben verdanke, auf eine solche Weise vergelten zu können.

In diesem Augenblicke fühlte ich es lebhaft, wie gut es sei, seinem Beleidiger mit Großmuth zu begegnen, und die strenge Gerechtigkeit durch Billigkeit zu mildern. Wie schön wurde ich jezt dafür belohnt, daß ich nicht das Gesetz zum Richter über den Unteroffizier in Alkmar gemacht, sondern den Mantel der christlichen Liebe über seine strafwürdige Handlung gedeckt hatte.

Ach möchte daher ein Jeder, dem nicht geradezu das Amt des Richters obliegt, die strenge Gerechtigkeit gegen seine Mitbrüder unterlassen und mit schonender Milde sie behandeln, wenn sie fehlen! Wie oft kann nicht mein Feind, wenn ich als der Mächtigere ihn mit Großmuth behandle, mein Wohlthäter werden in der Noth, statt daß

er diese, wenn ich ihm meine Härte fühlen ließ, nur noch mehr vergrößern wird.

Ich hätte mir es nie vorgestellt, daß der widerspenstige Unteroffizier mir je einen Dienst leisten sollte, wie es jetzt geschehen war, darum sehe man Niemanden zu gering an, und sage nicht, daß man den oder jenen nicht brauche, da wir nicht wissen, in welche Verhältnisse wir kommen können, wo gerade ein solcher, den wir als zu gering verachteten, unser Retter und Wohlthäter wird.

Der geschossene Indianer wälzte sich unterdessen in seinem Blute und röchelte tief, da ihn die Kugel, wie wir bei näherer Untersuchung sahen, in der Herzgegend verwundet hatte. Da wir ihm aber jetzt nicht helfen konnten, so ließen wir ihn liegen, um ihn auf einer Trage nach dem nächsten Kampong schaffen zu lassen. Aber wahrscheinlich hatte ihn sein Kamerad nach unserer Entfernung schon in Sicherheit gebracht, denn man fand von ihm weiter nichts als einen vergossenen Blutstrom.

Mein Retter aber wunderte sich über mich, daß ich es unbewaffnet hatte wagen können, einen Fußsteig zu passieren, der des dichten Waldes halber so gefährlich sei, und rieth mir, künftighin vorsichtiger zu sein, da, wie er lächelnd hinzufügte, nicht immer ein Säger in der Nähe sei. Ich folgte seinem Rathe und ging nun nicht mehr ohne ein Paar Sackpistolen im Freien herum, doch habe ich sie, Gott sei Dank! nicht in Thätigkeit zu setzen gebraucht.

Nachdem wir eine Stunde zusammen marschirt waren, kamen wir in der Wohnung des Herrn Michaelis an, von welchem ich aufs freundschaftlichste empfangen wurde. Im ganzen Hause herrschte eine solche Pracht, daß man

sich bei einem Fürsten zu befinden meinte. Als ein besonderer Freund des weiblichen Geschlechtes ließ sich der Besitzer desselben nur von Sklavennädchen bedienen, von denen auf seinen Wink immer eine Menge in Bewegung gesetzt wurden, so daß ich mir in ihm den Sultan en miniature dachte. Im ganzen Hause gewahrte man keine männliche Bedienung, welche, wie ich später erfuhr, nie anzutreffen war, da der Herr genauern Umgang mit den Mädchen pflog, die er aus der Menge seiner Sklaven zu seinen Dienerinnen auswählte und eifersüchtig jedes Manns Gesicht scheute, weshalb er auch nie einem Fremden ein Schlafzimmer in seinem Wohnhause einräumte, sondern ihn in ein Seitengebäude plazirte, wo er nichts zu befürchten hatte.

Nachdem ich einige Erfrischungen eingenommen und hierbei mich über die angenehme Unterhaltung des Herrn Michaelis gefreut hatte, wurde dieser durch ein Geschäft abgerufen, und ich begab mich mit dem Aufseher hinaus, um den Reichthum, den ich im Innern des Hauses schon bewundert hatte, auch außerhalb desselben kennen zu lernen. Ich staunte, als ich zuerst in die Pferdeställe geführt wurde, in welchen 250 der schönsten Pferde standen, worüber ein alter gebienter Wachtmeister die Oberaufsicht führte, der auch zugleich dafür sorgen mußte, daß sich bei einer Reise seines Herrn auf allen Stationen Relais befand, weshalb von seinem Wohnort aus bis nach Batavia oft 80 Pferde gebraucht wurden, wobei man sich zugleich einen Begriff von dem Ansehen machen kann, worin dieser Mann in der ganzen Umgegend stand, da es ihm in Rücksicht des Aufwandes Keiner gleich zu thun vermochte. Seine weit-

läufigen Besizungen wurden durch 350 Sklaven und 400 Sklavinnen bedient, wovon zwei Drittel zusammen verheirathet waren und in Bambushütten wohnten.

Um meine Neugier in Betreff des Vogelberges zu befriedigen, wurde der folgende Tag dazu bestimmt, denselben kennen zu lernen, und der Aufseher war so bereitwillig, mich dahin zu begleiten. Ehe wir aber noch daselbst anlangten, stießen wir auf eine große Anzahl junger Mädchen, welche sich in dem benachbarten Flusse gebadet hatten. Von meinem Begleiter erfuhr ich, daß es Pfandlinge des Herrn Michaelis waren, und wunderte mich nicht wenig über die seltene Einrichtung in der dortigen Gegend. Sehr oft geschieht es nemlich, daß Kelter, wenn sie kein anderes Pfand besitzen, auf welches sie nöthigen Falls eine Summe erborgen können, eines ihrer Kinder dem Gläubiger so lange als Eigenthum überlassen, bis sie es wieder einzulösen vermögend oder Willens sind, was aber selten geschieht. Am liebsten sind dem Gläubiger hübsche junge Mädchen, da diese auf mancherlei Weise den Vortheil des Herrn befördern.

Gar sehr verwunderte ich mich hierbei über die Gleichgültigkeit der Kelter, die das Schicksal ihrer Kinder bei deren Verpfändung voraussehen und merkte, daß das Sittlichkeitsgefühl bei den dortigen Einwohnern nicht so lebhaft sein konnte, als in unserm Vaterlande, wo man Kelter tief verachtet, denen die Tugend und Unschuld ihrer Kinder gleichgültig sein kann.

Unterdessen waren wir an dem Vogelberge angekommen, der aus einer großen Felsenmasse bestand,

in welcher sich unzählige Schluchten bildeten, worin die Schwalben ihre Nester bauen, die sie, wie mir mein Begleiter versicherte, meist aus den in den benachbarten Sümpfen wachsenden Schwämmen verfertigen, deren Farbe auch die Farbe der Nester bestimmt, so daß man ganz weiße, graue und bräunliche antrifft, von denen aber die erstern die vorzüglichsten und daher die theuersten sind, so daß wie schon bemerkt wurde, für ein Gewicht von $1\frac{1}{4}$ Pfund 40 spanische Piafter an dem Orte bezahlt werden, während die beiden andern Arten nur 20 bis 30 Piafter kosten. Diese Nester sind etwas über 3 Zoll hoch, aus nudelartigen Faden bestehend, unten spizig gebaut, und oben ungefähr zwei Zoll im Durchmesser haltend. Ich sahe hier mit eigenen Augen, mit wie großer Lebensgefahr das Abnehmen dieser Nester verbunden ist, da man oft nicht anders dazu gelangen kann, als durch Seile, welche oben befestigt werden. Jedoch werden nur die Nester abgebrochen, welche von den Tungen verlassen worden sind, damit die Alten für die neue Brut auch neue Wohnungen bauen, die dann ebenfalls eine Beute der Einwohner werden, um sie an Feinschmecker zu verhandeln. Die Einsammlung derselben geschieht 4 Mal des Jahres, und ist so einträglich, daß sie dem Herrn Michaelis einen jährlichen Gewinn von 80,000 spanischen Piaftern brachte, wie mir der Aufseher versicherte. Dieser große Vortheil machte den Besitzer dieses Nesterberges so gütig, daß er die Indianer, welche ihm denselben verschafften, zu weiter keiner Arbeit benutzte, und sie in jeder Hinsicht besser versah, als seine übrigen Sklaven.

Nimmt man an, daß M. außer diesem außerordentlichen Ertrage jährlich 50,000 Pickel Reis und 4000 Pickel Kaffee

Kaffee und eben so viel Zucker auf seinen Ländereien baute, so kann man leicht auf seine Bedeutung schließen, doch wollte man wissen, daß am Ende des Jahres Ausgabe und Einnahme so ziemlich al pari stand, weshalb man sich wiederum seinen großen Aufwand vorstellen kann, worin kein Fürst ihn übertreffen konnte.

Durch herrliche Kaffeeplantagen nahmen wir unsern Weg nach der Wohnung des Herrn M. zurück und nachdem ich noch einige Erfrischungen eingenommen hatte, dachte ich daran, den Rückweg nach Hause anzutreten. Es wurde mir hierzu eine schöne Chaise mit einem Gespann herrlicher Pferde angetragen, wovon ich auch gern Gebrauch machte. Ich nahm Abschied von dem glücklichen M. und seinem Aufseher, der mich gerne noch länger hier gesehen hätte, und fuhr auf der offenen Straße nach Tjomangis, wo ich ohne einen Unfall zu erfahren, glücklich wieder ankam.

Mein Wirth bedauerte mich herzlich wegen meiner ausgestandenen Todesangst, als ich ihm erzählte, daß ich auf meiner Hinreise von Räubern angefallen worden wäre, die wahrscheinlich nichts Geringeres im Sinne gehabt hätten, als mir nach meiner Beraubung zugleich das Lebenslicht auszublasen.

Um so mehr aber freute er sich, mich wohlbehalten wieder zu sehen, und er trug daher Alles auf, was seine Küche und sein Keller vermochte, so daß wir unter dem Schatten kühler Palmen fröhlich des Mahles genossen, das herzliche Freundschaft würzte. Wir verbreiteten unsere Tabackswolken um die Wette und erheiterten uns durch mancherlei angenehme Gespräche. Unter andern erfuhr ich auch, daß sich eine Stunde von Tjomangis ein Kampong

mit lauter christlichen Einwohnern befände, der seinen Ursprung dem braven Sinn eines Pflanzers verdankte, der bei der Annäherung seines Todes seine sämtlichen Sklaven um sich herum versammelt und ihnen den Antrag gemacht hatte, ihnen allen die Freiheit und den gemeinschaftlichen Genuß seiner Güter zu schenken, sobald sie sich durch die Taufe zum christlichen Glauben verpflichten würden. Der Sterbende hatte das Vergnügen, diese Zusicherung zu erhalten, und setzte noch ein Kapital aus zur Erbauung einer Kirche, in welcher die neuen Christen ihren Gott verehren sollten, zugleich bestimmte er ein Legat für den protestantischen Geistlichen in Batavia, der die Gemeinde jeden Monat einmal durch einen Vortrag erbauen und durch Austheilung des heiligen Abendmahles erquicken sollte. Wie mir mein Freund erzählte, so war der ganze Kampong durch die Sittlichkeit und Rechtschaffenheit seiner Einwohner berühmt, so daß das Christenthum wirklich das bei ihnen gewirkt hatte, was es bei allen Menschen wirken muß, wenn es mit ganzer Seele aufgenommen wird. Daß es ihnen mit ihrer Bekehrung Ernst war, zeigten sie schon dadurch, daß sie sich von ihren muhamedanischen Landsleuten absonderten, ohne aber ihnen feindselig zu begegnen, sondern bloß aus der Absicht, nicht wieder zum Abfall verleitet zu werden, von einer Religion, in welcher sie Trost und Beruhigung fanden.

Was mich am meisten wunderte, war, daß sie als Muhamedaner den christlichen Glauben so lieb gewonnen hatten, da der Islamismus für sinnliche Menschen viel mehr Anziehendes hat, wegen der herrlichen Aussicht, die sich jedem gläubigen Muhamedaner nach seinem Tode eröffnet,

indem ihn das Paradies aufnimmt, in welchem er Alles findet, was seinen Sinnen schmeichelt. Unter dem Baume der Glückseligkeit und unter Palmen, deren Schatten kein Roß umlaufen kann, ruht er von 72 schwarzäugigen Jungfrauen von nie verblühender Schönheit bedient, was wahrscheinlich einer von den Gründen ist, warum die Lehre Muhameds so reizend schnell sich verbreitete, daß sie unter allen Religionen die meisten Anhänger zählt.

Auch auf Java waren diese herrschend und genau lernte ich hier das Wesen ihres Glaubens kennen, wobei ich sahe, daß uns die Türken viel näher stehen, als die Juden, da sie Christum nicht, wie diese verachten, sondern als einen heiligen Propheten anerkennen, der aber freilich nicht so groß als Muhamed ist, den sie das Siegel aller Propheten nennen. Ueberhaupt aber nehmen sie sechs solcher Gesandten Gottes an, die zum Heile der Menschen auf Erden erschienen, nemlich Adam, Noah, Abraham, Moses Christus und Muhamed, dessen Lehre aus dem Judenthum, Christenthum, dem Heidenthum der alten Araber, und dem Parsismus zusammen gesetzt ist. Was den Glauben der Muhamedaner betrifft, so ist die Lehre von einem einzigen Gott lebhaft hervorgehoben, und ihr Wahlspruch ist: „Es giebt keinen Gott außer Gott.“ Hierbei haben sie die würdigsten Begriffe von seinen Eigenschaften, so wie wir sie selbst in unserer Bibel finden, die sie übrigens für verfälscht halten, weil die Weissagungen des Muhamed darin fehlen. Nächst dem Glauben an einen einzigen Gott lehrte Muhamed eine strenge Prädestination, nach welcher Alles was geschieht, geschehen muß, so daß der Türke, alle Schicksale, die ihn treffen, für Nothwendigkeit ansieht, und sich

daher bei allen Widerwärtigkeiten leicht tröstet, selbst wenn er sie durch seine Handlungsweise herbeigeführt hat, da er nach der Vorherbestimmung Gottes nicht anders handeln konnte. In dem großen Buche der himmlischen Verordnungen stehen ihm alle Begebenheiten, die von Ewigkeit her bestimmt sind, und an denen daher der Mensch selbst durch sein Verhalten nichts ändern kann, so daß seine moralische Freiheit aufgehoben ist, wobei aber zugleich auch bewirkt wird, daß der Türke keine Gewissensbisse fühlt, sondern ruhig fortlebt, bis der Tod ihn ins Paradies ruft, wohin jeder gelangt der die drei Hauptlehren von Gott, Muhamed seinem Propheten und der Prävidenz annimmt.

Wie die Katholiken nach dem Tode einen Mittelzustand annehmen, welchen sie das Fegefeuer nennen, so nehmen auch die Muhamedaner einen ähnlichen Zustand an, worin der Körper des Verstorbenen bis auf den untersten Rückenwirbel verfaut, worauf durch einen 40tägigen Thau ein neuer himmlischer Körper erzeugt wird, der die Freuden des Paradieses in vollem Maaße genießt, da das Sensorium desselben viel feiner ist, als das des irdischen Körpers.

Wie die Bibel der Christen, redet auch der Koran von einem jüngsten Gericht, bei welchem die Engel gegenwärtig sind und wo Gabriel der Schutzengel der Muhamedaner, wie Michael der der Juden, die Wage hält, auf welcher die Menschen gewogen werden, um ihren sittlichen Werth oder Unwerth zu bestimmen. Muhamed erscheint ebenfalls als Anwalt der Gläubigen und zeigt diesen den Weg nach dem Paradiese, während die Ungläubigen als Verdammte über eine schmale Brücke in die Hölle spaziren. Ehe aber dieser jüngste Tag eintritt, gehen Zeichen und

Wunder vorher, um die Menschen auf die große Katastrophe vorzubereiten.

Zu dem Ceremoniel der Muhamedaner gehört vorzüglich Gebet, Fasten und Almosen, indem sie bei ersterem, das täglich fünf Mal verrichtet wird, das Gesicht nach Mekka wenden. Das Fasten ist strenger, als das der Katholiken, da sie jährlich einen Monat lang, sich aller Speise und alles Trankes enthalten müssen, bis Sonnenuntergang, worauf sie sich aber ziemlich zu entschädigen wissen. Das Almosen ist bedeutender als bei uns, da jeder $2\frac{1}{2}$ pro Cent seines Einkommens jährlich zu entrichten hat, wobei sich die Armen nicht schlecht befinden.

Verboten ist den Anhängern des Islam der Genuß des Weines, Schweinefleisches und überhaupt aller Speisen, die das jüdische Gesetz verbietet, jedoch wird das Gesetz in Rücksicht des ersten Verbotes so eludirt, daß Most zu trinken erlaubt ist. Ferner werden keine Glücksspiele gebuldet, und nur Schach habe ich öfters bei ihnen spielen sehen, worinnen sie sehr stark sind.

Die Muhamedaner auf Java waren von der Sekte der Sunniten, wozu die Türken in Europa, die Araber, Tartaren und Barbaresken in Afrika gehören, während die übrigen Schiiten sind, welche wiederum in siebenzig kleinere Sekten zerfallen.

Zu bewundern ist es, daß sich in den drei Hauptreligionen, der jüdischen, christlichen und muhamedanischen zwei solche Hauptsekten befinden, von denen die eine neben der ersten Quelle ihres Glaubens, mag diese nun Bibel oder Koran heißen, noch eine zweite Quelle annimmt,

worin ein erweiterter Unterricht ihres Religionsstifters enthalten sein soll, den er nur seinen Vertrauten ertheilte, während die andere Parthei sich einzig und allein an die erste Quelle hält. Was nämlich bei den Christen, Katholiken und Protestanten sind, das sind bei den Muhamedanern Sunniten und Schiiten, und bei den Juden Talmudisten und Karaiten. Bei der einen herrscht mehr ein sklavischer, bei der andern ein freier Geist, weshalb diese wiederum mehrere Sekten zuläßt.

Da der nächste Tag ein Sonntag war, an welchem eben in dem Christen = Kampong öffentliche Gottesverehrung gehalten wurde, so war ich neugierig, dieselbe kennen zu lernen, und überredete meinen Wirth, mir dorthin Gesellschaft zu leisten, was er auch mit Vergnügen that. Ich war nicht wenig überrascht, in dem Kampong wohlgebaute Häuser und die größte Reinlichkeit zu erblicken, und in dem ganzen Treiben der Einwohner gewahrte man den wohlthätigen Einfluß der christlichen Religion, welcher der Ruhm gebührt, sowohl die bürgerlichen als ehelichen Verhältnisse schöner gestaltet zu haben, als man sie unter dem Einflusse einer andern Religion findet.

Unter einem großen Tamarinden = Baume vor dem Schulgebäude, welchem man seine ehrwürdige Bestimmung sogleich ansah, und wo man, wie ich hörte, alles Mögliche für die Erziehung der Jugend that, um eine brauchbare Generation darin erblühen zu lassen, hatte sich die ganze Gemeinde versammelt, da der Prediger aus Batavia noch nicht angekommen war. Freundlich wurden wir von Allen als Glaubensgenossen empfangen, und vorzüglich freute sich der Kantor, der ebenfalls gegenwärtig war, in mir einen

Landsmann zu erblicken, da er vor einigen 20 Jahren von Europa aus nach Ostindien gekommen war. Von ihm erfuhr ich auf meine Erkundigung, daß die Gemeinde unter vier Vorstehern stand, denen jedes Mitglied strengen Gehorsam schuldig war, und daß eine Gütergemeinschaft statt fände, welche an die Zeiten der Apostel erinnerte, da die Ländereien gleichmäßig vertheilt waren.

Auf diese Weise, sagte er, ist aller Neid und alle Mißgunst unter einander verbannt, und mit christlichem Sinn hilft einer dem Andern, so viel er vermag. Ein unsittlicher und träger Mensch würde mit gänzlicher Verachtung, und zuletzt mit Ausschließung aus der Gemeinde bestraft werden, doch hat unsre Gemeinde noch kein Beispiel dieser Art aufzuweisen, ob sie nun gleich 52 Jahre besteht. Alle Landes- und Erwerbszeugnisse werden in besondern Kommungebäuden verwahrt, und bei Verheirathungen werden die jungen Eheleute ausgestattet, und erhalten wiederum ihren Antheil an dem allgemeinen Eigenthum.

Eine solche Einrichtung war wirklich sehr löblich, und es wäre zu wünschen, daß sie überall gemacht werden könnte, indessen erlauben dies freilich die verschiedenen Verhältnisse nicht.

Ein schöneres Denkmahl hätte sich wirklich der Stifter dieser Gemeinde nie stiften können, als daß er sein Vermögen zu einem so segensreichen Zwecke verwendete, denn er gründete hierdurch seines Namens Gedächtniß auf eine Weise, wie es nur wenigen Menschen vergönnt ist. Mit frommer Nüchternheit und den Ausdrücken eines dankerfüllten Herzens sprach man von ihm, obgleich er selbst schon längst

in Staub und Asche zerfallen war, und dieß wird nicht aufhören, so lange seine schöne Stiftung besteht, wodurch er dankbaren Menschen Freiheit und Lebensglück verschaffte.

Sobald der Prediger ankam, setzte sich die ganze Gemeinde nach der Kirche in Bewegung, welche ganz nach Art unserer Dorfkirchen eingerichtet war. Nach Absingung einiger Lieder, welche aus dem Holländischen ins Malaische übersetzt worden waren, trat der Prediger auf den Rednerstuhl und hielt seinen Vortrag, wobei man ihm die größte Aufmerksamkeit schenkte, so daß man während desselben auch nicht das geringste Geräusch vernahm, was wohl das beste Lob für einen Prediger ist, wenn nicht vielleicht Morpheus diese Ruhe bewirkt, wie es öfters auch der Fall ist.

Nach der Predigt wurde das heilige Abendmahl gehalten, an welchem die ganze Gemeinde Antheil nahm. Eine rühmliche Erwähnung verdiente bei diesem Gottesdienste noch, daß die Andacht der christlichen Gemeinde weder durch einen Klingelbeutel gestört, noch die Mitglieder selbst auf die Idee einer Art von Ablass geführt wurden, da von Beichtgeld nicht die Rede war, was immer etwas Gehässiges an sich trägt. Ferner waren bei Taufen und Begräbnissen keine Abgaben zu entrichten, eine Einrichtung, die überall zu wünschen wäre. Und dieß könnte allein die Besoldung der Geistlichen aus der Staatskasse bewirken, nachdem die Kirchengüter eingezogen worden wären.

Ich bin fest überzeugt, daß der Geistliche hierdurch seinen Wirkungskreis erweitern würde, da er dann nicht mehr, wie es bisher oft geschehen ist, in unangenehme Berührungen mit seiner Gemeinde käme, der er seine Besoldung verdankt. Diese fehlerhafte Einrichtung ist der Grund, daß

der geistliche Stand gar oft nicht so geachtet wird, als er sollte, weil nemlich ein Prediger seiner Gemeinde hart, ungerecht und geizig erscheinen kann, wenn er von seinen Einkünften nichts einbüßen will, was doch nicht von ihm zu verlangen ist, da seine physische Existenz darauf beruht. Es kommt so zu Reibungen, der Geistliche verliert sein Ansehen und mit der Achtung gegen die Person, verliert auch die Sache, so daß gegen die Religion in solchen Gemeinden Gleichgültigkeit entsteht, was wiederum den nachtheiligsten Einfluß hat. Vielleicht aber würde eine Einrichtung, die mit so vielem Nachtheile verbunden ist, schon längst aufgehoben worden sein, wenn sich nicht von Seiten solcher Geistlichen Widersprüche erhoben hätten, die sich bei derselben lange Zeit wohl befanden, und die bisherigen Einkünfte für gewisser hielten, als die aus der Staatskasse zu erhaltenden, welche bei einem ausbrechenden Kriege gefährdet werden kann. —

Mit großer Liebe hing die dortige Gemeinde an ihrem Seelsorger, wovon gewiß neben seinem innern Werthe der Grund auch dieser war, daß sie ihm für seine Amtsgeschäfte nichts zu entrichten hatten. Deshalb suchten sie aber ihre Liebe gegen ihn auch dadurch auszudrücken, daß sie ihm seine Küche fleißig mit allerlei Lebensmitteln versorgten.

Nachdem der Gottesdienst vorüber war, traten wir unsern Rückweg nach Tjomangis wieder an, indem wir uns von dieser musterhaften Gemeinde unterhielten, indem wir herzlich wünschten, das Christenthum möchte auch in Indien sich weiter verbreiten, als es bisher geschehen war. Wir waren aber der Meinung, daß dies so schnell nicht

gehen würde, da die Indier in der Bibel nach ihren Begriffen zu viel Anstößiges finden, und Menschen darin, die wir gerade als außerordentliche Personen ansehen, in mehrerer Rücksicht für Varias halten.

Sa selbst die katholische und lutherische Lehre vom Abendmahl ist ein Grund ihrer Abneigung gegen das Christenthum, und mehrere Missionäre wurden schon mit der Frage überrascht, ob es denn Recht sei, seinen Gott zu opfern, und ihn dann selbst zu verzehren. —

Da mein Wirth ein sehr gebildeter Mann war, so nahm unser Gespräch sehr oft eine philosophische Gestalt an, was auch in diesen Augenblicken der Fall war, wo wir von den wichtigsten Angelegenheiten der Menschheit sprachen, womit es die Religion zu thun hat. Da uns nun aber Indien am nächsten lag, so konnte es nicht fehlen, daß die Gestaltungen des religiösen Glaubens daselbst vorzüglich ins Auge gefaßt wurden, wobei nun wiederum die Bewohner der sundischen Inseln, die wir am besten kannten, am meisten unsere Aufmerksamkeit an sich zogen, weshalb ich mir bei dieser Gelegenheit erlaube, mich mit wenigen Worten über dieselben auszusprechen.

Die Bewohner dieser Inseln sind höchst wahrscheinlich eines Stammes mit denen auf dem Festlande von Indien, nur daß sie mehr oder weniger durch fremde Ansiedler vermischt wurden, und so ihr ursprüngliches Gepräge verloren. Vorzüglich aber waren es wohl Völker tartarischer Abkunft, welche diese Mischung bewirkten, und in der Folge über die Eingeborenen sich so erhoben, daß diese ihre Sprache und Religion einbüßten. Denn statt der verschiedenen Dialekte, welche man auf diesen Inseln antrifft, war gewiß anfangs nur

eine Sprache und höchst wahrscheinlich der Sanscrit, die gegenwärtig ausgestorbene Sprache der Hindu, und statt des Muhamedanismus, der jetzt als vorherrschend daselbst erscheint, herrschte gewiß, wie noch jetzt auf dem Festlande der Bramaismus, von welchem sich noch viele Spuren, besonders in Borneo finden. Diese Religion aber hat ihren Namen von Brama, worunter der Indier das Urwesen versteht, und entwickelte sich wahrscheinlich aus dem Fetischismus, wobei das Volk seine religiösen Gefühle ausströmen ließ, je nachdem dem Auge ein Gegenstand der Furcht oder der Hoffnung begegnete, und den man jetzt noch bei mehreren Völkern antrifft. Priester mit mosaischen Ideen, etwa aus Aegypten, wo Moses selbst die Weihe erhielt, kamen vielleicht nach Indien, und nannten sich, um sich bei dem Volke geltend zu machen, Braminen, nach dem Hauptgegenstande ihrer Verehrung, und fingen nun an, ein Lehrgebäude zu errichten, dessen Grundlehre die Lehre von Brama, Wischnu und Schiva, also eine Trias, gerade wie im Christenthume war, wodurch sie die Idee des Schöpfers, Erhalters und Richters auszudrücken schienen. Um ihren Lehren noch mehr Gewicht zu geben, lehrten sie die Fleischwerdung eines Gottes, dessen Belehrungen sie in den heiligen Büchern der Bedas und Puranas niederlegten.

Wir finden hier also wiederum eine Aehnlichkeit mit dem christlichen Glauben von der Menschwerdung des Sohnes Gottes, und sehen, daß diese Vorstellung gar sehr alt ist, und als Symbol dient dafür, daß Gottes Liebe die Menschheit für den Himmel erzieht. Mit seinem heiligen Geiste ausgerüstet sendet er seine Söhne herab, um diesen Plan zur Reife zu bringen. So führt uns die Geschichte

aller Völker auf eine Urreligion, die sich im Laufe der Zeit nur verschieden modificirte durch die verschiedenen Religionsstifter, die ein Religionsystem nach den Bedürfnissen des Volkes errichteten. Etwas Aehnliches finden wir z. B. auch bei den Römern und Griechen, wo ebenfalls die Welt in der heiligen Dreizahl regiert wurde.

Der Bramaismus aber, welcher auf solche Weise entstand, wurde im Laufe der Zeit corrumpt, und seine Reinheit getrübt, weshalb ein Reformator Budha aufstand, um denselben von den ihm anklebenden Schlacken zu reinigen. Dieser stellte die Gottheit unter der Gestalt eines Zirkels, dem Symbol des Uumfassenden, dar. Eine neue Reformation finden wir in dem Jainismus, nach rationellen Grundsätzen geordnet, worin alles äußere Gepränge, so wie die Opfer abgeschafft sind, und nur eine einfache Ceremonie zum Ausdruck des religiösen Gefühls dient. Dadurch aber vorzüglich bekennen die Anhänger dieser Sekte ihren Rationalismus, daß sie sagen: Wir glauben nicht, was wir nicht sehen, und was unsere Vernunft nicht begreift. Zugleich haben sie eine hohe Achtung gegen alles Leben, und halten es für Sünde, ein Thier zu tödten, in welchem nach ihren Begriffen ebenfalls ein unsterblicher Geist wohnt.

Die Masse des javanischen Volkes bekannte sich auch zu dieser Religion des Budha, wurde aber 1406 durch einen Araber Namens Ben Israil zur muhamedanischen Religion bekehrt, was diesem nicht schwer wurde, da der Islamismus für die sinnlichen Menschen zu viel Einschmeichelnendes hatte, um zurückgewiesen zu werden.

Dreiundvierzigstes Capitel.

Vulkane auf Java. Abreise von Bjomangis nach Batavia. Abschied von den befreundeten Herzen.

Noch nie war mir die Hitze auf Java so drückend vorgekommen, als heute, kein Lüftchen regte sich, und die Atmosphäre war erstickend, so daß mein Wirth eine Naturbegebenheit prophezeite, worin er auch, wie wir bald erfuhren, recht hatte.

Ganz ermattet kamen wir in unserer Wohnung an, wo wir zuerst durch Kokuswasser unsern brennenden Durst stillten, und uns dann in dem nahe vorbeisfließenden Flußgraben badeten.

Bei Sonnenuntergang vernahmen wir plötzlich einige Erdstöße, denen bald Schläge in den obern Regionen folgten, und gleich darauf bemerkten wir nach Osten zu, daß der Himmel wie durch Rauchwolken sich trübte, was wir auf den Ausbruch eines feuerspeienden Berges deuteten, von denen sich viele auf Java befanden, da der ganze Boden vulkanischen Ursprungs ist. Bald darauf erhob sich ein schweres Gewitter, und starke Regengüsse strömten aus den Wolken herab, die häufige Blitze durchzuckten, denen schreckliche Donnerschläge folgten.

Schon am andern Morgen erfuhren wir, daß der Ausbruch eines Vulkans in der Preanger Regentschaft statt gefunden habe, wodurch große Verwüstungen in den herumliegenden Kampongs angerichtet worden seien, so daß der Nachricht zufolge einige Tausend Menschen dabei umgekommen und die Pflanzungen durch die herabströmende Lava gänzlich verdorben waren. Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich auch, daß die Chronik in Java viele solche Eruptionen aufzuweisen habe, was auch der ganze Anblick des Innern der Insel wahrscheinlich macht. Eine ununterbrochene Reihe großer Berge nemlich zieht sich bis zu 12,000 Fuß Höhe hindurch, die durch die unten runde und oben zugespitzte Form Vulkane verrathen.

In der Gegend von Batavia ist der Panarango, in der Provinz Bantam der Gunung = Karang zu bemerken, beide unter dem Namen „die blauen Berge“ bekannt, da sie von der Rhede zu Batavia aus dem Auge in dieser Farbe erscheinen. Von hier aus durchzieht eine Reihe von Feuerbergen die ganze Insel, deren Anzahl man auf 38 angiebt. Von einigen sind die Krater gänzlich erloschen, bei andern bemerkt man noch schmale Oeffnungen, aus denen sich Schwefeldämpfe erheben. Zu den vulkanischen Erscheinungen gehören auch die mineralischen Gewässer von ganz verschiedener Temperatur, unter denen die an den Hügeln von Panawangan hervorsprudelnden heißen Quellen vorzüglich zu bemerken sind. Die Ebene, worin man diese findet, ist vollkommen weiß, und schwefelartiger Dunst steigt aus der ganzen Gegend auf. Das Wasser selbst rinnt langsam über diese Ebene hinab, sich zu kleinen Bächen vereinigend, und

ist in mancher Quelle so heiß, daß man 130° Fahrenheit gefunden hat.

So trifft man auf der Insel auch bedeutende Salzquellen an, und als vorzüglich merkwürdig zu erinnern sind die in der Mitte eines Kalksteinbezirks hervorbrechenden Schlammauswürfe, wobei zuerst eine Menge Rauch aufsteigt, dem ein dumpfes Getöse folgt, dann erhebt sich eine schwarze Masse, welche 20 Fuß hoch in der Luft zerplatzt, und nach allen Richtungen Schlamm umher schleudert.

Diese Erscheinung ist übrigens nicht momentan, sondern wiederholt sich ohne Unterlaß, so daß sie alle Naturforscher als ein großes Naturwunder ansehen. Zu bemerken ist noch, daß bei Regenzeit der Schlamm häufiger und gewaltiger aufgetrieben wird.

Daß aber die Eruptionen der Vulkane auf den Inseln des indischen Meeres weit schrecklicher als die der europäischen sein müssen, obgleich die Ausbrüche des Aetna und Vesuv als sehr gewaltig geschildert werden, davon zeugt der Ausbruch des Tomboro auf der Insel Sumbava, 300 Meilen von Java, im April des Jahres 1815, also kurz vor meiner Ankunft in Indien. Die Wirksamkeit desselben war nach den darüber eingegangenen Berichten so groß, daß sie sich über die moluckischen und sundischen Inseln in einem Umfange von 1000 Meilen erstreckte.

Der gelehrte Stewart erwähnt dieses Naturereigniß in seinen transactions of the literary Society of Bombay, und drückt sich darüber so aus, indem er von der Wirkung desselben auf der Insel Java spricht: Mit Aschenwolken war der Himmel gegen Mittag bedeckt, und die Sonne in ein solches Luftgewand gehüllt, daß sie mit ihren Strahlen

nicht durchzubringen vermochte. Die Dächer, Straßen und Felder waren mehrere Zoll hoch mit Aschenregen bedeckt, und während dieser Finsterniß hörte man zuweilen ein heftiges Poltern, ähnlich dem Kanonendonner, so daß viele englische Offiziere befürchteten, es möchten Seeräuber gelandet sein, und daher Fahrzeuge abschickten, der bedrohten Stelle zu Hülfe zu kommen. So schrecklich wüthete der Vulkan auf einer 300 Meilen entfernten Insel 14 Tage lang fort, und erzeugte vorzüglich in Batavia eine epidemische Krankheit, während in Banyuwangi die Erndte vernichtet wurde, da sich hier die Aschenwolke mit ihrer ganzen Gewalt entladen hatte.

Zu den größten Bergen der Insel gehört der Tankuban = Prahu, der ebenfalls ein interessanter Vulkan ist, und dessen Kern aus ungeheuern Basaltmassen besteht, woraus überhaupt die meisten Berge in Java gebildet sind. Im Krater desselben befindet sich ein milchfarbener See, der immer in siedender Bewegung ist.

Angenehm war es mir, als ich mit einer passenden Gelegenheit, welche sich mir durch einen Reisenden darbot, auch die östliche Seite der Insel Java Banyuwangi besuchen konnte, wo ich ebenfalls den Boden sehr vulkanisch fand.

Die Insel Bali wird durch eine zwei Meilen breite Meerenge von dieser Provinz geschieden, und hat in frühern Zeiten wahrscheinlich damit zusammen gehangen. Das Land ist hier äußerst fruchtbar, aber auch zugleich sehr ungesund.

Erst zu Ende des vorigen Jahrhunderts haben die Holländer den einheimischen Fürsten vertrieben, und den ganzen Distrikt sich zugeeignet, der von den übrigen Theilen der Insel sehr isolirt ist, und deshalb meist als ein Verbannungs-

ort

ort für Verbrecher benutzt wird, welche in den Kaffee- und Pfefferpflanzungen der Holländer arbeiten müssen. Zu bemerken ist hier vorzüglich in geognostischer Rücksicht der Mont Idienne, einer der höchsten Berge auf der ganzen Insel, so wie auch der in der Nähe befindliche weiße Fluß, der zuweilen plötzlich Geschmack und Farbe wechselt, so daß ein Wasser, obgleich vorher ganz unschädlich, bei einer dunkeln Färbung und einem sauern Geschmacke Pflanzen und Thieren den Tod bringt, wenn die erstern davon berührt werden, und die letztern davon genießen. Immer ist es hier feucht und nebelig, und die Sonnenstrahlen durchdringen nie die dichten Wälder, welche Banyuwangi einschließen.

Aus dem Schlunde des Mont Idienne quillt ein Bach mit Schwefelsäure geschwängert, der sich, von Regen angeschwollen, in den weißen Fluß ergießt, und ihm wahrscheinlich die schädliche Eigenschaft mittheilt, wie mehrere Naturforscher meinen, indem sie sagen, daß die Schwefelsäure mit den im Wasser des weißen Flusses aufgelösten Thontheilchen vermischt, die Farbe und den Geschmack des Wassers ändere, und es in dieser Vermischung schädlich mache.

Den Krater des Mont Idienne habe ich nicht bestiegen, weiß also nicht aus eigener Erfahrung, wie es in der schrecklichen Werkstätte des Vulkan aussieht, doch macht ein Reisender eine Schilderung davon, nach welcher der Aufenthalt daselbst furchtbar sein muß. „Furchtbar hängen die Felsen herab, sagt er, und scheinen jeden Augenblick in die Tiefe zu stürzen; das Wallen und die Glut siedender Materien, das Gebrüll der zerschmolzenen Stoffe, gleich dem Getöse der Wogen, die sich an Klippen brechen, und eine scharfe,

glühende Lust betäubt die Seele und verwirrt die Gedanken.“

Mein Aufenthalt in diesem Distrikte dauerte nicht lange, da mir die schwere, feuchte Lust nicht behagte, und sobald als möglich kehrte ich wieder nach Djomangis zurück, wo ich bei meiner Ankunft auf eine angenehme Weise überrascht wurde, da ich meinen theuern Freund B., den ich seit der Zeit unserer Trennung bei der Vertheilung der Truppen auf Java, nicht wieder gesehen hatte, im Posthause antraf. Unendlich groß war auf beiden Theilen die Freude, als wir uns nach einer so langen Trennung in die Arme sanken, und Einer dem Andern seine Schicksale erzählte. Mein Freund hatte bisher als Exerziermeister bei dem Depot gestanden, und war nun, nachdem er zum Rittmeister avancirt war, nach Buitenzorg veretzt worden, wo die Kompagnie im Dienste für den General-Gouverneur stand. Unter andern erfuhr ich von ihm, daß er erst seit einigen Tagen aus der Preanger Regentschaft zurückgekehrt sei, wohin er den Bruder des General-Gouverneur begleitet habe, der als Resident daselbst angestellt worden war. Hier hatte er das Vergnügen gehabt, einer Rhinoceros-Jagd beizuwohnen, wobei eins dieser Thiere erlegt, und hierauf ausgestopft worden war, um das Museum zu Leiden damit zu bereichern. Der Aufenthalt dieser kolossalen Geschöpfe beschränkt sich nach der Aussage meines Freundes auf ein 6 Stunden langes und 2 Stunden breites Thal, in welchem viel Gebüsch sich befindet, und frische Wasserquellen den Boden feucht erhalten, welche diesen Thieren Kühlung gewähren. Die Jagd derselben war vorzüglich der vielen Tiger halber, die sich in der dortigen Gegend aufhalten, gefährlich, zugleich

aber gehört ein guter Schütze dazu, die gewünschte Beute zu erwischen, da der Körper des Rhinoceros bekanntlich den Flintenkugeln widersteht, und nur ein einziges Fleck auf der Brust so weich ist, daß es durch einen Schuß getödtet werden kann, und dieß war auch der Grund, warum man auf der Jagd nicht glücklicher gewesen war. Das Fleisch dieser Thiere wird in manchen Gegenden von Indien gegessen, und das Horn hält man für ein Schutzmittel gegen verschiedene Krankheiten, weshalb oft Becher daraus gedrechselt werden, aus denen vornehme Leute zu trinken pflegen.

Gern wäre ich mit meinem Freunde auf eine längere Zeit vereinigt gewesen, da wir uns nach unserer Trennung wieder einmal aussprechen zu können wünschten, aber nur ein Paar kurze Stunden durfte B. der Freundschaft widmen, da die Pflicht ihn rief und seine militairischen Verhältnisse einen längern Aufenthalt bei mir nicht zuließen. Ich drückte ihn daher bald an meine Brust, um auf immer Abschied von ihm zu nehmen, denn seit dieser Zeit habe ich nichts wieder von ihm gehört, da ich nun bald Indien verließ, und nach meinem Vaterlande zurückreiste, in welchem ich dem Andenken meines Freundes noch manchen Augenblick widme, so daß recht oft der sehnfüchtige Wunsch in meinem Herzen aufsteigt, ihn vor meinem Tode nur noch einmal zu sehen; doch wird dieser Wunsch wohl schwerlich in Erfüllung gehen, und wahrscheinlich werden wir erst in jenem Leben unser Freundschaftsband von Neuem knüpfen. Denn ob es mich gleich mächtig zurückzieht nach jenem Lande, wo B. jetzt noch weilt, wenn nicht vielleicht der Todesengel ihn in jene Lichtflur rief, wo wir Alle uns wiederfinden, so dürfte doch die That wohl hinter dem Willen zurück bleiben, da

sich die Zahl meiner Tage gemehrt hat, und es mir so an Kraft gebrechen würde, noch einmal Strapazen zu ertragen, denen so viele Jüngere unterlagen.

Nur einige Tage waren verstrichen, seitdem ich B. zum letzten Male in meinem Leben sah, als die Sehnsucht nach meinem Vaterlande durch einen Brief meines ältesten Bruders stärker als je in mir erwachte, und ich wendete mich daher an den General-Gouverneur mit der Bitte um freie Ueberfahrt nach Europa, indem ich zugleich um die Erlaubniß nachsuchte, meine Pension in meinem Vaterlande verzehren zu dürfen. Aber nur meine erste Bitte wurde mir gewährt, und in Rücksicht der letztern bekam ich den Bescheid, daß das Gesetz mir die Gewährung derselben versage, jedoch wurde mir eine viermonatliche Gehaltsgratifikation, welche 1000 holländische Gulden betrug, zugesichert.

Hierauf nahm ich von meinem bisherigen Wirth Abschied, um in Batavia die Abreise eines Schiffes nach Europa abzuwarten. Es that mir außerordentlich wehe, mich von einem Manne zu trennen, der mir so mannichfaltige Beweise seiner freundschaftlichen Gefinnungen gegeben hatte. Er drückte mich bei meinem Abschiede so fest an sein Herz, als wolle er damit sagen, daß es ihm wohl zum letzten Male vergönnt sein würde, mich freundschaftlich zu umarmen. Nach einem herzlichen Glückwunsche, den er mir auf meine weite Reise mit auf den Weg gab, und den ich aus warmer Freundesbrust erwiderte, entfernte ich mich von ihm, um ihn nie wieder zu sehen.

In Batavia hatte zwar die Cholera morbus aufgehört, so schrecklich zu wüthen, als es gleich zu Anfang ihres Ausbruchs geschehen war, jedoch starben immer noch täglich eine

beträchtliche Menge Menschen, vorzüglich in den Theilen der Stadt, in welchen, der feuchten, morastigen Luft halber, die Sterblichkeit überhaupt am größten war. Groß war die Niedergeschlagenheit der Einwohner, da es wenig Familien gab, welche nicht einen schmerzlichen Verlust durch den Tod eines ihrer Lieben erlitten hatte. Alles fröhliche Leben war aus der Stadt entflohen, da die allgemeine Trauer keine freudige Regung gestattete.

Ich machte zu dieser Zeit mit einem Kaufmanne Bekanntschaft, welcher sich entschlossen hatte, mit seiner Gattin nach Europa zurückzukehren, welches er vor 25 Jahren verlassen hatte, um sich in Indien ein bedeutendes Vermögen zu erwerben. Er wollte nun in seinem Vaterlande, im Kreise seiner Verwandten seine Tage ruhig beschließen, und bei diesem Gedanken befand sich der gute Mann schon übergelüthet. Er freute sich daher, in mir einen Europäer und zugleich einen Gesellschafter auf der langen Reise zu finden, die wir nun gemeinschaftlich anzutreten beschlossen, aber Gott fügte es anders, denn nicht sollte er wieder den heimischen Boden begrüßen, sondern in dem Lande seine Ruhe im Grabe finden, wo ihm sein Glück geblüht hatte. Ob er sich gleich einer festen Gesundheit erfreute, so sahe ich ihn doch schon nach einigen Tagen unserer Bekanntschaft auf der Bahre liegen, was einen tiefen Schmerz bei mir erregte, vorzüglich da er so schnell dahingerafft wurde. Erst den Tag vorher waren wir bei einander gewesen, und bei unserm Abschiede hatte er mich auf den folgenden Tag zum Mittagsmahle geladen, zu welchem ich auch zur gehörigen Stunde erschien. Aber wer beschreibt mein Erstaunen und meinen Schmerz, als ich meinen neuen Freund, der mir mit so warmem Her-

zen ergeben schien, als Leiche erblickte. Seine Frau jammerte laut und meinte diesen harten Schlag nicht ertragen zu können, da sie ihren Mann so sehr geliebt habe, daß sie ohne ihn nicht mehr leben könne und möge. Ich suchte die Trauernde zu trösten, so viel in meinen Kräften stand, doch war ihr Schmerz von der Art, daß ich wirklich für ihr Leben bangte. Gern willigte ich daher ein, als sie mich bat, nur heute sie nicht zu verlassen, und die Leiche ihres geliebten Mannes zu seiner Ruhestätte zu begleiten, was noch denselben Abend geschah.

Mit traurigem Herzen und mit dem Gedanken beschäftigt über die unerforschlichen Rathschläge Gottes, der unserm Leben oft ein Ziel setzt, gerade zu einer Zeit, wo wir die Realisirung unserer schönsten Wünsche hoffen, folgte ich dem Sarge, der meines Freundes Hülle barg, und eine Hand voll Erde, die ich ihm zum Beweise meiner Liebe in seine Gruft warf, war die letzte freundschaftliche Mitgift. Ach es war mir ein schrecklicher Ton, als der Sarg an den Todtenseilen in die Tiefe hinabrollte und polternd die Erde ihn bedeckte, als der Todtengräber sein Amt verrichtete. Wer weiß, dachte ich bei mir selbst, ob nicht bald vielleicht der Herr auch deinem Leben ein Ziel setzt, daß fremder Staub auch deine Hülle deckt.

Tief bewegt begleitete ich die jammernde Wittwe in ihre Wohnung zurück, und versprach sie bald wieder zu besuchen, aber schon am zweiten Tage erhielt ich die Nachricht, daß der Todesengel nicht gezögert habe, sie in das Land zu führen, in welches ihr geliebter Gatte ihr vorangegangen war.

So sehr mich diese Nachricht aber auch betrübte, so konnte ich doch die Verewigte nur glücklich preisen, da die Trennung von dem Geliebten ihres Herzens nur kurze Zeit gedauert hatte, und sie nun dort angekommen war, wo nicht mehr Tod noch Trennung ist. Dort erblickte nun mein Glaube die Glücklichen in seliger Umarmung, sich freuend, daß ihre Sehnsucht so bald gestillt worden war, denn schön ist's ja, wenn der Pfeil des Todes die Herzen zweier Liebenden zu gleicher Zeit trifft, daß nicht ein langer Trennungsschmerz des Lebens edle Kraft langsam verzehre.

Noch mehrere Beispiele eines so schnellen unerwarteten Todes erlebte ich zu dieser Zeit in Batavia, weshalb ich selbst ganz gleichgültig gegen denselben wurde, und unbesorgt die Hospitälern besuchte, in welchen Freunde und Bekannte von mir lagen, doch wünschte ich auch recht sehnlich, bald eine Gelegenheit zu finden, Batavia verlassen zu können, um meinem Vaterlande entgegen zu eilen, da mir in meinen jetzigen Verhältnissen so wenig Freuden blühten.

Gerade um diese Zeit kamen mehrere Schiffe aus Europa, theils aus England, Holland und Frankreich auf der Rhede von Batavia an, mit Gütern aller Art belastet, die hier verhandelt werden sollten, da die Besitzer derselben auf einen großen Gewinn rechneten, doch hatten sie sich in ihrer Hoffnung getäuscht, denn wollten sie verkaufen, so mußten sie die Preise der Waaren so herabsetzen, daß ihnen der weite Weg, den sie von ihrer Heimath aus bis hierher gemacht hatten, nicht bezahlt wurde. Am allerschlechtesten aber kam ein Holländer an, der den unglücklichen Gedanken gefaßt hatte, mit einer Ladung von Butter, Käse, Schinken, Bier und Selterwasser sein Glück in Indien zu versuchen. Bei-

nahe in Verzweiflung gerieth der arme Mann, als er fand, daß seine Waaren beinahe alle verdorben waren, denn die Butter war auf dem langen Wege und bei einer langen Windstille unter der Linie ranzig geworden, die Käse waren gänzlich von Milben durchfressen, das Bier war versauert, und die Schinken, ob sie gleich mit gelöschtem Kalk überzogen worden waren, größtentheils angegangen, so daß aus der ganzen Ladung, welche sogleich öffentlich versteigert werden mußte, wenn nicht bei längerer Verzögerung auch das wenige Brauchbare noch verderben sollte, nicht so viel gelöst wurde, als die Fracht betrug. Wer solche glückliche Speculationen machte, war wohl werth, daß man ihn bedauerte, theils wegen seines Verlustes, theils aber auch wegen des Mangels an Einsicht, da ja voraus zu sehen war, was für einen Ausgang ein solches Unternehmen haben mußte.

Da ich gehört hatte, daß in einigen Tagen ein Schiff mit Kaffee beladen nach Rotterdam abgehen sollte, so war ich entschlossen, von dieser Gelegenheit Gebrauch zu machen, und begab mich daher von der Vorstadt Ryswick aus, in welcher ich der gesündern Luft halber logirte, zu dem betreffenden Kaufmann nach Batavia, um mit diesem meine Sache abzumachen; ehe ich aber noch zu demselben gelangte, begegnete mir der Kriegssekretair W., von welchem ich erfuhr, daß 26 Mann Soldaten, deren Dienstzeit um wäre, mit demselben Schiffe, das ich eben zu meiner Rückfahrt benutzen wollte, abgehen würden, und daß es mir freistehe, diese Gelegenheit zu benutzen, da er eben im Begriff sei, wegen der Ueberfahrt der Soldaten zu unterhandeln. Er freute sich, als ich ihm sagte, daß eine ähnliche Absicht mich eben zu dem Kaufmann führte, der über das Schiff zu be-

stimmen habe, und so gingen wir beide in Gesellschaft zu ihm, wo wir zufällig den Kapitän des Schiffes trafen, der sogleich bereitwillig war, mich und die Soldaten auf Rechnung des Gouvernements aufzunehmen, und die Zeit seiner Abreise auf den sechsten Tag festsetzte.

Ich brachte nun meine Angelegenheiten vollends in Ordnung, und vergaß nicht, mir baldigst meine Gratifikation auszahlen zu lassen. Dieß war die Zeit, wo eine Trennung nach der andern erfolgte, denn von allen meinen Freunden nahm ich nun nach und nach Abschied, so daß ich mich die ganze, bis zur Abfahrt noch übrige Zeit in einer wehmüthigen Stimmung befand, denn ich wußte, daß jeder, dem ich den Abschiedsgruß zurief, in diesem Leben für mich verloren war.

Meine Mirza, von welcher ich nichts weiter zu erwähnen habe, als daß sie mir 6 Jahre hindurch mit der größten Treue und Pünktlichkeit ihre Dienste geweiht und ich daher die größte Ursache hatte, mit ihr zufrieden zu sein, wurde so betrübt, als sie nun von meiner nahen Abreise hörte, daß sie in einen Strom von Thränen ausbrach und mich bat, sie nicht von mir zu verstoßen, sondern sie mit in mein Vaterland zu nehmen, wo sie mir treu bis in den Tod zu dienen versprach. Sie fiel bei diesen Worten vor mir nieder, und umklammerte meine Kniee, um so die Gewährung ihrer Bitte desto eher zu bewirken. Ich war tief bewegt über die Anhänglichkeit dieses guten Mädchens, und hob sie mit den Worten auf, daß ich mich herzlich freue, in ihr eine so treue Dienerin gefunden zu haben, und daß ich keinen sehnlichern Wunsch hege, als fernerhin Beweise ihrer Liebe zu erhalten, was nur dadurch möglich sei, daß

ich sie mit in mein Vaterland führe; aber gute Mirza, fügte ich hinzu, du würdest dann deine Freunde und Verwandte, dein schönes Vaterland nie wieder sehen, denn viele hundert Meilen trennen Europas Küsten von Indiens Gestaden, und was für Gefahren die Reisenden auf einem so langen Wege umringen, das ist dir wahrscheinlich nicht bekannt. So gern ich dich also immer bei mir haben möchte, so würde ich doch dadurch deine mir stets bewiesene Treue schlecht belohnen, wenn ich dich mit mir nehmen wollte, um dich Allem, was dir hier lieb und theuer war, zu entziehen, und nach einem so fernem Lande zu führen, wo du vielleicht so Manches vermissen, und dich nicht so glücklich fühlen würdest, als du jetzt es bist. — Aber alle diese Bedenklichkeiten räumte sie mir aus dem Wege, durch die schmeichelhafte Aeußerung, daß sie in der Nähe ihres guten Herren sich immer glücklich fühlen würde. Diese Anhänglichkeit rührte mich gar sehr, und ich würde mich gewiß dazu entschlossen haben, die Bitte des guten Mädchens zu erfüllen, wenn ich Mittel genug in den Händen gehabt hätte, die Kosten für die Ueberfahrt zu bestreiten, welche sich doch auf 500 Rupien beliefen. Als ich ihr dieses auf ihre fernern Bitten erwiederte, so schwieg sie auf einmal still, und weinte, so daß ich ihr, um ihr zu zeigen, daß ich ihre Anhänglichkeit an meiner Person zu achten verstände, 100 Rupien als Geschenk überreichte, mit dem Bemerken, daß es mein herzlichster Wunsch sei, sie so glücklich zu wissen, als ihr gutes Herz es verdiene. Aber gleich als fühlte sie sich dadurch beleidigt, daß ich ihr dafür, ihre Bitte nicht erfüllen zu können, eine Entschädigung reichen wollte, sah sie mich mit großen Augen an und lehnte mit den Worten meine Gabe ab, daß sie es schmerzlich

empfinden würde, wenn sie mir von dem, was ich nothwendiger brauche, als sie, einen Theil entziehen wollte. Nein lieber Herr, rief sie aus, behalten Sie Ihr Geld, und nehmen Sie von Ihrer Mirza noch einmal den herzlichsten Dank für Ihre mir bisher erwiesene Güte an. Wir werden uns in diesem Leben nicht wieder sehen, doch sein Sie überzeugt, daß Ihr Andenken nie in meinem Herzen verlöschen wird. Zugleich bitte ich Sie, wenn dereinst in Vaterlande Ihre Gedanken in unsern Fluren streifen, und bei den freundlichen Bildern verweilen, die Ihnen hier begegneten, auch meiner zuweilen zu gedenken, da Ihnen mein Herz so sehr ergeben war, daß es Alles für Sie erduldet haben würde. Diese Sprache, welche von dem tiefen Gefühl des Mädchens zeugte, hätte ich wirklich nicht erwartet, und ich war daher bei dem Gedanken an die nahe Trennung von ihr sehr ergriffen. Ich versprach ihr, sie gewiß nie zu vergessen, und den Höchsten immer für ihr Wohl zu bitten, dankte für ihre geleisteten Dienste, und entließ sie, den Segen des Himmels auf sie herabwünschend.

Ach, wie schluchzte das Mädchen, als sie mir die Hand zum Abschied reichte und sie drückte, als wolle sie mir ihr ganzes Herz dadurch noch einmal zu erkennen geben; und indem sie mir nochmals alles Glück des Lebens gewünscht hatte, entfernte sie sich, um nach dem Fahrzeuge zu eilen, das ich für sie am Ufer bestellt hatte, und das sie in ihre Heimath führen sollte.

So war denn wiederum eine freundliche Erscheinung vor mir verschwunden, was mich äußerst wehmüthig stimmte, da ich eine größere Sorgfalt, eine größere Theilnahme an meinen heitern und trüben Ereignissen gewiß nicht hätte

finden können, als ich sie bei meiner Mirza fand, die ich nie vergessen werde, wie alle die guten Menschen, die mir die Tage meines Lebens durch Freundschaft und Liebe erhellten. Ach, dachte ich bei mir selbst, so verschwindet endlich Alles vor unsern Blicken und unser Leben ist nichts als eine Reihe von Verlusten und Trennungen, bis der Tod kommt, und uns die Augen zudrückt, daß es von Allem nichts mehr sieht, worauf es einst mit frohen Blicken weilte.

Am Abend desselben Tages war ich noch mit einigen Freunden versammelt, welche mir zu Ehren noch eine Abendmahlzeit veranstaltet hatten, und mich durch die Beweise ihrer Freundschaft zu Thränen rührten, da ich fühlte, daß es die letzten für dieses Leben waren. So fröhlich ich sonst im Kreise edler Freunde war, so war doch heute nur Wehmuth das einzige Gefühl, das meine Brust erfüllte. Der Becher verfehlte seine sonst gewöhnliche Wirkung, denn kein heiterer Gedanke stieg in mir auf, und Thränen der Wehmuth füllten mein Auge, als man mir von allen Seiten die herzlichsten Glückwünsche entgegen brachte, ich suchte daher die Abschiedsscene zu verkürzen und entfernte mich aus dem Freundekreise, von herzlichen Glückwünschen begleitet, um die letzte Nacht in meiner Wohnung zuzubringen. Mein aufgeregtes Gefühl verscheuchte den Schlaf aus meinen Augen und nur zuweilen schlummerte ich ein, doch um bald wieder von Träumen erweckt zu werden, die in düstrer Gestalt mich umschwebten. Endlich dämmerte der Morgen herauf zum letzten Male für mich auf Indiens freundlichen Boden, und ängstlich klopfte mein Herz, so daß ich aus diesem unruhigen Gefühle mir Unglück auf der Reise pro-

phezeigte, aber zum Glück war ich ein schlechter Prophet, wofür ich dem Himmel heute noch danke.

Nachdem ich noch von meinem Wirths Abschied genommen, und auch von ihm einen herzlichen Glückwunsch erhalten hatte, so daß ich an Wünschen reich, am Glücke aber arm meine Reise antrat, eilte ich zu dem Schiffe, welches zur Abfahrt am Ufer bereit lag.

Als ob der Himmel uns noch einmal im vollen Glanze das schöne Land erscheinen lassen wollte, das wir so eben verließen, so trat in dem Augenblicke, als ich das Schiff betrat, die Sonne am fernen Horizonte in ihrer vollen Pracht hervor. Ich machte die Soldaten, die mit mir nach den heimathlichen Fluren schifften, auf dieses herrliche Schauspiel aufmerksam, und nun riefen wir alle Indiens freundlicher Sonne unsern Abschiedsgruß entgegen, um gleich darauf die Anker zu lichten.

Vierundvierzigstes Capitel.

Abfahrt aus Indien. Perlenfischerei. Einiges von den Hindus.
Fang eines Haifisches. Abfertigung eines Korsaren.

Am 16. Juli 1823. verließen wir die Küste von Java, indem ein günstiger Wind die Segel schwellte, so daß wir bald die Insel aus dem Gesicht verloren, und nun nichts mehr als Himmel und Wasser um und über uns erblickten.

Ein Jeder hatte nun auf unserer Fahrt von seinen Abenteuern und Erfahrungen zu erzählen, die er gemacht hatte, so daß uns Allen die Zeit gar sehr verstrich. Vorzüglich gefiel mir die Unterhaltung eines Mannes, der sich früher mit der Perlenfischerei beschäftigt hatte, und uns die großen Mühseligkeiten schilderte, womit dieses Geschäft verbunden sei. Er war längere Zeit in Ceylon gewesen, wo sich bei dem Dorfe Manaar die beträchtlichste Fischerei im ganzen indischen Ocean befindet, und wußte uns daher alle näheren Umstände genau anzugeben. Nach seiner Erzählung wären die Taucher, wenn die Fischerei jährlich länger, als vom Februar bis Anfang April dauerte, in ihrem Geschäfte die unglücklichsten Menschen, da ihr Leben in dieser Zeit jeden Augenblick gar sehr gefährdet ist. Denn nicht genug, daß sie jedes Mal, wenn sie im Meere untertauchen,

die Beute eines gefräßigen Ungeheuers zu werden fürchten müssen, so wirkt der Aufenthalt in dem Wasser stets so nachtheilig auf ihren Körper, daß ihnen, wenn sie wieder heraufsteigen, das Gesicht aufschwillt, und das Blut ihnen oft aus Mund und Nase strömt, worauf denn andere Taucher die gefährliche Parthie unternehmen, bis auch sie dasselbe Schicksal haben, wie ihre Vorgänger, die dann nach einiger Erholung von neuem hinabsteigen. Diese Leute aber müssen von Jugend auf an ihr gefährliches Geschäft gewöhnt werden, da sie sonst bald den Beschwerden unterliegen würden, welche sie auszustehen haben. Ehe sie hinabsteigen, werden sie am ganzen Körper mit Del bestrichen, und ihre Nasenlöcher und Ohren mit Baumwolle verstopft, an den Arm aber wird ihnen ein mit Del gedränkter Schwamm gebunden, um daran zuweilen den Mund zu halten und Athem zu holen, ohne Wasser zu schöpfen. Sodann wird ihnen ein 20 bis 30 Pfund schwerer Stein an den Fuß gebunden, worauf sie oft 20 Klaftern tief in das Wasser hinabgelassen werden, um die Muscheln von den Felsen zu lösen, die sie in einem Neze verwahren, das sie an der Brust befestigt haben. Doch ist es, wie ich erfuhr, nicht möglich, länger als höchstens 8 Minuten in der Tiefe zu verweilen, wo dann der Taucher den Stein von seinem Fuße löst, und an der Schnur zuckt, an welcher er hinabgelassen wurde, was zum Zeichen dient, ihn schnell wieder heraufzuziehen. Seine Beute wird dann gewöhnlich in die Sonne gelegt, wo sich die Muschel mit dem Tode seines Bewohners gewöhnlich von selbst öffnet, und zeigt, ob es der Mühe werth war, sie aus der Tiefe heraufgeholt zu haben, denn nicht alle Muscheln sind mit Perlen

versehen, weshalb dieselben nicht selten von dem Pächter sogleich auf dem Plage, wo sie aufgeschüttet liegen, an Personen verkauft werden, welche Lust haben, ihrem guten Glücke zu trauen, wobei denn freilich Mancher großen Verlust hat, jedoch Mancher auch zum reichen Manne werden kann, wenn er nur eine bedeutende Perle erwischt, so daß es also dasselbe Verhältniß ist, wie bei der Lotterie, wo ein glücklicher Zug nicht selten das irdische Glück begründet.

Stehen nun aber gleich die Perlen nicht mehr in dem hohen Werthe, wie zu Cleopatra's Zeit, welche eine derselben, die auf eine halbe Million Thaler geschätzt wurde, in Essig auflöste, und sie auf die Gesundheit ihres Geliebten Antonius verschluckte, um die Ehre davon zu tragen, auf solche Weise das kostspieligste, wenn auch nicht das köstlichste Gastmahl gegeben zu haben, so ist doch ihr Preis immer noch sehr bedeutend, und bedeutender, als sie es ihres Bischofen Glanzes halber verdienen, da ihr Werth, wie der der Edelsteine, höchst eingebildet ist, mit welchen sie einerlei Berechnung haben, indem man sie ebenfalls nach Karaten schätzt, deren Anzahl mit sich selbst multipliziert, durch den Preis des einzelnen Karats vervielfältigt wird. Wenn daher der Karat zu 10 Thaler angesetzt wäre, so würde eine Perle von 10 Karat gerade 1000 Thaler kosten; bei größeren bestimmt aber dann meistens die Seltenheit den Werth, so daß man wohl auch jetzt noch Perlen mit 100,000 Thaler und darüber bezahlt.

Uebrigens weiß man noch nicht genau, wofür man eigentl. dieses Produkt anzusehen hat, denn einige halten die Perlen für das Erzeugniß einer Krankheit der Muschelthiere, andere nehmen an, daß gewisse Würmer, welche dem Fleische
der-

derselben nachgehen, Löcher in die Schalen bohren, welche von den Bewohnern derselben sogleich mit dem Schleime ausgefüllt werden, den ihnen die Natur zu ihrer Bertheidigung gegeben habe, andere nehmen die Grundsubstanz der Perlen für Sandkörner, welche in die Schalen eingedrungen sind, und den Thieren beschwerlich fallen würden, wenn sie dieselben nicht mit ihrem Schleim überzögen, was sie denn öfters wiederholen, wenn die entstehende Perle wiederum zu hart geworden ist, welche Meinung das für sich hat, daß man wirklich die Perlen zwiebelartig abschälen kann, wie unser Erzähler wenigstens von denen, die bei dem Dorfe Manaar gefischt werden, berichtete, da sich hingegen die aus dem persischen Meerbusen nicht schälen lassen.

Doch sollen in den Gegenden, wo man die Perlenfischerei betreibt, öfters bössartige Krankheiten erzeugt werden, welches daher kommt, weil man die gefischten Muscheln auf Haufen wirft, und die Thiere an der Sonne sterben läßt, da sie dann sich meistens öffnen. So geht das zarte Fleisch, welches auch gegessen werden kann, in Fäulniß über und verpestet die Luft.

Uebrigens glaubt man, daß die Perle 7 Jahre zu ihrer Reife verlange, und daß sie dann von den Thieren selbst ausgeworfen werde, weil sie ihnen dann der Größe halber beschwerlich falle.

Eine vortheilhafte Schilderung machte unser Erzähler von den Hindus, oder wie sie in ihrer Sprache sich nennen, Gentoos, die er ebenfalls hatte kennen lernen. Er rühmte diese Menschen als sanft, liebreich und fleißig, und für alles Leben in der ganzen Natur so eingenommen, daß sie

sich der Fleischspeisen gänzlich enthalten, bei welchem Charakter wirklich zu bewundern ist, daß die abschreckende Sitte der Verbrennung der Wittwen bei ihnen besteht, der sie aller Bemühungen der Engländer ungeachtet, nicht entsagen wollen, obgleich öfters Zwangsmittel angewendet werden, den unmenschlichen Gebrauch auszurotten. Ihr Religionsgebäude beurfundet das tiefe Gefühl und den philosophischen Geist der Bewohner Indiens, und was zu bewundern ist, ihre Mythen sind nahe verwandt mit denen der Hebräer, was den innern Zusammenhang aller Religionen beweist, die wie Strahlen zu ihrem Mittelpunkte convergiren. Ihre vorzüglichsten Ceremonien sind körperliche Reinigung, als Symbol der moralischen Besserung, weshalb an ihren Tempeln oder Pagoden, gewöhnlich Teiche angebracht sind, mit deren Wasser sie nicht nur sich selbst, sondern auch ihre Götter waschen, die sie aber auch sonst mit Milch und wohlriechenden Oelen beehren. Die Pagoden aber, in denen sie vor ihren Göttern sich niederwerfen, sind Gebäude von riesigen Ideen und deuten auf einen frühern Ursprung hin. In Rücksicht ihrer innern Einrichtung haben sie etwas Aehnliches mit dem Tempel der Hebräer, da sie ebenfalls aus drei Theilen bestehen, von denen der heiligste für den Opferrer bestimmt ist.

Da aber über dieses Volk so viel Schönes und Interessantes in verschiedenen Werken nachzulesen ist, so dehne ich das, was ich im Laufe unserer Unterhaltung vernahm, und nicht selbst durch eigene Anschauung kennen lernte, nicht weiter aus, sondern eile, die geneigten Leser mit unserm Schiffe vorwärts zu bringen, welches schnell seinem Ziele entgegen rauschte.

Ohne irgend etwas Merkwürdigeres zu erfahren, als was mir schon auf dem Meere begegnet war, kamen wir innerhalb 7 Wochen an dem Vorgebirge der guten Hoffnung an, und hatten so den langweiligsten Weg im Rücken. Als ich die Kapstadt mit dem Tafelberg aus der Ferne erblickte, wurde mir es wirklich warm ums Herz und mächtige Sehnsucht ergriff mich, nach allen den biedern Menschen, welche ich daselbst hatte kennen lernen, aber leider war es mir nicht vergönnt, meinen sehnlichen Wunsch zu stillen, da wir mit Wasser und Lebensmitteln noch reichlich versehen, keinen Aufenthalt auf unserer Reise nöthig hatten.

Daher blickte ich voll Wehmuth dahin, wo ich so herrliche Tage verlebt hatte, und mein Geist wandelte hinüber zur Kapstadt, um alle die befreundeten Herzen noch einmal zu grüßen. Ganz lebhaft standen die Bilder aus einer frühern Zeit jetzt vor mir, und Betty und Rosa waren die Lichtpunkte dieses freundlichen Gemäldes. Wie glücklich fühlte ich mich jetzt in der Erinnerung, die uns überhaupt wohl die meisten Freuden gewährt, da sie die sonnigen Tage der Vergangenheit in unsere Gegenwart webt, und von neuem uns Blumen erblühen läßt, die der Zeiten-Sturm zernickte; noch einmal führt sie alles vor unsern Blicken vorüber, was in einer frühern Zeit das Herz uns erwärmte und das Auge entzückte. Erinnerung ist daher das Schönste, das Bleibendste in unserm Leben, denn wenn der Genuß der Gegenwart von uns flieht, wenn die Hoffnung schwindet, bleibt sie doch ewig jung, und stellt uns freundliche Gemälde auf, bei deren Anblick wir manche Leiden der Gegenwart vergessen, ja, und wenn auf diesem Gemälde selbst ein trübes Bild sich mit befindet, so erregt sein Anblick doch

nicht Schmerz, sondern das selige Gefühl überstandenen Kummer's.

Mit unverwandtem Blicke ruhte daher mein Auge auf der freundlichen Kapstadt, bis sie endlich in blauer Ferne auf immer mir verschwand.

Ununterbrochen setzten wir unsere Fahrt fort, so daß wir schon nach 18 Tagen die Insel Ect. Helena erblickten, vor welcher wir ziemlich nahe vorbeisegelten. Es war ein imposanter Anblick, diese gigantischen Felsenmassen aus dem Meere sich erheben zu sehen, und sogleich wurde man hierbei an die Mythe von den drachenfüßigen Riesen erinnert, welche Gáa entrüstet über die Einkerkierung der Titanen im Tartarus, aus dem Blute des Uranus gebär, und zum Kampfe gegen den Vater der Götter aufreizte, welche aber herabgeschleudert wurden, und durch ihren Sturz furchtbare Felsen bildeten. Es war der allgemeine Wunsch, den Aufenthaltsort des gewaltigen Mannes kennen zu lernen, der hier beinahe 6 Jahre lang in seinem Exil gehaust hatte, und jetzt mit seinen riesenhaften Plänen und Entwürfen als Leichnam moderte; da aber die See zu hoch ging, so hielt es der Kapitain nicht für rathsam, anzulegen, und so mußten wir uns mit dem bloßen Anblick aus der Ferne begnügen.

Am folgenden Tage erblickten wir einen Haifisch von vorzüglicher Größe, welcher unserm Schiffe nachschwamm, auf eine milde Gabe von uns wartend. Der Kapitain befahl sogleich ein Stück Fleisch an einen Anker zu befestigen, um dem Gaste die letzte Mahlzeit zu bereiten. Zwei Matrosen bewaffneten sich unterdessen mit großen Enterbeilen und zwei andere mit Netzen, um dem Ungeheuer das Lebenslicht auszublafen, sobald sein Appetit ihn zum Genuß

der Henkersmahlzeit gereizt und der Anker mit dem Fleische verschluckt sein würde. Der gefräßige Fisch erfüllte gar bald den Wunsch der neugierigen Menge, die sich auf dem Berdecke versammelt hatte, um den Fang mit anzusehen, denn sobald der Anker an einem starken Taue ausgeworfen war, so verschnappte er die todbringende Beute, und wüthete nun furchtbar in dem Wasser herum, als er die unverdauliche Speise fühlte. Hierauf wurde er mit mehreren Schüssen durchbohrt, und dann mittelst eines Globen an das Schiff herangezogen, auf das Berdeck geschleppt, und ihm das noch glimmende Lebenslicht völlig ausgeblasen, indem die Matrosen ihre Beile und Aerte brauchten.

Die Länge dieses Fisches betrug 18 Fuß, und der Schlund war von einer solchen Weite, daß ein Mensch, der nicht gar zu sehr beleibt war, gemächlich hindurchkriechen konnte. Da die Matrosen nach frischem Fleische Appetit hatten, so baten sie den Kapitain, die Beute verzehren zu dürfen, was dieser ihnen auch gern erlaubte, mit dem Bemerkten, daß sie ihn ja nicht zu Gaste bitten sollten. Hierauf wurde sogleich ein tüchtiges Stück davon zubereitet, und auch die Soldaten zu der Mahlzeit eingeladen, welche den Matrosen gern Gesellschaft leisteten. Um mich von dem Geschmacke dieses Gerichts zu überzeugen, versuchte auch ich, ein Wenig davon zu essen, fand aber das Fleisch so thranig und hart, daß es mir unmöglich war, auch nur einen Bissen hinunter zu bringen, worüber mich die Matrosen verlachten, die dafür sorgten, daß nichts übrig blieb, und in kurzer Zeit der ganze Fisch verzehrt war.

Eines Morgens rief der Matrose aus dem Mastkorbe herab, daß er ein kleines Segel in Nordosten erblicke, wel-

ches seinen Lauf gerade auf uns richte. Dem Kapitain war dieses auffallend, und er vermuthete sogleich, daß ein Seeräuber uns einen Besuch zu machen beabsichtige, da an solchem Gesindel zu der damaligen Zeit in der Gegend, in welcher wir uns befanden, kein Mangel war. Einige westindische Inseln dienten den Räubern zu Schlupfwinkeln, welche, sonderbar genug, weder die Engländer noch Amerikaner beachteten, so daß manches Schiff in die Hände jener ehrlosen Menschen gerieth, welche die Mannschaft des gekaperten Fahrzeuges gewöhnlich ermordeten, und die vorgefundenen Waaren an der spanischen Küste verhandelten, wo sie von dortigen Kaufleuten sehr gern gesehen worden sein sollen. Wenn sie Kriegsfahrzeuge bemerkten, so machten sie sich gewöhnlich schnell auf die Flucht, wobei ihnen gar sehr zu statten kam, daß ihre Schiffe Schnellsegler von höchstens 100 Tonnen Last waren, so daß sie sicher sein konnten, von einem größern Schiffe nicht eingeholt zu werden.

Als sich der Kapitain durch das Fernrohr von der Richtigkeit seiner Meinung überzeugt hatte, so traf er sogleich die nöthigen Vorkehrungen, um den Korsaren einen kräftigen Widerstand entgegen setzen zu können. Nachdem er dem Obersteuermann den Befehl gegeben hatte, 50 Flinten und 10 Paar Pistolen, mit welchen das Schiff eben versehen war, unter die Soldaten und Matrosen zu vertheilen, so ermahnte er alle zur tapfersten Gegenwehr, indem er ihnen vorstellte, daß mit ihrer Ueberwindung zugleich ihr Leben verloren sei.

Diese Worte bewirkten bei der ganzen Menge den größten Muth und zugleich die feurigste Kampflust, so daß

es schien, als thue der Seeräuber uns mit seinem Angriffe einen Gefallen.

Ich für meine Person stand an der Spitze der Soldaten, welche hinter dem Steuerruder aufgestellt waren, der Obersteuermann besorgte die Kanonen, der zweite Steuermann stand am Ruder, und der Kapitain befehligte die Matrosen.

Immer näher kam indessen das Schiff heran, auf dessen Verdeck wir mehrere Dreipfünder bemerkten, von der Mannschaft aber ließen sich nur wenige blicken, indeß die meisten sich wahrscheinlich geflistentlich versteckt hatten. Bald rief man uns durch ein Sprachrohr zu, beizulegen, was wir auch thaten, und nun ruderte ein junger Mann in einem Boote auf uns zu, stieg auf unserm Schiffe aus, und redete den Kapitain auf französisch an, indem er ihn ersuchte, mit ihm allein zu sprechen. Hierbei sahe er sich auf dem ganzen Schiffe mit großen Augen um, und mochte sich wahrscheinlich über den Vertheidigungszustand desselben wundern, vorzüglich da er einen Constabler mit brennender Lunte an unsern Sechspfündern, deren wir 8 Stück auf dem Schiffe hatten, bemerkte. Der Kapitain führte ihn hierauf in seine Kajüte, um hier zu vernehmen, was man von ihm verlangen würde. Da mein Behältniß an die Kajüte des Kapitains stieß, so begab ich mich, theils aus Neugierde über die Verhandlungen, theils aus Besorgniß dahin, und hörte nun, daß der Fremde mit lebhafter Stimme 2000 spanische Thaler verlangte, um diese unter seine Mannschaft zu vertheilen, da im Weigerungsfalle das Schiff beschossen werden würde. Aber eben so lebhaft erwiederte ihm der Kapitain, daß er nicht gewohnt sei, mit Räubern zu unterhandeln, sondern

ihnen mit Gewalt ihr Unrecht zu verweisen. Wenn er daher zu großes Verlangen nach den spanischen Thalern trage, so möge er versuchen, sich dieselben durch seine Bande zu verschaffen, versicherte ihm aber, daß es ihm gereuen würde, den unglücklichen Gedanken gefaßt zu haben, ihr Raubhandwerk an uns auszuüben.

Dieser entschlossene Ton des Kapitäns schien den Fremden in Verlegenheit zu setzen, da sein Ton auf einmal an seiner Festigkeit verlor. Ich begab mich hierauf selbst in die Kajüte, und wandte mich, äußerst entrüstet über das freche Ansinnen des Korsaren, mit der Frage an den Kapitin, ob ich sogleich das Raubschiff angreifen und entern sollte, um der unverschämten Gesellschaft zu zeigen, wer hier eigentlich Gesetze vorzuschreiben habe.

Durch diese meine Aeußerung wurde der Trotz des Räubers vollends gebrochen, und von weitem Forderungen war gar nicht mehr die Rede, sondern freundlich wendete er sich nun zum Kapitin, mit den Worten, daß sie in Frieden von einander scheiden wollten. Da es diesem ebenfalls nicht angenehm sein konnte, Schiff und Mannschaft dem unsichern Ausgange des Kampfes zu überlassen, so war er mit dem Vorschlage zufrieden, daß keine Parthei gegen die andere feindselig verfahren sollte, jedoch bemerkte er noch, daß er bei der ersten verdächtigen Bewegung des Raubschiffes, sogleich ein Kartätschen-Fener auf die Mannschaft desselben richten lassen, und nicht eher ruhen würde, bis er den Trebel recht nachdrücklich gezüchtigt habe. Mit dieser Weisung entfernte sich der Räuber ziemlich beschämt, begab sich auf sein Boot, und ruderte seinem Schiffe wieder zu, das sich augenblicklich entfernte, und uns bald aus dem Gesichte kam.

So endigte sich dieser Vorfall ohne Blutvergießen, und zwar deshalb, weil sich bewaffnetes Militair auf unserm Schiffe befand. Daher nahmen die Schiffskapitains auch immer gern auf ihren Fahrzeugen Soldaten vom Gouvernement auf, für welche sie außer der Passage, die ihnen mit 250 Gulden für jeden Mann vergütet wird, noch täglich 15 Stüber Kostgeld bekamen. Der Kapitein hatte es gewiß nur uns zu verdanken, daß er Schiff, Ladung und Leben aus den Klauen der Räuber rettete, wofür er auch seine dankbaren Gefühle gegen uns äußerte.

Fünfundvierzigstes Capitel.

Die Azoren. Großer Sturm. Landung bei Helvoetsluis. Fortsetzung der Reise zu Lande. Leiden. Bekanntschaft mit einem jungen Schwermüthigen. Rassel. Ankunft in der Vaterstadt.

Da der Wind fortfuhr uns günstig zu sein, so kamen wir bald an den Azorischen Inseln an, wo uns ein imponantes Schauspiel überraschte. So weit wir sehen konnten, glich nemlich das Meer einem Feuerstrom und gewährte, da gerade eine sehr dunkle Nacht war, einen prächtigen Anblick. Diese Erscheinung wurde von kleinen Insekten bewirkt, die sich über dem Wasser herum tummelten, und wie unsere Johanniswürmchen einen hellen Glanz verbreiteten.

Beinahe 3 Stunden segelten wir, ehe wir aus diesem Feuermeere kamen, und auf meiner ganzen Reise war dieß die einzige Erscheinung dieser Art, die ich aber wirklich großartig nennen kann.

Die Azorischen Inseln, an welchen wir jetzt vorbei segelten, sind sehr reich an Gebirgen und scheinen vulkanischen Ursprungs zu sein. Der Mangel eines guten Hafens ist der Grund, daß der lebhafteste Handel nicht noch ausgebreiteter ist. Der Boden soll sehr fruchtbar sein und Ueberfluß an Wein und Getraide haben.

Was den Namen der Inselgruppe betrifft, so stammt er von den Portugiesen, welche sie im Jahre 1446 entdeckten, und eine Falkenart auf derselben in Menge fanden, die sie nach ihrer Sprache Azors nannten. Bei den Holländern heißen sie auch die Flandrischen Inseln, weil niederländische Seefahrer sie schon früher gesehen haben wollen, als die Portugiesen.

Zu Ende des Novembers kamen wir nach einer fünfmonatlichen Reise auf der Höhe von Spanien an, und hier sollte unser Muth noch auf eine harte Probe gestellt werden, da sich ein furchtbarer Orkan erhob, bei welchem wir Alle den Untergang fürchteten. Sämmtliche Barrieren des Schiffes wurden durch die Gewalt der Wellen zertrümmert, und jeden Augenblick glaubten wir die Masten über Bord stürzen zu sehen.

Nach einem so fürchterlichen Tage brach eine noch fürchterlichere Nacht herein, eine Nacht, von der ich in Wahrheit sagen kann, daß ich sie nie schrecklicher erlebt habe. Der brausende Sturm spielte mit unserm Schiffe wie mit einem Balle, und bei der tiefen Dunkelheit, die uns umgab, wußten wir bald nicht mehr, in welcher Gegend wir uns befanden, so daß wir mit jeder Minute zu stranden fürchteten. Die Matrosen, welche sich bei ihrer Rohheit sonst nicht viel um Gott bekümmerten, nahmen jetzt mit zagendem Herzen ihre Zuflucht zu ihm, und beteten so laut, als wollten sie das Brausen des Sturmes und der Wogen dadurch überbieten.

So sind die Menschen, dachte ich hierbei; im Sonnenschein des Glückes denken sie gewöhnlich nicht daran, wie

schwach und hilflos sie sind, und wie es dem Herrn, der mit mächtiger Hand über sie gebietet, ein Leichtes sei, mit einem Male zu vernichten, woran sie mit ganzer Seele hängen. Kommt aber dann die Stunde der Versuchung und des Unglücks heran, ach, da rufen sie mit lauter Stimme zu dem, den sie früher nicht einmal zu ahnen schienen, indem sie durch ihr Verdienst zu sein glaubten, was sie waren. Da ringen und winden sie die Hände, und geloben feierlich, von nun an in der Furcht des Herrn zu wandeln, wenn er nur dieses Mal helfen wolle; kaum aber hat das Wetter des Unglücks sich verzogen, kaum blickt der erste Sonnenstrahl, als Zeichen der Langmuth Gottes durch den Wolkenschleier, so erhebt sich ihr Uebermuth von neuem, und vergessen ist, was ihr Mund in der Noth versprach. Daß Gott ihr Helfer war in der Noth, das bedenken sie nun nicht mehr, nein, ihre vermeinte Weisheit hat sie gerettet, und in diesem blinden Bahne bleiben sie, bis sie wieder einmal in Anfechtung gerathen, und den Herrn auf Augenblicke ihren Schutz und ihre Hülfe nennen, bis sie im Glück ihn wieder nicht mehr brauchen, wo ihre Sprache ganz anders lautet.

Am meisten aber fällt dieses Betragen bei dem Matriosenvolk in die Augen, das gewöhnlich nichts als Flüche und Verwünschungen ausstößt, so lange es Gott in seinem Zorn nicht kennen lernt, dann aber zeigt sich der Kleinmuth, der gewöhnlich Menschen im Unglücke befällt, denen die Religion nicht das Herz erwärmt und den Verstand erleuchtet.

Noth lehrt beten, das zeigte sich in dieser schrecklichen Nacht unter uns allen, und mit christlichem Sinne bereiteten wir uns auf unsern Tod, den wir in jedem Augenblicke vor

Augen sahen, vor. Viele von den Soldaten murrten alle Gebete her, die vielleicht noch Reminiscenzen aus ihren Kinderjahren waren, und glaubten dadurch ihre Noth, nicht mit Unrecht, zu lindern, denn wenn dadurch auch der Sturm in der Natur sich nicht legte, so ward es doch ruhiger in ihrem Innern, da sie in diesem Augenblicke Gott näher zu sein glaubten.

Das ist aber überhaupt der große Nutzen des Gebetes, daß es uns Muth und Kraft verleiht, mit dem Unglück, das auf uns einbricht, in die Schranken zu treten, und ein Gebet mit andächtigem Herzen gesprochen, ist gewiß eine unbefiegbare Waffe. Ich kann daher die armen Thoren, welche bei ihrem ungläubigen Sinne die Wirksamkeit des Gebetes nicht einsehen können, nur bedauern, da sie sich selbst hierdurch ein Mittel rauben, wodurch so manches Unglück glücklich überwunden wurde. Denn wenn sich Gott auch nicht durch unser Gebet bestechen läßt, die Gesetze der Natur aufzuheben, und dadurch ein Uebel von uns zu entfernen, so werden wir doch, wenn wir mit dem Höchsten gesprochen und ihm unsre Sorgen übergeben haben, ruhig und getrost, und hierdurch allein wird ja dem Unglück seine Macht genommen, so daß wir durchs Gebet nur Siegesfeste feiern. Wohl kann daher Gott unseres Gebetes, wir desselben aber nicht entbehren, wenn wir uns hienieden glücklich fühlen wollen. Ja es ist wahr, daß der Geist in uns sich aufrichtet, wenn er sich demüthigt vor dem Herrn, von dem allein die Hülfe kommt. Würde denn der rohe Matrose beten können, in Sturm und Ungewitter, wenn die brausenden Bogen über das Schiff zusammen schlagen, und Untergang drohen, wenn er mit seinem innern Auge nicht

den Gott sähe, der den Sturm und die Wellen beschwört? Haben wir doch schon so schöne und herrliche Gebete vorchristlicher Heiden, und wir sollten als Christen hinter diesen herrlichen Beispielen zurück bleiben? Ach, wohl möchte man sagen, daß die Welt dadurch anfängt, unglücklicher zu werden, weil sie keinen Trost und keine Stärkung mehr im Gebete sucht, ja dasselbe gar oft lächerlich zu machen sich unterwindet. Unfre Vorfahren gingen nie eher an ihr Geschäft, als bis sie in andächtigem Gebete zu dem Herrn gesprochen und ihn um Beistand angefleht hatten, weshalb sie mit Lust die oft schweren Berufsgeschäfte verrichteten. Nie setzten sie sich zur Mahlzeit nieder, als bis sie dem himmlischen Geber für seinen Segen gedankt hatten, worauf sie ihre Speise mit inniger Freude am Herrn genossen, so daß Gesundheit des Körpers und Geistes durch das Gebet bewirkt wurde. Und legten sie sich nach vollbrachtem Tageswerk zur Ruhe nieder, so schlossen sie nicht eher das müde Auge, als bis sie Seele und Leib dem Höchsten geweiht und sich in seinen Schutz begeben hatten, worauf sie einen ruhigen Schlummer hielten und neu gestärkt am Morgen erwachten, um einen neuen glücklichen Tag zu verleben. Ach, ganz anders ist es bei uns geworden, wo bei den Meisten höchstens noch in der Stunde der Ansehung des Gebetes gedacht wird, als eines geringen Ueberrestes aus einer alten guten Zeit.

Wenn daher auch unser Zeitalter in vieler Rücksicht weiter vorgerückt ist, in weltlichen Dingen, in Künsten und Wissenschaften, so hat sie doch einen Rückschritt gethan in der Gottesfurcht, die doch wohl höher steht, als alle irdische Weisheit, die uns keinen Frieden zu geben vermag, wenn

nicht die Liebe Gottes unsre Brust erwärmt. Ich kann mit Wahrheit sagen, daß das Gebet in jedem kritischen Augenblicke meines Lebens mein Trost und meine Hülfe war, darum fühlte ich mich auch jetzt, als ich im Sturm und Ungewitter meinen Untergang vor Augen sah, neu gestärkt, nachdem ich mein Herz zu dem erhoben hatte, der uns allein zu helfen vermag.

Mit düsterem Trauerschleier war der Himmel umzogen, fürchtbar wüthete der Sturm, von feindlichen Mächten aufgeregte schlugen die Wellen über uns zusammen, aber in meiner Brust ward es jetzt Ruhe, da ich wußte, daß wir in Gottes Gewalt waren, der alles nach seiner Weisheit und Liebe ordnet. Ach, und bald zertheilte sich der nächtliche Wolkenschleier und freundlich beleuchteten schon einzelne Sterne unsern grauenvollen Pfad, bis auch der Polarstern sich zeigte, an welchem der Kapitain seine Beobachtungen anstellte, um zu entdecken, wo wir uns jetzt befinden möchten. Das Resultat derselben war, daß wir einige Meilen von der Küste von Spanien entfernt waren. Ach, sagte hierauf der Kapitain, wenn sich der Sturm nicht bald legt, daß wir vom Lande abkommen, so sind wir vielleicht in einigen Stunden alle nicht mehr, denn an eine Rettung mit den Booten ist bei diesem furchtbaren Wetter nicht zu denken. Ich hatte mich wirklich in mein Schicksal ergeben, und erwiderte ihm, daß es Gott am besten mit uns zu machen verstehe, daß es aber doch etwas ärgerlich wäre, auf europäischen Gewässern den Tod zu finden, der schonend in weiter Ferne an uns vorüber gegangen sei.

Meine Familie wieder zu sehen, das war, nach einer so langen Trennung der sehnlichste Wunsch meines Herzens,

und jetzt sollte diese Hoffnung, in welcher ich mich auf der ganzen Reise so selig gefühlt hatte, auf einmal scheitern? Sehnsuchtsvoll richtete ich meinen Blick nach der Gegend, in der mein liebes Vaterland lag, und eine tiefe Wehmuth preßte mir eine Thräne aus dem Auge bei dem Gedanken, es vielleicht nie wieder zu sehen. Doch da war es, als ob eine innere Stimme mir zurief, du wirst sie wieder finden, die so heiß deine Seele liebt, und in diesem frohen Gefühl dachte ich nicht mehr an die Möglichkeit eines Unglücks, das Alle für unvermeidlich hielten.

Ich begab mich hierauf sogleich in meine Kajüte, um den Rest meines Weinvorrathes, der noch in 3 Flaschen bestand, herauf zu holen und ihm mit dem Kapitain und dem Steuermann auf gut Glück zu leeren, um die frohe Stimmung zu erhalten, in welche mich eine glückliche Ahnung versetzt hatte. Als ich mit dem Sorgenbrecher erschien, den der gütige Gott aus herzlichem Erbarmen seinen Menschenkindern schenkt, daß er ihr Herz erfreue, so schwebte auf einmal ein freundliches Lächeln auf den Gesichtern meiner beiden Freunde und keiner wies des Bacchus freundliche Gabe zurück. So sahen wir mit neuem Muth der Zukunft entgegen, die sich bald heiterer uns gestaltete, als der heftige Sturm sich legte und der Wind nach Süden sich drehte.

Sogleich gab nun der Kapitain die nöthigen Befehle; die Focksegel wurden wieder aufgezogen, ein Matrose trat wieder an das Steuerruder, und unser Schiff nahm seinen Lauf nach dem Kanal.

So brach der Tag an, ohne daß wir einigen Schaden erlitten hatten, außer den herabgestürzten Barrieren, die bald
durch

durch andere ersetzt wurden, da wir mit Bretern versehen waren.

Aber was für ein trauriger Anblick zeigte sich uns, je näher wir dem Kanale kamen, da wir Schiffe antrafen, die äußerst beschädigt waren, denn viele hatten von 3 Masten nur noch einen, und andere waren ganz mastlos geworden, so daß sie die nächsten Hasen suchten, um den Schaden auszubessern.

Endlich kamen wir im Kanale an, der Frankreich und England in einer Entfernung von 6 Meilen trennt, so daß wir die Küsten beider Länder erblickten. Hierbei gedachten wir des mächtigen Korsen, vor dessen Grabstätte wir vorbei gesegelt waren, und mußten uns wundern, daß es dem Gewaltigen, der so viele Länder unterjocht, der seine siegreichen Waffen durch drei Erdtheile getragen hatte, nicht möglich gewesen war, in dem Reiche zu landen, dessen Sturze er eigentlich sein ganzes thatenreiches Leben geweiht hatte. Zu bewundern war es, daß er, um seinen Plan auszuführen, nach einem fernen Erdtheile schiffen mußte, während er in 5 Stunden die Küsten von England hätte erreichen können.

Aber dieses Land war es, an dem seine Kraft scheiterte, auf welches flach seine Schwertstreiche fielen, so daß die Engländer das einzige Volk in Europa sind, die sich rühmen können, von ihm nicht überwunden zu sein, was ihre große Seemacht bewirkte, welcher Frankreich nicht gewachsen war. Zwar traf Napoleon andere Mittel, den Sturz derselben herbeizuführen, da sein Schwert gegen sie nichts vermochte, doch waren auch diese nicht wirksam genug, ja in einigen

that er einen solchen Fehlgriff, daß die Engländer ihm Dank schuldig waren, indem er nemlich die Waaren in Deutschland zu verbrennen befahl, die aus englischen Fabriken stammten. An diesem Befehle erkannte man seinen Grimm gegen seine überseeischen Nachbarn, aber auch seine Ohnmacht, ihnen zu schaden. Ja eben durch die Vernichtung der Waaren konnten die Engländer auf einen um so größern Absatz rechnen, da sie sich auf das Einschwärzen verließen, gegen welches auch die schärfsten Maaßregeln nichts auszurichten vermögen, da man dabei gewöhnlich nur auf den Gewinn, nicht aber auf den Nachtheil sieht, der daraus entstehen kann.

Unter Gesprächen dieser Art passirten wir den Kanal und kamen in der Nordsee an, wo ich bald das Ziel meiner Seereise erreichte, denn bei Helvoetsluis, am Ausfluß der Maas, nahm ich von dem Schiffe, das hier anlegte, Abschied, um auf den Kanälen, die bei dem damals gelinden Winter nicht belegt waren, meine Reise weiter fortzusetzen. So kam ich in Leiden an, wo ich mich einen Tag aufhielt, um die Stadt und ihre Merkwürdigkeiten kennen zu lernen. Daß die Gegend um Leiden viele angenehme Parthieen darbietet, habe ich schon früher erwähnt, jetzt aber muß ich zugleich noch bemerken, daß unter den Straßen der Stadt die sogenannte breite Gasse gewiß eine der schönsten ist, die man überhaupt sehen kann, da sie die herrlichsten Gebäude besitzt, die sich durch die größte Regelmäßigkeit auszeichnen. Was aber einen eignen, ich möchte sagen, wehmüthigen Eindruck auf mich machte, war der Anblick des Rheines, an welchem Leiden liegt. Der sonst so stolze herrliche Strom wird hier nemlich zu einem elenden Graben, in welcher Gestalt er sich auch

in das Meer ergießt, nachdem er einen Weg von 300 Stunden zurück gelegt hat. Noch zu Anfange dieses Jahrhunderts verlor er sich bei Katwyk op Rhin im Sande, da er früher daselbst einen Ausfluß in die See gehabt hatte. Vergebens versuchte man die alte Mündung wieder herzustellen, bis man endlich die im Sande sich verlierenden Gewässer in einem Kanale sammelte, der eben durch Leiden führt. Bei diesem Anblicke schien mir der Rhein ein treues Bild des menschlichen Lebens, das in Schwachheit beginnt und eben so endet.

Erst nachdem des Flusses Kraft gewachsen ist durch drei vereinigte Quellen, wälzt er mächtig sich vorwärts, gleich wie der Jugend feuriges Streben. So wie der Jüngling reift zum kräftigen Manne, so wachsen auf seiner weitem Bahn des Rheines Fluthen, und am Ende derselben eilt er, dem abgelebten Greise gleich schwächer und immer schwächer werdend, seinem Grabe entgegen, das er in den Meereswegen findet, so wie der Greis im Mutter Schooß der Erde, dem er als Kind entstiegen war.

Unter den Gebäuden in Leiden fand ich vorzüglich bemerkenswerth die Peterskirche und das Rathhaus, wo ich das meisterhafte Gemälde des Lukas Kranach, das jüngste Gericht vorstellend, zu sehen bekam.

Im Naturalienkabinette, welches ich ebenfalls besuchte, wurde mir in Weingeist des hochherzigen Schills Kopf gezeigt, der im Jahre 1809 in dem edeln Streben, Preußens Sklavensesseln zu lösen, in Stralsund unter den feindlichen Säbeln fiel, vorher aber den holländischen General Carteret

sich im Tode vorangehen ließ, den er mit den Worten erschlug: „Hundsfoth, bestell mir Quartier!“

Man sahe diesem Kopfe noch im Tode den Troß an, mit welchem er Deutschlands Unterdrückern entgegen gezogen war, und für sein Vaterland Glück und Leben in die Schanze geschlagen hatte. Ich fühlte bei diesem Anblick, daß der große Mann, der in der damaligen düstern Zeit als eine Lichtgestalt auf Deutschlands Boden auftrat, mehr Anerkennung vom Vaterlande verdiente, als es der Fall ist. Schade daß seine Zeit noch nicht reif war, für seine großen, hochherzigen Pläne, und daß er sein edles Blut verspritzen mußte, ohne etwas mehr dadurch zu bewirken, als seines Namens Gedächtniß bei jedem Patrioten gestiftet zu haben.

Von Leiden reiste ich nach Amsterdam, wovon ich schon früher Einiges bemerkte, und von hier aus fuhr ich auf der Diligence weiter.

Unter den Passagieren, welche mit mir reisten, erregte vorzüglich ein junger Mensch meine Aufmerksamkeit, in dessen Mienen ein tiefer Schmerz sich ausdrückte, und der zuweilen durch Thränen, welche ihm über die bleichen Wangen rollten, seinem bekümmerten Herzen Erleichterung zu verschaffen schien. Stumm saß er im Wagen, ohne mit einem einzigen Worte Theil zu nehmen an unsern Gesprächen. Da auch ich gar manchen Unfall in meinem Leben erfahren hatte, so wurde ich innig bewegt durch den Anblick des traurigen Jünglings, dessen Kummer ich zu erfahren wünschte, um ihn vielleicht durch meine freundliche Zusprache etwas zu erheben, da ich wohl wußte, daß wir selbst so leer an Trostesgründen sind, wenn wir deren am meisten bedürfen. Doch schien

es mir zu indiscret, mich jetzt, in Gegenwart anderer Personen, an ihn zu wenden, und nach der Ursache seines Trübfinnes zu fragen, wohl wissend, daß neugierige Frager einem Leidenden nicht angenehm sind, da er sich durch solche nicht gern aus seinen Betrachtungen stören läßt, denen er gern nachhängt, obgleich sein Herz dabei blutet. Ich redete ihn daher erst in Utrecht, wo sich die andern Passagiere von uns trennten, mit den Worten an: wo das Ziel seiner Reise sei, und da er mir Wesel nannte, so erwiederte ich ihm, daß ich mich freue, bis dahin in seiner Gesellschaft reisen zu können, was ihm, wie er sagte, ebenfalls Vergnügen machte. Wir begaben uns hierauf zusammen nach einem Gasthose, wo ich den jungen Mann und seinen Kummer näher kennen lernte, da er sahe, daß ich nicht aus bloßer Neugierde, sondern aus wahrer Theilnahme ihn befragte. Bemerkt aber ein Leidender dieses, so schließt er die innersten Winkel seines Herzens auf, da er sich hierdurch Erleichterung zu verschaffen sucht, und so war es wirklich bei meinem neuen Freunde auch.

Harmlos und heiter, erzählte er mir, verlebte ich meine Jugendzeit, bis die Liebe in meinem Herzen erwachte, die mir meinen Frieden raubte. Meine Wahl war auf ein edles Mädchen gefallen, das meine ganze Liebe verdiente, und die ich anbetete. Sie schenkte mir ebenfalls ihr Herz, und so verlebten wir bei unsern gegenseitigen Gefühlen einige Wochen, welche die glücklichsten meines Lebens waren. Aber bald sollte mein schöner Himmel sich trüben, und ich das Paradies verlieren, das eine so innige, reine Liebe mir bereitet hatte. Ach, immer lauert ja mit giftigem Blick das Unglück auf uns, wenn wir uns am glücklichsten wähnen. Meine Wit-

helmine war von ihrem hartherzigen Vater einem reichen
 Better bestimmt, und schände wurde ich daher von ihm zu-
 rück gewiesen, als ich um die Hand seiner Tochter bat.
 Mir schwindelten die Sinne, als man mir nach einiger Zeit,
 wo ich ungestümer mit meiner Bitte wurde, andeutete, daß
 man Maaßregeln gegen mich treffen werde, wenn ich es
 wagen würde, dem Mädchen mich ferner zu nahen, da sie
 nun einmal nicht die Meine werden könne. Und wirklich
 wurde die Geliebte meines Herzens von Argusaugen bewacht,
 so daß ich sie viele Tage lang nicht erblickte. Ach, wie
 blutete mir hierbei das Herz, doch ward es mir bald mög-
 lich, durch Briefe mit ihr zu sprechen, in denen wir beider-
 seitig unsere Gefühle ausströmen ließen. Durch diesen Zwang
 aber wurde meine Liebe nur noch heftiger, und ich beschloß,
 das Aeußerste zu wagen. Was man meinen Bitten ver-
 sagte, sollte durch Gewalt errungen werden. Meine Wil-
 helmine war von meinem Entschlusse benachrichtigt, und zu
 Allem bereit. Eine dunkle Nacht, von keinem einzigen
 Sternlein erhellt, war zur Ausführung meines Planes be-
 stimmt. Schon hatte ich die Heißgeliebte in meinen Ar-
 men, um mit ihr zu entfliehen, als ich von einer starken
 Faust gepackt, und meine süße Beute mir entwunden wurde.
 Ich raste und meine Wilhelmine jammerte laut, als man
 sie von meiner Seite riß. Noch war ich so glücklich, mich
 den Händen meines Gegners, der meinen Namen nannte,
 zu entwinden, und das Freie zu gewinnen. Von Wuth
 und Schaam erfüllt floh ich in eine andere Gegend, weil
 ich gewiß war, daß mein nächtliches Abenteuer zum Stadt-
 gespräch werden würde. So war ich nun von der getrennt,
 ohne die ich nicht leben zu können glaubte, und verzweif-

lungsvoll rang ich die Hände, wenn ich mir vorstellte, daß sie mir für immer entrisßen sein könnte. Alles, was ich in meiner Einsamkeit von ihr vernahm, war, daß sie der Vater ihrem bestimmten Bräutigam zugeführt habe, mit dem sie den ehelichen Bund zu knüpfen gezwungen worden sei. Ach, eine schreckliche Nachricht für mein liebefrankes Herz! Ich war nahe daran, mir in meiner Verzweiflung das Leben zu nehmen, als der Gedanke mich rettete, daß ich ja immer noch einmal durch ihre Hand beglückt werden könne, wenn das Band, das wider ihren Willen geknüpft war, durch den Tod ihres Gatten sich lösen würde, was ich endlich für ganz gewiß hielt, denn was man wünscht, das hofft man. Aber meine Hoffnung sollte schrecklich getäuscht werden. Vier traurige Jahre hatte ich im tiefften Kummer verlebt, als mich vor 14 Tagen die furchtbarste Botschaft traf, die mir je hätte werden können, und die den Frieden meines Herzens für immer zerstörte. Meine angebetete Wilhelmine ist nicht mehr, der innere Gram hat ihr ein frühes Grab gegraben.

Bei diesen Worten schluchzte der Arme laut, und es dauerte lange, ehe er wieder zu sprechen vermochte. Ach, begann er hierauf, nun ist mein ganzes Lebensglück dahin, nun blüht mir keine Freude mehr, und nur eine Bitte habe ich jetzt noch an den Lenker unserer Schicksale, der meinem heißen Flehen kein Gehör schenkte, daß er mich bald auch hinwegnehme, aus diesem Jammerthal, wo neben den wenigen Freudenblumen das Unkraut der Leiden wuchert. Ach, welcher Zukunft sehe ich entgegen! Früher beselte mich immer noch die kühne Hoffnung, das Ziel meiner heißen Wünsche zu erreichen, und um so mehr, als ich alle Morgen mit heißem Flehen um Erhörung zu Gott betete. Aber er

hat mich verworfen, und meine Wilhelmine in das Grab getragen, das sie auf ewig mir entreißt.

Ein neuer Thränenstrom unterbrach hier seine Worte, und ich suchte nun den tieffühlenden Jüngling zu trösten. Guter Freund, rief ich ihm zu, Sie betrauern ein Gut, das Ihnen nicht gehörte, darum mäßigen Sie ihren Kummer, und suchen sie männliche Standhaftigkeit zu behaupten, bei welcher wir die Wechsel des Lebens mit Gleichmuth ertragen, und wobei uns manche Freuden auf unserm Lebensgange blühen, statt daß unmaßiges Trauern Alles um uns her in öde Nacht verwandelt. Folgen Sie mir, vergessen Sie ein Glück, wornach sie sich vergebens sehnten, und verlieren Sie den Glauben an Gottes Weisheit nicht, die ja Alles zu unserm Besten lenkt, ob wir es gleich mit unserm endlichen Verstande nicht einzusehen vermögen. Ja dort werden wir im Licht erkennen, was wir auf Erden dunkel sahn. Dort werden Sie gewiß mit der Geliebten Ihres Herzens wieder vereinigt werden, und kein Unfall wird dann die seligen Freuden stören, die sie dann, von den irdischen Schlacken befreit, gemeinschaftlich genießen werden.

Aber der Arme hatte bei seinem Schmerz den Glauben an die Unsterblichkeit verloren. Nein, rief er mir zu, das Grab hält seinen Raub fest, und nimmer sehen wir wieder, was sein ewiges Dunkel deckt. Als ich aber weiter mit ihm sprach, und ihn an das theure Wort des Erlösers erinnerte, der uns eine selige Ewigkeit verkündet, da schien sein bitterer Schmerz in eine sanfte Wehmuth sich aufzulösen und mit leisem Bittern drückte er mir die Hand mit den Worten: ja dann werde ich ewig glücklich sein, bis dahin aber

kehrt kein Friede und keine Freude in meine Brust. Hierdurch zeigte er die Stärke seiner Liebe, die eines bessern Lohnes, als eines Cypressenfranzes würdig war. Ich suchte ihn durch mancherlei Gespräche zu zerstreuen, und bemerkte mit Vergnügen, daß die Wolken seiner Schwermuth sich allmählich zertheilten und zuweilen einem Sonnenblicke wichen, der das Dunkel seiner Seele auf kurze Zeit erleuchtete.

Vorzüglich erheiterte ihn auf der Reise ein possirliches Affenpaar, welches ich von Java mit mir genommen hatte, um doch etwas aus der Fremde mit ins Vaterland zu bringen, da das Geschick mich einmal nicht mit Gold und Edelsteinen gesegnet hatte.

Spaschast war es mit anzusehen, wenn die beiden Thiere, welche auf dem Kutschenschlage saßen, den Vorübergehenden ihre Fragen schnitten, und wenn die schaulustige Jugend bei diesem Anblick in jedem Orte uns verfolgte und ein lärmendes Geschrei erhob. Gelangten wir an ein Posthaus, so ward unsere Kutsche gewöhnlich von Kindern umringt, welche die Affen mit lautem Jubel empfangen.

So kamen wir in Wesel an, wo ich meinen Begleiter mit dem herzlichsten Wunsche verließ, daß die Hoffnung eines glücklichen Wiedersehens über den Sternen seinen Kummer gänzlich zerstreuen möchte; ich aber setzte meine Reise weiter fort und hielt mich erst in Düsseldorf wieder einen Tag lang auf, wo ich meinen theuern Freund den Kaufmann Solbrig besuchte, von welchem ich herzlich empfangen wurde. Er war der erste von meinen Freunden im lieben Vaterlande, den ich nach einer langen Trennung wieder sah, und ich verlebte daher aus doppelten Gründen in seiner Gesellschaft

einige herrliche Tage. Da ich aber eilte, meine übrigen Freunde bald zu umarmen, so nahm ich am folgenden Morgen von meinem biedern Solbrig, in der Hoffnung eines baldigen Wiedersehens, Abschied und setzte meine Reise weiter fort, so daß ich erst in Kassel mir wieder einen Rasttag gönnte, wo ich mich ein wenig umzusehen beschloß, weil ich bei meinem ersten Hiersein, vor nun beinahe 20 Jahren, weiter nichts gesehen hatte, als das Zimmer, in welchem ich logirte, da ich am späten Abend angekommen, und am frühem Morgen weiter gereist war.

Ich fand, daß Kassel mit vollem Rechte die Auszeichnung verdiente, unter die Zahl der Residenzstädte zu gehören, da es von herrlichen Gebäuden und mehreren ansehnlichen öffentlichen Plätzen geziert wird. Zwar ist die Altstadt nicht sehr in die Augen fallend, um so mehr aber die untere Neustadt, welche von französischen Protestanten angebaut wurde, die im Jahre 1685, nach Aufhebung des Edikts von Nantes, aus ihrem Vaterlande geflüchtet waren, und sich hier niedergelassen hatten. Ein edler Styl zeichnet die Häuser vortheilhaft aus, welche die breiten Straßen schmücken, die in schnurgerader Richtung angelegt sind, und unter denen vorzüglich die Königsstraße zu bemerken ist. Noch mehr aber, als durch ihre Bauart, zeichnet sich die Stadt durch die reizende Umgebung aus. Von drei Seiten mit Wald-Bergen umgeben, zieht sich nach Osten zu eine freundliche Ebene, in deren blauer Ferne der Meißner sich erhebt, um dem schönen Gemälde eine neue Zierde zu gewähren. Nur bedauerte ich, daß ich gerade in einer Jahreszeit hierher kam, wo die Natur ihren schönsten Schmuck verloren hatte, und

die Einbildungskraft ersetzen mußte, was die winterlichen Stürme den Umgebungen geraubt hatten.

Von Kassel aus reiste ich über Gotha und Erfurt, und kam am 22. December 1823 glücklich und wohlbehalten in meiner Vaterstadt an, deren Anblick schon aus der Ferne her meine Brust so freudig bewegte, daß ich den Pferden Flügel wünschte, um so schnell als möglich in die Umarmungen meiner Freunde und Verwandten zu eilen; und in lauten Schlägen pochte mir das Herz, je näher ich dem gewünschten Ziele kam, bis ich endlich vor der Wohnung meines ältesten Bruders anlangte, wo ich abstieg und mit brüderlicher Herzlichkeit empfangen wurde.

Bald wurde meine Ankunft bei den übrigen Familienmitgliedern bekannt, und alle kamen sie, mir ihr freundliches Willkommen entgegen zu rufen. Aber als der schöne Freundeskreis sich um mich versammelt hatte, da vermißte ich drei geliebte Personen, und die Thränen der Wehmuth flossen, als ich nach ihnen fragte, denn mein geliebter Bruder August, so wie die theuern Gattinnen meines ältesten und jüngsten Bruders hatten das Ziel ihrer irdischen Wallfahrt erreicht, und im engen Aschenkrüge lagen die Herzen, die so liebevoll geschlagen hatten. Ach, so war meine Freude nicht ungetrübt, wie man hienieden nimmer sie findet.

Was aber meinem Herzen vorzüglich wohl that, war der Anblick meiner theuern, innig geliebten Mutter, die bei ihrem hohen Alter noch gesund und kräftig vor mir stand, weshalb ich dem Herrn dankte für das frohe Weihnachtsfest, das seine Güte mir bereitet hatte.

Da das Schützenkorps, dessen Kommandeur ich früher gewesen war, die Nachricht von meiner Ankunft erhalten hatte, so wurde ich noch an demselben Abend durch einen Fackelzug freudig überrascht, wodurch ich die frohe Ueberzeugung gewann, daß eine jahrelange Trennung die mir so schätzbaren freundlichen Gefühle eines großen Theils meiner Mitbürger nicht geschwächt hatte. Ich war daher so innig gerührt über die Aufmerksamkeit, welche man mir schenkte, daß ich meinen herzlichen Dank kaum auszudrücken vermochte.

So endete sich mit diesem Abende die wichtigste Periode meines Lebens, denn von nun an verflossen mir die Tage bis heute in gewöhnlicher Form. Drum lege ich hier den Griffel nieder, womit ich die Begegnisse meines Lebens zu schildern versuchte, und harre geduldig der Zeit, wo der Herr dem Engel des Todes gebieten wird, mich aus dem Thale der Prüfung hinauf zu führen in das Land des ewigen Friedens, das die Hoffnung und der Glaube mit segnenden Blicken schon hier uns enthüllt, wo alle Herzen sich wieder finden sollen, die hier den Bund der Liebe und Freundschaft schlossen, um nie wieder durch den langen Trennungsschmerz gestört zu werden in dem Genuße seliger Freuden.

Des Schicksals Hand zog mich nach weiter Ferne,
 Und willig folgt' ich der geheimen Macht,
 Mir funkelten in neuer Welt die Sterne,
 Als auf Europa ruhte dunkle Nacht.
 Doch als der Freiheit Morgenroth erglänzte,
 Da zog es nach der Heimath mich zurück,
 Ich sah, wie Deutschland sich das Haupt bekränzte,
 Und wiederkehrte das entschwundene Glück.
 Da trat ich freudig selbst mit in die Reihen,
 Die sich die Hand gereicht zum heil'gen Zug,
 Um meinen Arm dem Vaterland zu weihen,
 Wofür das Herz voll treuer Liebe schlug.
 Schon aber war des Sieges Gott erschienen,
 Als wir zum Kampf das Racheschwert gezückt,
 Die blut'ge Schmach des Vaterlands zu sühnen,
 Die das Geliebte Jahre lang gedrückt.
 Da nahm ich Abschied von dem deutschen Lande,
 Um meine Kraft Dranien zu weihn,
 Das seine Flotten über's Weltmeer sandte,
 Und wieder stand ich so in Mavors Reih'n.

Vertrauend auf des Weltenvaters Gnade,
 Begannen wir mit Freuden unsre Fahrt,
 Und ob auch oft sich die Gefahr uns nahte,
 Die Himmelsliebe hat uns treu bewahrt.
 Doch Sehnsucht nach dem lieben Vaterlande,
 Durchglühte oft gewaltig unser Herz,
 Semehr das Schiff dem Süden zu sich wandte,
 Blickt' unser Auge sehnlich heimathwärts,
 Wo heiß geliebte Herzen für uns schlugen,
 Von denen unser Mund mit Freuden sprach.
 Wann uns die Wogen immer weiter trugen,
 Dem fernen Ziele unsrer Wand'ung nach.

Wir landeten an Afrika's Gestade,
 Dem holden, blüthenreichen Hoffnungsland,
 Wo liebend mir so manches Herz sich nahte,
 Wo Freundschaft mir gereicht die treue Hand.
 Hier aber war das Ziel noch nicht errungen,
 Nach dem uns rief des Königs hohes Wort,
 Und als des Abschieds ernstes Lied erklangen,
 Trug uns des Meeres Woge weiter fort,
 Bis fern in Indiens ersehnten Auen
 Die neue Heimath endlich uns erschien.
 Hier glaubt' ich nun des Lebens Glück zu bauen,
 Wo alle Blumen glänzender erblühen;
 Doch öffneten sich mir nur wenig Blüthen,
 Ich sah, Fortuna's Günstling war ich nicht,
 Sie hatte hier auch Dornen mir beschieden,
 Indes sie Blumen reichte manchem Wicht.
 Ich fühlte, daß das Glück nicht in der neuen,
 Nicht in der alten Welt gefunden wird,

Und daß wir seiner Huld uns nur erfreuen,
Wenn es zuweilen sich bei uns verirrt.

So trat ich nach erfahrungsreichen Jahren,
Die Reise nach der Heimath wieder an,
Um in dem Schutze vaterländ'scher Laren,
Zu enden meines Lebens Pilgerbahn.
Wohl' werd' ich jezo nur noch eine Reise,
Die Reise jedes Erdensohnes thun,
Um in der abgeschiednen Freunde Kreise
Nach manchem Kummer endlich auszuruhn.

Ende des dritten und letzten Theils.

Der freundliche Leser wird gebeten, die unbedeutenderen Druckfehler gütigst zu entschuldigen, und die größeren nach dem angegebenen Verzeichniß zu berichtigen.

Erster Band.

- Vorrede Seite III. Zeile 4. l. wie st. weil.
 Seite 69. Zeile 5. l. ionischen st. dorischen.
 — 217. — 18. l. Capitain in einen Prozeß verwickelt und er für seine Person von. st. Capitain von.
 — 244. — 16. l. Pfuel st. Phul.

Zweiter Band.

- 30. — 27. l. Gut st. Geld.
 — 44. — 7. l. die st. der.
 — 67. — 24. l. ergöhte mich st. ergögte ich mich.
 — 134. — 20. l. den st. dem den.
 — 159. — 8. l. so die st. so ging die.
 — 162. — 16. l. der st. die.
 — 192. — 22. l. ihnen st. in ihnen.
 — 201. — 12. l. Befehle an mich, st. Befehle.
 — 247. — 14. l. dienen st. dienten.
 — 247. — 18. l. niederbeugen st. niederzubeugen.
 — 248. — 9. l. die st. diese.
 — 252. — 22. l. Mann st. Maunn.
 — 265. — 8. l. dieselbe st. dieselben.
 — 265. — 22. l. Tago st. Java.
 — 278. — 23. l. buldete st. ließ zu.
 — 279. — 8. l. Gefühle st. Gefühlen.
 — 279. — 15. l. davon st. daran.
 — 295. — 2. l. Amsterdam st. Ruyter.
 — 304. — 29. l. nur st. und.
 — 305. — 1. l. Linna schienen nichts von st. Linna von.
 — 327. — 26. l. der Name Jude würde freilich st. nur würde freilich.
 — 327. — 28. l. messianischen st. mosaischen.
 — 330. — 13. l. auf st. aus.
 — 341. — 10. l. Körperlichen st. Körperlichen.
 — 344. — 7. l. Prawn st. Brauen.
 — 344. — 15. l. 7. st. 9.

Dritter Band.

- 4. — 2. l. einer st. ein.
 — 8. — 12. l. Selber st. Gulben,

Seite 23.	Zeile 12.	1.	Glout st. Glont.		
— 24.	— 3.	1.	glich st. gleich.		
— 33.	— 23.	1.	der seiner st. seiner.		
— 62.	— 1.	1.	Staubē st. Stande.		
— 76.	— 3.	1.	von dem st. von denen.		
— 77.	— 12.	1.	würde st. würden.		
— 89.	— 12.	1.	reiche st. rauhe.		
— 105.	— 15.	1.	sehen st. setzen.		
— 113.	— 4.	1.	waren, wieder st. waren.		
— 127.	— 14.	1.	Zukunft st. Zeit.		
— 140.	— 1.	1.	seine st. eine.		
— 151.	— 16.	1.	unter st. über.		
— 151.	— 17.	1.	Kette hindurchziehen, st. Kette.		
— 166.	— 1.	1.	hatten st. hatte.		
— 181.	— 9.	1.	werden st. wurden.		
— 191.	— 23.	1.	den ich st. da ich ihn.		
— 241.	— 7.	1.	seine st. ein.		
— 245.	— 5.	1.	den st. seinen.		
— 245.	— 6.	1.	hatte st. hatten.		
— 250.	— 23.	1.	meine st. meiner.		
— 261.	— 12.	1.	gebrauchten st. brauchten.		

Nr 4301

ULB Halle

3

004 804 686



D



